

MALERISCHE REISE
IN
BRASILLEN.

ENGELMANN & C^o

in Paris

Quai de la Seine

Le Reliquaire, 1844

1844

MAILLERISCHE REISE

IN

BRASILIEN

VON

MORITZ RUGENDAS

Herausgegeben

VON

ENGELMANN & C^{IE}

in Paris,

Cité Bergère, N^o 1.

in Mülhausen, (Ober-Rheinisches Dept.)

1855.

BIBLIOTECA SENADO FEDERAL
Este volume encontra-se registrado
sob o n.º

REPUBLICA FEDERAL DO BRASIL

CONSTITUENTE

COMISSÃO DE CONSTITUÇÃO

EXTRATO

REPUBLICA FEDERAL DO BRASIL

in Paris,

Les Éditions D. B.

in München (G. B.)

1954.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Landschaften.

Wir haben es in diesem ersten Hefte einer malerischen Reise nach Brasilien blos mit dem äussern Ansehen des Landes zu thun, wie es sich dem Auge des Reisenden, des Malers darstellt; wir entdecken mit ihm sogleich einige durch charakteristische Züge bezeichnete Hauptunterschiede: diese ausführlicher anzugeben und zu ergänzen, was eine Abbildung nicht bemerklich machen kann, zugleich aber auch die Grenzen dieser Eintheilungen des Landes anzugeben, die man, im Gegensatze zu den politischen, malerische nennen könnte, darauf muß sich hier unsere Aufgabe beschränken.

Wir suchen die Ursachen und Bedingungen zu ergründen, wornach jene malerischen Abtheilungen sich gebildet haben. Diese liegen offenbar in den Verschiedenheiten des Clima's und des Bodens, welche von der allgemeinen geographischen Structur des Landes abhängen, die zugleich auf alle andere Verhältnisse und Abtheilungen desselben in politischer und statistischer Hinsicht einen so grossen Einfluß ausüben, und deren nähere Bestimmung uns auch für diese Gegenstände, wo wir in der Folge genöthigt seyn werden, sie zu berühren, die Uebersicht sehr erleichtern wird.

Bei einer Uebersicht der allgemeinen geographischen Structur Brasiliens bieten sich uns sechs Hauptabtheilungen dar, nämlich die Flußgebiete des Amazonenstromes, des Paraguay, des Parana, der Südküste, des San Francisco und endlich des Parahiba oder der Nordküste. Von diesen gehören die drei ersten zwar nicht ganz, aber doch größtentheils zu Brasilien, und erhalten durch mehrere Gebirgszüge ihre natürlichen Grenzen. Das Flußgebiet des Amazonenstroms ist zwar mehr eine der grossen Hauptabtheilungen von Südamerika und der östlichen Abdachung der Anden; allein der größte Theil davon gehört zu Brasilien, und insofern finden

wir für dasselbe folgende natürliche Gränzen : nach Norden trennt das Flußgebiet des Amazonenstromes von demjenigen des Orenoko, und zugleich mit geringen Abweichungen Brasilien von Columbien, ein Gebirgszug, dessen allgemeine Richtung von Westen nach Osten ist, und der in dieser Richtung verschiedene Namen trägt, zum Beispiel Serra Parime, Serra Pacarayna, Serra Tumucumaque, und ihm eine große Zahl von Strömen zusendet, wovon der Rio Negro besonders angeführt zu werden verdient, da er den Amazonenstrom mit dem Orenoko durch den Cassiquiare verbindet.

Nach Süden und Osten wird das Flußgebiet des Amazonenstromes von demjenigen des Paraguay, des Parana und des San Francisco durch einen langen Gebirgszug getrennt, der es in einem großen Halbkreis umschließt, indem er an der Gränze von Oberperu anfängt, sich bis zum 20sten Grad südlicher Breite südöstlich zieht, dann aber eine nordöstliche Richtung annimmt bis etwa zum 10ten Grade, wo er sich in zwei Arme theilt, welche in einem Halbkreis das Flußgebiet des Parahyba umfassen. Dieser Gebirgszug schickt dem Amazonenstrom die größten Flüsse zu, wie z. B. den Rio Madeira, den Topayos, den Xingu, den Uruguay und Tocantin. Nach Osten hin verengt sich dieses ungeheure Flußgebiet, was in seiner größten Ausdehnung 22 Grad Länge und eben so viel Breite hat, immer mehr, und der westlichste seiner von Süden nach Norden strömenden Hauptflüsse wird nach Osten durch den nördlichen Theil jenes Gebirgszuges, den wir den des Innern nennen können, von dem Flußgebiete der Nordküste und des Rio de San Francisco getrennt. Das erstere besteht aus einer Menge von Strömen, die von Süden nach Norden dem Meere zufließen, und wovon wir nur den Parahyba, als den bedeutendsten, anführen wollen; seine Gränzen gegen den Amazonenstrom nach Westen und gegen den San Francisco nach Süden und Westen, bildet jener Halbkreis von Gebirgen, in den sich der Hauptgebirgszug des Innern theilt. Der San Francisco ergießt sich zwar an der Ostküste ins Meer, allein sein Lauf ist dennoch größtentheils von Südwest nach Nordost, und sein Flußgebiet sehr bestimmt von demjenigen der Ostküste getrennt, indem es erstlich durch den in derselben Richtung laufenden Theil des Gebirges des Innern und durch den zweiten parallel laufenden Hauptgebirgszug Brasiliens nebst ihren Verbindungszweigen gebildet wird. Dieser zweite Gebirgszug, welchen wir den der Küste nennen wollen, fängt im südlichsten Theil von Brasilien an, und läuft dann unter verschiedenen Namen längs der Küste hin bis nach dem Rio San Francisco; hier macht er eine Wendung nach Westen, wodurch er sich etwas von der Küste entfernt, und nun ungefähr in gleicher Ent-

fernung zwischen dem Gebirgszug des Innern und der Küste nach Nordost laufend, die Gränze zwischen dem Flußgebiet des San Francisco und demjenigen der Ostküste bildet. Das erstere wird ausserdem noch gegen Süden durch einen Verbindungsast beider Hauptgebirgszüge begränzt. Die Gränzen des Flußgebietes der Ostküste ergeben sich schon aus dem Gesagten. Es begreift den Raum zwischen dem Meeresufer und jenem zweiten Gebirgszug, der von seinem östlichen Abhang eine große Anzahl von Strömen nach Osten und Südosten ins Meer ergießt. Dieses Küstengebiet wird fast in seiner ganzen Länge von einem Gebirgszuge durchschnitten, der (besonders unter dem Namen Serra do Mar) ebenfalls mit der Küste parallel läuft, aber keine Wasserscheide bildet, sondern die Ströme, welche vom Innern kommen, durchläßt. Die Gränzen der Flußgebiete des Paraguay und Parana ergeben sich ebenfalls größtentheils aus dem bisher Gesagten, indem sie nach Norden und Osten von dem westlichen Theil des Gebirgszuges des Innern, dem südlichen Theil der zweiten Hauptgebirgskette, endlich dem Verbindungsaste zwischen beiden Hauptzügen gebildet werden. Die Gränze zwischen dem Flußgebiet des Parana und demjenigen des Paraguay bildet ein nach Süden laufender Zweig des innern Gebirgszuges; die westliche Gränze des Flußgebietes des Paraguay bildet ebenfalls ein Zweig desselben Gebirges, den es nach Süden aussendet, der aber nicht mehr zu Brasilien gehört, wie überhaupt die Gränzen dieses Landes gegen die vereinten Staaten des Rio de la Plata und gegen Oberperu meistens durch Flüsse gebildet werden, und also die natürlichen Gränzen der Flußgebiete durchkreuzen.

Betrachten wir das Verhältniß der politischen Abtheilungen Brasiliens zu den natürlichen Abtheilungen, wie sie sich uns eben dargestellt haben, so ergibt sich im Allgemeinen Folgendes. Das ungeheure Flußgebiet des Amazonenstromes bildet den größten Theil der Provinzen Para, Mato Grosso und Goyaz; das Flußgebiet der Nordküste, den größten Theil der Provinzen von Maranhão, Piauí, Ceará, Paraíba und Rio Grande do Norte; das Flußgebiet des Rio do San Francisco, die Provinz Pernambuco und den größten Theil der Provinz von Minas Geraes; das Flußgebiet der Ostküste, die Provinzen Sergipe, Ilheus, Porto Seguro, Espirito Santo, Rio Janeiro, einen Theil von San Paulo, Santa Catharina, Rio Grande do Sul, und einen Theil von Minas Geraes. Das Flußgebiet des Paraguay bildet den südlichen Theil von Mato Grosso; das Flußgebiet des Parana, den südlichen Theil von Goyaz, den größten Theil von San Paulo und von Rio Grande do Sul.

Im Ganzen läßt sich eine gewisse Uebereinstimmung der natürlichen mit den politischen Gränzen hier nicht verkennen. Sie zeigt sich besonders in der Reihe

von kleinen Provinzen, welche sich in schmalen Streifen längs der Küste von Santa Catharina bis nach Seara gebildet haben, gleichsam den vielen kurzen Strömen entsprechend, welche sich an dieser Küste ins Meer ergießen. Diese Reihe wird nur von der Provinz Pernambuco unterbrochen, welche den untern oder nördlichen Theil des großen Flußgebietes des San Francisco bildet. Westlich von Seara folgen dann den bedeutenden Strömen der Nordküste die großen Provinzen von Maranhão und Piauí: endlich entsprechen die, entweder sehr unsicher oder mit ganz willkürlichen geraden Linien bezeichneten, Grenzen der großen Provinzen von Mato Grosso und Pará dem unermesslichen und größtentheils ganz unbekanntem Flußgebiet des Amazonenstromes. Die auffallendsten Anomalien, die sich uns darbieten, wenn wir Brasilien von dieser Seite betrachten, sind die Provinzen Minas Geraes und San Paulo. Sie sind jedoch leicht erklärlich, wenn wir bedenken, daß diese Provinzen ihren politischen Ursprung und ihre Grenzen besonders den Ausdehnungen und der Lage der Goldminen verdanken, welche an beiden Abhängen des Gebirgszugs der Küste gefunden werden; so daß dieses Gebirge — die Wasserscheide zwischen der Ostküste und dem Rio San Francisco — statt auch die Gränze zwischen der Provinz Minas Geraes und den Küstenprovinzen zu bilden, nun fast in der Mitte der erstern liegt, welche ausschließlich die Goldprovinz zu seyn bestimmt war. Dasselbe gilt in gewisser Hinsicht von San Paulo, und die Widersprüche, welche im Allgemeinen nach dem Innern des Landes zu zwischen den natürlichen und politischen Gränzen Statt finden, erklären sich leicht aus den Streifzügen, welche die Paulisten nach Sklaven und Gold ins Innere vornahmen, und aus der geringen Höhe der meisten der Gebirge im Innern.

Der Einfluß der allgemeinen Bildung des Landes auf das Aussehen desselben in malerischer Hinsicht ist doppelter Art: erstlich durch die Höhe und Form der Gebirge, ihre Anzahl und Verhältnisse zu der Ebene; zweitens durch das Klima und die Vegetation, insofern sie von demselben abhängt. Was nun die erste betrifft, so bietet sich uns sogleich, als unterscheidende Eigenschaft für den landschaftlichen Character von Brasilien, die Thatsache dar, daß die höchsten Theile des Landes nicht die gebirgigsten, sondern bloß hügelig sind. Man kann mit Recht sagen, daß die eigentlichen Gebirge von Brasilien, in malerischer sowohl, als in geognostischer und geographischer Hinsicht, die Anden sind, welche aber bei den Verhältnissen des Raums, die in der neuen Welt vorwalten, in jeder Hinsicht ausser unserm Horizonte und ausserhalb der politischen Gränzen Brasiliens liegen. Könnten wir die Gebirgszüge der Küste und des Innern den Anden näher denken,

so würden sie uns als die Voralpen derselben erscheinen; das, was aber Brasilien einen so sonderbaren Character giebt, ist die ungeheure Entfernung, die seine Alpen, die Anden, von ihren östlichen Voralpen trennt. Dieser ganze unermessliche Zwischenraum, der den größten Theil von ganz Brasilien und der Flußgebiete des Amazonenstromes, des Paraguay, Parana, San Francisco und der Nordküste ausmacht, bildet nicht sowohl eine Hochebene, als ein endloses Gewirre von Hügelreihen, deren Höhe aber größtentheils beinahe eben so viel beträgt, als die Höhe jener Küstengebirge, welche wir Voralpen nennen könnten, nämlich 3 bis 4000 Fufs. Aus diesem Hügelmeere erheben sich anfangs kaum merklich diejenigen Gebirgszüge oder höhern Hügel, welche im Innern des Landes die Wasserscheide bilden, und erst indem sie sich der Küste nähern, treten sie bedeutender hervor, aber nicht sowohl indem ihre Höhe über die Meeresfläche zunimmt, als indem die Hügel zu beiden Seiten immer mehr an Höhe über dem Meere, nicht aber an relativer Höhe unter sich selbst abnehmen. Dieses allmälige Abnehmen der Höhe des Hügellandes bedingt den Lauf der Flüsse, und ist in seiner Entstehung wahrscheinlich auch von ihm bedingt worden. Ein Blick auf die Charte und den Lauf der Hauptströme zeigt uns dafs diese Abdachung in dem südlichen Flußgebiet des Amazonenstromes, also nördlich und östlich von dem Gebirgszug, den wir den des Innern nannten, nach Norden, und südlich von demselben nach Süden, sehr allmälig bis an das Meer Statt findet, während nach Osten zu die Voralpen, welche diese Flußgebiete und dasjenige des San Francisco begränzen, ziemlich nahe der Küste hinziehen, und sich schroff von derselben erheben.

Was die geognostischen Verhältnisse der Gebirgszüge betrifft, so fehlt es uns darüber noch sehr an zusammenhängenden Beobachtungen; jedoch stimmen im Allgemeinen alle Nachrichten darin überein, dafs die brasilianischen Gebirge fast insgesamt aus Urformationen bestehen, und zwar größtentheils aus Granit, der jedoch durch die gröfsere oder geringere Beimischung von Glimmer häufig in Gneifs und in Glimmerschiefer übergeht. Letzteres scheint besonders mehr im Innern des Landes der Fall zu seyn, während da, wo sich das Gebirge sehr der Küste nähert, zum Beispiel bei Rio de Janeiro, der Granit vorherrscht. Der Ueberzug der Felsen, das eigentliche Erdreich, ist besonders ein rother Thon, während an der ganzen Küste, besonders aber an der Nordküste, am Ausflufs des Amazonenstromes, des Parahyba und des San Francisco, sich viel Sand und Dammerde abgelagert hat.

Das Clima ist im Ganzen an der Küste und in den niedrigen Flußgegenden feucht und heifs, in den Gebirgen und im Innern des Landes trocken und kühler.

Der Thermometerstand ist im Durchschnitt in den Niederungen 26° — 30° , in den höhern Gegenden 18° — 20° Reaumur. Die Regenzeit tritt etwa im Oktober ein, und hört im Februar auf.

Aus allem bisher Gesagten ergeben sich die Unterschiede, welche in Brasilien das Clima, die Vegetation und der von allen diesen Umständen bedingte Anblick des Landes darbieten, nämlich die Küstenlandschaften, die Ufer der Flüsse, die Gebirge und die Hügel. Es ergibt sich aber auch zugleich, daß die Art, wie diese verschiedenen Landschaftscharactere auf einander folgen, sehr verschieden seyn müssen, je nachdem der Reisende von der Ost- oder von der Nordküste ins Innere des Landes vordringt. Die Ostküste bietet schon in der Ferne die kühnen Formen der Granitgebirge dar, welche längs derselben in größerer oder geringerer Entfernung hinlaufen, und zum Beispiel bei Rio de Janeiro sich selbst bis in das Meer hinein erstrecken. Um von dieser Seite her bis zu dem hohen Hügellande des Innern vorzudringen, muß der Reisende mehrere felsige Gebirgszüge übersteigen, um endlich jene hohen steilen Gebirge zu erreichen, welche wir die Voralpen der Anden nannten: von dort aber betritt er das hohe hügelichte Binnenland, ohne wieder bedeutend in die Tiefe hinabzusteigen. Ganz anders verhält es sich, wenn man von der Nordküste, oder eigentlich von der ganzen Küste vom Rio de San Francisco bis zum Amazonenstrom, ins Innere vordringt. Das Ufer selbst ist entweder ganz eben, morastig, sandig, oder es ist hügelicht, und man kann das ganze ungeheure Flußgebiet des Amazonenstromes, des Parahyba (sogar des San Francisco in dieser Richtung) durchwandern, ohne ein bedeutendes Gebirge zu übersteigen, indem man von einer Hügel- oder niedrigen Gebirgsreihe zur andern gelangt, bis zum Ursprung der Ströme, bis zu den niedrigern Gebirgen des Innern, deren Höhe über dem Meere nicht geringer ist, wie die jener hohen Ufergebirge an der Ostküste, in welche sie allmählig übergehen. Dieser allmähliche Uebergang von den Küsten zu den höchsten Punkten des Landes bedingt einen gleichen allmählichen Wechsel der climatischen Verhältnisse und der Vegetation, während beide dem Reisenden, der zum Beispiel von Rio de Janeiro aus ins Innere vordringt, sehr plötzliche Abänderungen darbieten. Die Vegetation und das Clima scheinen sich in Brasilien im Ganzen mehr nach den Verhältnissen der Lage, als nach den Breitengraden zu verändern, und beide scheinen in denselben Lagen der nördlichen und südlichen Provinzen wenig landschaftliche Verschiedenheit darzubieten. Die Hauptunterschiede in dieser Hinsicht werden von der Höhe der Orte über dem Meere und von der Nähe der Ströme oder des Wassers überhaupt bedingt. Die Waldvegetation, welche in den eigent-

lichen Urwald übergeht, findet sich im Ganzen an allen Ufern, sowohl des Meeres als der Flüsse: so wie man aber gegen das hohe Binnenland heransteigt, verliert sie sich, und auch an den Ufern der Flüsse hört nach ihrem Ursprunge zu die Waldvegetation auf; allein auch zunächst an der Meeresküste, da, wo sie entweder sehr felsig ist, wie am südlichen Theil der Ostküste, oder da, wo sie von Morast oder Sanddünen gebildet wird, wie an der Nordküste und dem nördlichen Theil der Ostküste, hört die Waldvegetation auf. An den letztgenannten Küsten, das heisst von Pernambuco, Seara, Rio Grande, Maranhão, u. s. w., findet man den Wald erst mehrere Tagereisen weit im Innern des Landes. An der Ostküste dagegen, von Santa Catharina bis Sergipe, erhebt er sich gewöhnlich in geringer Entfernung vom Ufer und geht allmählig in Urwald über, so dass das Ufergebiet, was wir das der Ostküste nannten, am meisten Wald und überhaupt die üppigste Vegetation, so wie die schönsten Gebirgsformen darbietet. Insofern auch die Arbeiten und Werke des Menschen zu dem landschaftlichen Character der verschiedenen Gegenden beitragen, muss man bemerken, dass die meisten Pflanzungen an den Ufern der Flüsse sich finden und den Zwischenraum einnehmen, den die Waldungen lassen; dagegen das hügelichte Binnenland durch einzelne, weit zerstreute Meierhöfe, durch Viehheerden oder durch die Betriebsamkeit der Bergwerke belebt wird.

Nachdem wir bisher im Allgemeinen den Character und das Vorkommen der verschiedenen Gegenden Brasiliens angegeben haben, gehen wir zu einer ausführlicheren Beschreibung derselben über.

Das erste, was sich dem europäischen Wanderer darbietet, sind die Küstengegenden, deren Character jedoch, wie schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, so große Abwechslungen darbietet, dass es nicht möglich ist, eine allgemein passende Beschreibung derselben zu geben. Am südlichen Theil der Ostküste, da, wo sich die Gebirge und der Urwald dem Ufer mehr nähern, zeigen die Uferlandschaften, entweder als Hintergrund oder bis an das Meer selbst vorspringend, die kräftigen Massen und pyramidalischen Kuppen des Urgebirges, an dessen Füsse sich das dunkle Grün des Urwaldes ausdehnt. Wo die Gebirge sich bis dicht an das Ufer hinziehen, oder sogar einzelne Felsblöcke ins Meer hinaussenden, da ist die Küste meistens kahl: nur hier und da erheben sich einzelne Gruppen schlanker Cocospalmen; aus dunkeln waldigen Schluchten stürzen klare Bäche hervor, an deren Ufern einzelne Fischerhütten oder kleine Pflanzungen stehen. Wo hingegen das Gebirge, weniger steil und felsig, sich vom Ufer entfernt und dem Urwalde Raum

läßt, der seine niedrigern Abhänge bedeckt, da bildet der Rand des Waldes, der wie eine riesenhafte Mauer die Landschaft umschließt, einen dunkelgrünen Hintergrund, über den sich nur die felsigen Gipfel des Gebirges erheben; rings um den Rand des Urwaldes zieht sich ein Kranz oder Gürtel von niedrigen Bäumen, besonders Lorbeerarten und niedrigere Palmen, der näher nach dem Ufer zu einer großen Anzahl herrlich blühender Gebüsch und Fettpflanzen Platz macht.

Der Raum zwischen diesem Blütenkranz, der den Urwald einfasst, und dem Meere selbst ist meistens sandig und von höheren Sträuchen oder Bäumen frei; dagegen aber bedecken ihn viele Arten von niedrigen rankenden Gewächsen, die sich oft durch die Farbenpracht ihrer Blüten und die sonderbare Bildung ihrer Blätter und Zweige auszeichnen; dazwischen wuchert überall das harte, stechende, blaßgelbe Strandgras hervor. Hin und wieder finden sich an diesem Theile der Küste grüne Wiesen, besonders an den Mündungen der Flüsse, zuweilen aber auch Lagunen, von kahlen Sandflächen umgeben, oder Sümpfe, mit undurchdringlichem Gebüsch und Rohr bedeckt. Einzelne freistehende Gruppen von Palmbäumen, und die Aussicht auf das Meer, vollenden den Character dieser Küstengegenden, wie sie sich besonders in der Nähe von Rio de Janeiro finden, wo die Serra do Mar am höchsten ist und sich am meisten dem Ufer nähert. Auf dem ersten Blatte dieses Heftes ist als Beispiel einer solchen Landschaft die Praya Rodriguez, südlich von Rio de Janeiro, dargestellt.

Je weiter sich nach Norden zu die Gebirge vom Ufer entfernen, abflachen und in die Hügel des Binnenlandes verlieren, desto kahler und sandiger wird die Küste. Mehrere Tagereisen weit findet der Wanderer oft nichts als niedrige Lehmhügel oder wahre Wüsten von beweglichem Sande; verdorrtes Gras, hier und da einzelne Bäume mit dichtem dunkelgrünem, lederartigem Laube und schöner Blüthe. Nur selten findet er einige Pfützen von schlechtem Wasser, oder an dem ausgetrockneten Bette kleiner Ströme einzelne elende Hütten, deren Bewohner dem Hungertode kaum zu entgehen hoffen, und deren abgemagertes Vieh vergebens nach Wasser und Futter brüllt. Hier und da erheben sich aus dem Sande einzelne sonderbar geformte Felsenriffe, deren Gestalt, so wie die Muscheltrümmer im Sande, vermuthen lassen, daß diese ganze Gegend einst vom Meere überströmt war. Auch jetzt noch wird sie in der Regenzeit größtentheils unter Wasser gesetzt. Nur an den Ufern der größern Flüsse und weiter nach dem Innern des Landes zu geht diese Einöde in die reichere Vegetation der Wälder oder der Campos über, während die Sandflächen und Dünen

an den Mündungen des Amazonenstromes ausgedehnten undurchdringlichen Sümpfen Platz machen.

Auch von den Uferlandschaften der Flüsse läßt sich nicht wohl eine allgemeine passende Charakteristik geben. Erstlich soll, wie die HHrn. Spix und Martius versichern, jeder der größern Flüsse seine eigenthümliche Vegetation besitzen, wovon wir mit Ungeduld nähere Nachrichten in dem zweiten Theil ihres interessanten Werkes erwarten, worin von den großen Strömen der nördlichen Provinzen, dem Tocantin, Paraiba, Rio Negro, Amazonenfluß, die Rede seyn wird; allein auch die Ströme der Ostküste, worauf wir uns hier beschränken, bieten große Abwechslungen und Verschiedenheiten dar, je nachdem ihre Ufer gebirgig, hügelig oder flach und sumpfig sind; je nachdem der Urwald sich bis dicht ans Wasser erstreckt, oder einer niedrigeren Vegetation und Pflanzungen Raum läßt. Diese glänzen dann mit ihren weißen Mauern freundlich aus dem saftigen Grün der Orangen-, Bananen- und Mangobäumen, die sie umschatten, hervor, während schlanke Palmen hoch über ihnen ihre Gipfel wiegen, und im Hintergrunde das dunkle Grün des Urwaldes und die Gebirge das Gemälde schliessen.

Da, wo die Ufer der Flüsse niedriger sind, werden sie meistens von dichtem, undurchdringlichem Gebüsch eingefasst, und gewöhnlich bieten sie eine große Abwechslung von Bäumen und Sträuchern dar, welche durch die Pracht ihrer Blüten und die Schönheit ihrer Formen zu dem Character der Landschaft beitragen: das Ubarohr mit fahnenartigen Blüten und zierlichen fächerförmigen Blättern; das schlanke Bambusrohr; die Avicenien, Bignonien und andere Schlingpflanzen, mit einer Fülle von Laub und Ranken und den glühenden Farben ihrer Blüten. Viele Arten von Enten, Eisvögeln und andern Wasservögeln flattern vor dem Nachen des Reisenden her ins Gebüsch, während schöne weiße Reiher in den Gipfeln der höhern Bäume eine Zuflucht suchen. Da, wo das Meerwasser sich noch mit dem Flußwasser vermischt, sind die sumpfigen Ufer weit hin mit dem Manglestrauche bedeckt, der seine Zweige tief ins Wasser sendet, auf dessen Grunde sie Wurzel schlagen, die dann zur Zeit der Ebbe mit unzähligen Muschelthieren, Austern und Krabben bedeckt erscheinen. An den niedrigen Flußufern ist dieses Gebüsch oft so dicht und hoch, daß nur selten die höhern Gipfel des Urwaldes oder die fernen Gebirge dem Blicke des Reisenden sichtbar werden. Nur selten erstreckt sich der Urwald bis an das Wasser, meistens wird er durch einen mehr oder weniger breiten Strich einer weniger hohen Vegetation von ihm getrennt. Als Beispiel einer solchen brasilianischen Flußlandschaft geben wir im

zweiten Blatte eine Ansicht des Rio Inhomirim, in der Bai von Rio de Janeiro. In den Gebirgen selbst bahnen sich die Flüsse oft zwischen hohen Felsen einen Weg, und bilden zahlreiche Wasserfälle. Noch höher hinauf durchströmen sie das hügelichte, baumlose Binnenland, und hier sind die Ufer entweder kahl, oder mit niedrigerm Gebüsch, besonders von weidenartigen Sträuchen bedeckt.

Den interessantesten Theil der brasilianischen Landschaftscharactere bilden unstreitig die Urwälder, welche den größten Theil der Ostküste und die Ufer einiger großen Flüsse im Innern des Landes bedecken; zugleich ist es aber auch derjenige, dessen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten am wenigsten in einer Darstellung oder Beschreibung wiedergegeben werden können. Der Künstler sucht in diesen oft undurchdringlichen Waldungen, wo der Blick selten weiter als einige Schritte weit reicht, vergebens einen Punkt, der ihm einen Ueberblick oder eine Ansicht darböte, und zugleich erlauben ihm die Grenzen und Gesetze seiner Kunst nur bis zu einem gewissen Punkte die unendliche Mannigfaltigkeit in den Farben und Gestaltungen der ihn dicht umschließenden Vegetation wiederzugeben. Eben so unmöglich ist es, durch eine begleitende Beschreibung diesen Mangel zu ersetzen, und es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß dies durch ein ausführliches Namensverzeichnis und die Wiederholung einiger, entweder unverständlicher oder unbestimmter Beiworte geschieht. Die Regeln des gesunden Geschmacks setzen hier dem Beschreiber fast eben so enge Grenzen, als dem Mahler, und nur der Naturforscher ist berechtigt, sie zu überschreiten.

Wenn wir die Urwälder Brasiliens mit den ältesten und schönsten Waldungen der alten Welt vergleichen, so zeigt sich uns, als ihr charakteristischer Unterschied, nicht nur die größere Ausdehnung der erstern, die Größe ihrer Bäume, sondern ganz besonders die unendliche Mannigfaltigkeit in den Formen ihrer Stämme, Blätter und Zweige, die Farbenpracht ihrer Blüten, und die unbeschreibliche Ueppigkeit der niedrigeren Pflanzengattungen, besonders der Schlingpflanzen, welche die Räume zwischen den höhern Bäumen ausfüllen, und ihre Gipfel und Stämme oft umschlingen und verbinden, und so ein wahrhaftes undurchdringliches Chaos von Vegetation bilden, wovon unsere europäischen Waldungen nicht den entferntesten Begriff geben. Die Laubhölzer der Urwälder haben zwar noch am meisten Analogie mit den Gestalten, an welche das Auge des Europäers gewöhnt ist; allein auch unter ihnen finden sich viele, welche einen ganz eigenthümlichen Character tragen. Dahin gehört der amerikanische Feigenbaum, dessen zähe Wurzeln an dem Stamme, wie Strebepfeiler, weit hervortreten; die *Cecropia*, mit großen, silberglän-

zenden, gelappten Blättern; die hohen schlanken Mirthen und Begonien mit goldgelben Blüten. Ganz fremdartig und als wahre Kinder einer neuen Welt erscheinen dagegen die zahlreichen Gattungen der Palmen und zierlichen Farrenkrautbäume, und vergebens würden wir versuchen, einen Begriff von der unendlichen Schönheit und Grazie dieser Bildungen mit Worten zu geben, für welche es auch dem Dichter so sehr an Ausdrücken mangelt, daß er sich ihrer als Maßstab der Schönheit bedient. Manche Palmarten werden gegen 200 Fuß hoch, und wiegen ihre leichten Häupter frei über den höchsten Gipfeln des Laubgehölzes. Nadelhölzer sind selten in den brasilianischen Urwäldern, und nur einzeln droht das finstere Grün der chilesischen Fichte aus der reichen Vegetation der Tropen hervor. Mit jugendlicher Lebenskraft, in üppigem Uebermuth, schafft und zerstört die Natur in diesen Wildnissen, und scheint mit einer Art von Verachtung alle ihre Schätze, alle ihre Geheimnisse den Augen des Menschen zu enthüllen, der sich betäubt und gedemüthigt in dieser mächtigen Fülle einer freien Schöpfung fühlt.

Auch die thierische Natur entwickelt hier einen erstaunenswerthen Reichthum an Formen, Farben und Tönen. Schaaren von Affen, von Papageien und andere bunte Vögel beleben die Wipfel der Bäume; unzählige Schmetterlinge wetteifern an Pracht der Farben mit den Blüten, die sie umschweben, und werden nur von den Diamanten, Rubinen und Smaragden der Kolibri übertroffen, mit denen sie aus denselben Kelchen schöpfen. Auch die sonderbar geformten Gebäude der Ameisen halten den ermüdeten Blick des Wanderers einen Augenblick fest. Es herrscht ein beständiges geheimnißvolles Summen und Brausen in diesen Wäldern, welche die Art von Trunkenheit vermehren, in die der Wanderer versetzt wird; allein einzelne Töne unterscheiden sich dennoch: das Klappern des Tukans mit seinem großen hohlen Schnabel; die sonderbaren metallischen Töne des Uraponga, dem Klange des Hammers auf einem Ambose ähnlich, bald nah, bald ferne; das klägliche Aechzen des Faulthieres; das Brüllen des Ochsenfrosches; das Schnarren der Cicaden verkünden den Eintritt der Nacht. Myriaden von leuchtenden Insekten sprühen wie Funken umher; blutsaugende Fledermäuse flattern gespensterartig durch das Dunkel, und das ferne Heulen des Tigers, das Rauschen der Ströme oder das Krachen zusammenstürzender Bäume unterbrechen die feierliche Stille.

Die unbelebte Natur stimmt mit dem grofsartigen Character dieser Urwälder überein, welche an der ganzen Ostküste die verschiedenen Zweige der Serra do Mar bedecken. Wo eine etwas erhöhte und freie Stelle dem Blicke erlaubt, sich

über die Gipfel der Bäume zu erheben und eine grössere Landesstrecke zu übersehen, da stellen sich ihm die kühnen, schroffen Granitkuppen der höhern Gebirge des Innern dar, die über dem endlosen Grün der Wälder hervorragen. In den Urwäldern selbst finden sich häufig gewaltige Felsblöcke zerstreut, deren flache Gipfel oft mit einem Garten der schönsten Blumen bedeckt sind. Je tiefer der Wanderer aber in die Wälder eindringt, desto seltener bietet sich seinem Blicke eine freie Aussicht dar. Er reist Tage lang in dem immer dichter und dunkler werdenden Baumlabyrinth, was ihm sogar den Anblick des blauen Himmels nur sparsam durch die, in unermesslicher Höhe sich wölbenden Gipfel vergönnt. Der menschliche Geist wird endlich durch diese übermächtige Fülle und Gewalt des vegetabilischen Lebens ermüdet und gleichsam beenzt und niedergedrückt; er sehnt sich nach einem Blick ins Weite, nach dem blauen Himmel, den bekannten Sternbildern, die sogar auf den feindseligen Wogen des Oceans dem Reisenden Trost und Hoffnung zuwinken.

Seine Brust erweitert sich, indem er, die Gebirge heranstehend, endlich aus der Nacht des Urwaldes in die freien Hügel- und Gebirgsgegenden des Binnenlandes austritt, und jauchzend begrüßt er den freien Himmel, und athmet die frische, gesunde Luft der Gebirge ein. Wir haben schon oben im Allgemeinen den Character und die Lage dieses hügelichten Binnenlandes angegeben, welchem die Einwohner wegen seiner ungeheuern und gleichförmigen Ausdehnung den Namen der Campos Geraes geben. Wenn wir von Osten her die steilern Gebirge heranstehen, so bieten diese Campos anfangs noch eine grössere Abwechslung des Terrains dar: höhere felsige Berggipfel, den Voralpen Tyrols und der Schweiz ähnlich, und grüne Thäler mit Wald und Wiesen, und schauerliche Schluchten, bilden die brasilianische Gebirgslandschaft, wovon wir in dem vierten Blatte ein Beispiel in einer Ansicht der Serra Ouro branco geben. Auch die Vegetation verändert allmähig ihren Character, je mehr man sich von den Urwäldern entfernt. Diese sind zunächst von einem breiten Rande von dichten, blühenden Gebüschern umgeben, über welche sich einzelne niedrige Palmarten und Farrenkräuter erheben. Dichtere, waldartige Gruppen bilden mehrere Arten dickrindiger Bäume, mit weit abstehenden, vielfach gewundenen Aesten, und lederartigen, trockenen, mattgrünen Blättern, dazwischen hier und da die grotesken Formen eines Cactus; einzelne Gruppen der dunkeln chilesischen Fichte, die mit ihren wagerecht vom Stamme ausgehenden Aesten undurchdringliche Schattengewölbe bildet. So wie gegen die Küsten zu einzelne Gruppen hoher, schlanker Palmen, so bilden diese Fichten gegen die Campos zu gleichsam

die Vorposten der Urwälder. Indem aber der Reisende weiter ins Innere vordringt, läßt er bald diese Gebüschregion (*taboleiros*) hinter sich. Das Gebüsch wird immer lichter, die höhern Bäume stehen immer einzelner, und bald breiten sich unabsehbare, mit Gras und Blumen bedeckte Hügel vor ihm aus. Doch kann man diese Gegenden nicht eigentlich Wiesen nennen, und besonders ist ihr Character ganz verschieden von den Steppen der alten Welt. Die Campos Geraes bieten nur selten weitere Ebenen dar, wie die Steppen Asiens; der Wanderer steigt von Hügel zu Hügel, und selten gelingt es ihm, mehr zu übersehen, als die ihn zunächst umgebenden Hügel und Thäler. Eben so sehr unterscheidet sich die Vegetation; während auf den asiatischen Steppen einige wenige Pflanzenfamilien ungeheure Landstrecken bedecken, zeigt sich in den brasilianischen Campos dieselbe unendliche Abwechslung in Farben und Formen, wie in den erhabenen Bildungen der Urwälder, und ersetzen das frische Grün europäischer Wiesen. Zwischen dem blassen, feinen, trocknen Grase bedecken weithin unzählige Arten von Rubiaceen und Malpighien mit bunten Blüthen den Boden, während einzelne Farrenkrautbäume zwischen baumartigen Liliaceen, dem Congonhastrauche und Zwergacaju sich erheben, und hin und wieder kleine Niederwaldungen bilden. Der Erdboden ist meist ein harter Lehm, mit vielen größern und kleinern Quarztrümmern überdeckt; hier und da ziehen sich höhere Felsmassen durch das Hügelmeer hin, in sonderbaren Formen, Mauern, Thürme und Zinnen nachahmend, und weithin im Glanze der Sonne strahlend, wenn diese sich an den großen Glimmerplatten des Gesteins brechen. Den Lauf der Flüsse hemmend, welche dies Binnenland nach allen Seiten durchströmen, zwingen diese Felsenmassen sie oft, sich schäumend und weit hin donnernd, durch das enge Bette von Fall zu Fall zu stürzen, oder hier und da die Thäler in klare Teiche umzuformen.

Auch die animalische Natur trägt hier einen besondern stillen Character, der gegen den beständigen Wechsel und die Verwirrung der Töne in den Urwäldern auffallend absticht. Durch das niedrige Gebüsch rennen in sonderbarem Galopp kleine Heerden des amerikanischen Straufses; während mehrere hühnerartige Vögel, friedlich umhertrippelnd, ihr Futter suchen. Auf den höhern Bäumen sitzt der bunte Tukan, der purpurrothe Tanagran und der Cahoa, auf die Schlangen lauernd, die in bunten Ringen sich an der Sonne lagern. Nur zuweilen stören Schaaren von kleinen Papageyen, von den Wäldern herfliegend oder dahin zurückkehrend, mit widrigem Geschrei die Stille der Hügel.

Nur an den Grenzen dieser endlosen Wildnifs, welche das hohe Binnenland von

Brasilien bildet, kann der Reisende noch hoffen, Menschen und Menschenwerken zu begegnen. Hier findet er noch einzelne Wohnungen und Maispflanzungen, oder die Hütten der Hirten, welche zahlreiche Heerden von Rindvieh und Pferden weiden. Hier begegnet er zuweilen noch langen Zügen von Maulthieren, welche den Handelsverkehr der Weiden und Bergwerksprovinzen mit der Küste und untereinander unterhalten. Dies gilt jedoch nur von den Campos der Provinzen San Paulo, Minas und Goyaz, wo denn auch in den bewohnten Gegenden das Leben und Treiben des Bergwesens, die durch Menschenhände hervorgebrachten Schluchten und Terrassen der Goldwäschereien zum Character der Campos beitragen. Das fünfte Blatt stellt einen Theil der Campos in der Provinz Minas Geraes dar. Der Rio das Velhas durchströmt die Gegend, und in der Ferne erhebt sich die Serra Coral de El Rey.

Eine besondere Erwähnung verdienen die ausgedehnten Sümpfe und Seen, welche sich im höchsten Theile des brasilianischen Binnenlandes finden, und während der Regenzeit einen großen Theil des Flußgebiets des Paraguay in Brasilien einnehmen. Diese Sümpfe (*Pantanaes*) wurden früher häufig von den Paulisten besucht, welche zu Wasser durch den Tiete, Parana, Rio Pardo, Taguary und Paraguay mit der Provinz Cujaba im Verkehr standen, der gegenwärtig auf dem Landwege weiter nördlich durch die Serra Fria und Minas Geraes betrieben wird. Nach den Beschreibungen, welche wir von diesen Lagunen, den Flüssen, die aus ihnen hervorströmen, und den Inseln, die sie bilden, haben, müssen sie einen ganz eigenthümlichen Character und einen wunderbaren Reichthum an vegetabilischer und animalischer Schöpfung enthalten. Die Boote der Paulisten fahren zwischen unermesslichen Feldern von wildem Reis hin; an den Ufern der zahlreichen Canäle erhoben sich Gruppen von mannigfaltigen und unbekanntem Palmenarten und blühender Gebüsche, und das Wasser selbst war mit unzähligen Arten von Wasservögeln und Fischen und ungeheuern Krokodilen bevölkert.

Ueber diesen Theil des Binnenlandes fehlt es uns jedoch ganz an ausführlichen Nachrichten, da noch kein Europäer denselben besucht oder beschrieben hat.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Landschaften.

DIE Bai von Rio de Janeiro bildet ein unregelmäßiges Oval mit vielen Buchten und Vorsprüngen. Ihre größte Länge beträgt fünf Legoas von Süden nach Norden, ihre größte Breite vier Legoas von Westen nach Osten. Vom Ozean aus gelangt man ins Innere der Bai durch einen schmälern Kanal oder vielmehr eine Art von unregelmäßigem Vorhof, dessen Ausgang nach der Bai zu etwa eine Legoa, sein Eingang von der offenen See her tausend Brassen beträgt. Diese äußere Einfahrt in die Bai von Rio de Janeiro ist im ersten Blatte dieses Heftes dargestellt. Der Standpunkt ist in der offenen See in geringer Entfernung. Links fällt sogleich die sonderbare Felsenpyramide des Pao-de-Azucar oder Zuckerhuts in die Augen, dessen Form sich der Erinnerung eines jeden Seemannes einprägt, der einmal an dieser Küste vorbei gesegelt ist. Am Fusse des Zuckerhuts, auf einer vorspringenden Landzunge, unterscheidet man die Batterien von San Theodosio, welche von dieser Seite den Eingang vertheidigen; gegenüber das Fort von Santa Cruz, und zwischen beiden die kleine, ebenfalls befestigte, Insel da Lagem, welche den Eingang in zwei enge Kanäle theilt, die vollkommen von dem Geschütze dieses Forts bestrichen werden. Im Hintergrunde, zwischen dem Fort von San Theodosio und der Insel Lagem, erblickt man die befestigte Insel Villegagnon, und noch weiter nach hinten, die Ilha das Cobras. Die Stadt selbst ist hinter diesen beiden Inseln und hinter dem Fort San Theodosio verborgen.

Gleich hinter dieser Einfahrt tritt das Ufer zu beiden Seiten weit zurück und bildet zwei tiefe Buchten. Die links und am westlichen Ufer liegende trägt den Namen Botafogo, und wird nach Norden durch einen hügelichten Vorsprung, Morro do Flamengo, begränzt, hinter welchem das Ufer ziemlich gerade nach Norden läuft, bis zu einem kleinern felsigen Vorsprung, Morro da Nossa Senhora da Gloria, nach einer darauf erbauten Capelle, benannt. Von da geht es erst

weiter nach Norden, und dann in einer sanften Krümmung nach Osten, und bildet eine scharfe Ecke, Punta da Calabouço, hinter welcher es eine kurze Strecke nordwestlich läuft und eine stumpfe Ecke, Morro de San Bento, bildet, hinter welcher sich dann die eigentliche Bai öffnet, indem das Ufer nach Westen zurücktritt.

Das östliche Ufer bildet gleich hinter der Einfahrt, welche auf dem ersten Blatte dargestellt ist, eine tiefe unregelmäßige Bucht, Sacco genannt, dann eine felsige Landzunge mit zwei Spitzen, wovon die südliche, Punta da Nossa Senhora da Boa Viagem, mit einer Capelle geziert; und die nördliche Punta da Gravata heisst. Dieses Vorgebirge bildet, nebst der ihm gerade gegenüber liegenden Punta da Calabouço, den Eingang in das Innere der Bai, welche sich hier bald nach beiden Seiten erweitert. Das Ufer der Bai sowohl, als des Kanals oder Vorhofes, ist gebirgig, und die Felsen erstrecken sich häufig bis ans Wasser. Die Gebirge des östlichen Ufers sind jedoch im Ganzen weniger hoch und haben weniger pittoreske, auffallende Formen, als die des westlichen, wo sich die mächtige Felsenkuppe des Corcovado besonders auszeichnet. In der Tiefe der Bai haben mehrere Flüsse ihre Mündung, und bilden eine niedrige, sandige oder sumpfige Fläche; im Hintergrund erheben sich aber die zackigen Gipfel der Serra dos Orgaos, Serra de Estrella. In der Bai liegen viele Inseln, wovon die meisten felsig und von geringem Umfang sind. Die größte liegt am westlichen Ufer, und wird Ilha de Governador genannt. Einige kleinere Inseln, die im Eingang der Bai liegen, sind befestigt, und tragen besonders dazu bei, die Stadt und die Ankerplätze von der Seeseite zu schützen; dahin gehört die schon genannte Ilha da Lagem in der Einfahrt, die Ilha de Villegagnon und die Ilha das Cobras.

Die Stadt Rio de Janeiro selbst liegt am westlichen Ufer, gerade auf der Ecke, welche auf dieser Seite die innere Einfahrt der Bai begränzt. Der größte und ältere Theil der Stadt ist auf einer kleinen unregelmäßigen Ebene erbaut, welche zwischen zwei Reihen felsiger unzusammenhängender Hügel liegt, wovon die südliche nach der Punta da Calabouço aus läuft und das Castell von San Sebastiao trägt; die nördliche endigt mit dem Morro San Bento. Zwischen diesen beiden Punkten sind die gewöhnlichen Landungsplätze, die Quais, der Platz mit dem kaiserlichen Pallast, und San Bento gegenüber, in geringer Entfernung, die Ilha das Cobras. Nach Westen wird dieser Theil der Stadt durch einen freien Platz, Campo de Santa Anna, von der neuern Vorstadt gleiches Namens getrennt, und westlich von dieser bilden mehrere kleinere Flüsse und ein seichter Meeresarm

eine Art von Sumpf, Saco do Alferez, der diesen Theil der Stadt von den äussersten Vorstädten, de Mata-porcos und Catumbi, trennt. Ueber Mata-porcos führt eine dammartige Strafse und die Brücke von San Diogo nach dem eine halbe Stunde entfernten kaiserlichen Schlosse von San Christovao.

Von dem ältern Theil der Stadt erstrecken sich längs dem Ufer hin die Häuserreihen, je nachdem die felsigen Hügel den Raum darbieten, südlich bis nach der Capelle da Nossa Senhora da Gloria, hinter dem Hügel, auf dessen äusserstem Vorsprung das Kloster steht, nach der flachen Bucht von Catete, und weiter südlich, die Praia Flamengo bis an die Bucht von Botafogo. Catete und Botafogo können jedoch kaum mehr zur Stadt gerechnet werden, indem die Strafsen nur wenig zusammenhängend und häufig durch Gärten und Pflanzungen unterbrochen werden. Auch die Thäler, welche sich nach dem Ufer herabziehen, sind durch zahlreiche Landhäuser und Gärten mit der Stadt verbunden. Das anmuthigste derselben ist das Thal Larangeiros in der Gegend von Catete.

Es fehlt Rio de Janeiro ganz an eigentlich schönen Gebäuden; dagegen hat es viele, die durch ihre Masse und ihre Lage in die Augen fallen, z. B., die Cathedral da Candelaria, die Kirche San Francisco; mehrere Klöster, die meistens auf den in der Stadt selbst sich erhebenden Hügeln erbaut sind, z. B., San Bento, San Antonio, Santa Theresa; endlich das Castel San Sebastiao; ferner einige andere öffentliche Gebäude, z. B., das sogenannte Museum- und Academiegebäude und das Stadthaus auf dem Annaplatze. Der kaiserliche Pallast ist ein weitläuftiges, unregelmäßiges Gebäude von der schlechtesten Bauart; besser ist der erzbischöfliche Pallast. Im ältern Theile der Stadt sind die Strafsen schmal, regelmässig, sich in geraden Winkeln durchschneidend, fast durchgängig gepflastert und mit Trottoirs versehen. Die Häuser sind in diesem Theil der Stadt meist hoch und schmal, mit spitzen Dächern, und ihre Bauart hat nichts, was an das Clima der Tropen erinnerte. Meistens haben sie drei bis vier Stockwerke und nur drei Fenster in der Breite; da die Fenster aber sehr hoch sind, so wird das Mifsverhältnifs der Höhe der Häuser zu der Breite noch gröfser. In den neuern Theilen der Stadt, besonders der Vorstadt de Santa Anna, ist die Bauart der Häuser besser; sie sind niedriger, und die Dächer weniger spitz; und gegenwärtig werden zum Theil sehr geschmackvolle Gebäude angelegt. In den schlechtern Quartieren der Stadt, am nördlichen Strande und in der Nähe des Saco do Alferez, in den Vorstädten von Mata-porcos und Catumbi, sind die Strafsen sehr unregelmässig und schmutzig; die Wohnungen bestehen größtentheils aus elenden Hütten, die

entweder ohne Ordnung hier und da zerstreut, oder zwischen den Hügeln und dem Wasser eng aufeinander gehäuft sind. Uebrigens wird unter der gegenwärtigen Regierung mit großer Thätigkeit an der Verschönerung der Stadt gebaut, was mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, da überall Felsen gesprengt werden müssen um neue Strafsen und Quais anzulegen oder den alten mehr Regelmäßigkeit zu geben. Das bedeutendste und nützlichste Bauwerk von Rio de Janeiro ist unstreitig die Wasserleitung von Caryoca, welche 1740 vollendet worden ist, und vom Corcovado her, aus einer Entfernung von etwa einer Stunde der Stadt treffliches Trinkwasser, zum Theil auf hohen Bogen, zuführt.

Keine Gegend in der Welt bietet vielleicht so viele und so mannigfaltige landschaftliche Schönheiten dar, wie Rio de Janeiro, sowohl in Hinsicht der großartigen Formen der Gebirge, als der Bildung des Ufers, welches durch seine vielen Buchten und Vorgebirge eine unendliche Abwechslung von Ansichten auf die Stadt, auf das Gebirge, auf die Bai und ihre Inseln und auf die offene See hinaus, darbietet. Eben so groß ist der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Vegetation. Von dem Urwalde, der sonst die niedrigeren Hügel und Gebirgsabhänge bedeckte, haben sich in der nächsten Umgebung der Stadt noch einzelne Gruppen größerer Bäume erhalten, die in den entferntern Thälern und auf den weniger steilen Abhängen des Gebirges in größere Gehölze übergehen, über welche sich die kahlen felsigen Gipfel erheben. Näher nach dem Ufer zu sind auf den Hügeln und in den Thälern Caffepflanzungen und Landhäuser zerstreut, von den herrlichsten blühenden Gebüsch und Bäumen der Tropen umgeben. Einzelne Gruppen von schlanken Palmen und Farrenkrautbäumen vollenden die Vegetation dieser Landschaft. Die Niederungen westlich von der Stadt, in der Gegend des Saco do Alferez, sind zur Zeit der Fluth und während der Regenzeit unter Wasser gesetzt und mit Manglegebüsch bedeckt, das auch in der Tiefe der Bai, an den Mündungen der kleinern Flüsse, sich weithin über das Ufer ausbreitet. Uebrigens sind die Ufer der Bai von Rio de Janeiro fast ganz unbebaut, und nur hie und da finden sich einzelne Pflanzungen. Der Stadt gegenüber, zwischen Punta da Gravata und do Armagem, erheben sich am Strande die Dörfer von Praya grande und San Domingo, und weiterhin das kleine Dorf San Lorenzo, das von den Nachkommen der Ureinwohner dieser Gegend bewohnt wird.

Nach dieser allgemeinen topographischen Uebersicht der Lage von Rio de Janeiro wird es uns nicht schwer werden, uns in den Ansichten, welche wir in diesem Hefte geben, zu orientiren.

Das zweite Blatt giebt uns eine allgemeine Ansicht der Stadt in ihrer größten

Ausdehnung längs dem Ufer hin, von dem Kloster San Bento bis nach der Bucht von Botafogo. Links erkennt man sogleich den Zuckerhut und den Eingang der Bai mit dem Fort San Theodosio und der Insel Lagem, dann kommt, wenn wir nach der rechten Seite hin dem Ufer folgen, der vorspringende Morro de Flamengo, der Strand von Catete, und noch weiter rechts, das Kloster Nossa Senhora da Gloria, von welchem sich etwas links die scharfen Kanten der Batterien auf der Insel Villegagnon abscheiden. Noch weiter rechts erhebt sich der Morro und das Castell von San Sebastiao; dann folgt die eigentliche Stadt, wo man die Kathedral unterscheidet; vor ihr der Ankerplatz bis nach dem Morro San Bento, der zum Theil von der befestigten Ilha dos Cobras und Ilha dos Rattos verdeckt ist. Hinter und über diesem Theile der Stadt bemerkt man einen niedrigen Granithügel, Caracol oder die Schnecke genannt, welcher sich in der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses von San Christovao, ganz isolirt aus der sumpfigen Ebene des Saco do Alferez erhebt. Das Gebirge, welches im Hintergrunde die Ansicht schliesst, trägt den Namen Serra de San Christovao, geht dann weiter links und nach vorne in den Gebirgsrücken des Corcovado über, der viele ausgezeichnete Kegel und Zacken darbietet, wovon einige eigene Namen haben. Mit dem Namen Corcovado bezeichnet man gewöhnlich die höchste Spitze dieses Gebirgszuges, die sich in dieser Hinsicht gerade hinter dem Strande von Catete erhebt, seine Höhe beträgt gegen 2000 Fufs, und seine Entfernung von dem Strande eine halbe Stunde.

Das dritte Blatt giebt eine Ansicht der Stadt und der Bai von der Landseite her. Der Standpunkt des Beschauers ist bei der grossen Wasserleitung von Caryoca auf einem der Hügel, die sich von Corcovado nach dem Ufer ziehen. Hinter der Stadt und westlich von ihr, auf dem nächsten Hügel rechts, sieht man das Kloster Santa Theresia; an seinem Fusse einige Bogen der Wasserleitung von Caryoca, hinter welcher sich der Morro de San Sebastiao mit dem Kastell erhebt. Links von ihm zeigt sich der Morro de San Bento mit dem Kloster. In der Tiefe breitet sich vor ihm ein Theil der Vorstadt und des Campo de Santa Anna, und die Altstadt mit der Kathedral Nossa Senhora da Candellaria und der Kirche von San Francisco de Paula aus. Darüber hinaus der Ankerplatz und die Ilha das Cobras. Links von San Bento wird der Theil der Stadt, der am nördlichen Strande liegt, durch die Hügelreihe verdeckt; dann folgt links die Vorstadt von San Christovao und noch weiter, in einiger Entfernung vom Ufer, der kaiserliche Pallast gleichen Namens. Ueber die Stadt hinaus erblickt man die Bai mit ihren Inseln, und im Hintergrunde links, die Serra de Estrella, und weiter rechts, die sonder-

baren Zacken der Serra dos Orgaos, die in die Serra de Santa Anna übergeht.

Das vierte Blatt giebt eine Ansicht der Stadt von der Platform des Klosters Nossa Senhora da Gloria aus, welches im vorigen Blatte durch die nächsten Hügel rechter Hand verdeckt war. Links am Abhang des Hügels steht das Kloster Santa Theresia, und in der Tiefe sieht man denselben Theil der Wasserleitung, der verkürzt in dem vorhergehenden Blatte sichtbar war. Vom Fufse dieses Hügels erstreckt sich die Stadt bis an den Morro de San Sebastiao. Ueber und hinter der Stadt erhebt sich der Morro de San Bento; gleich links von der Cathedral und zu beiden Seiten desselben ist noch ein Theil des Ankerplatzes sichtbar. Rechts vom Morro de San Sebastiao erstreckt sich die Punta da Calabouço in die Bai hinein; ein großer Theil der Altstadt liegt hinter dem Morro de San Sebastiao, und die Vorstadt, so wie das Campo de Santa Anna, wird durch den Morro Santa Theresia und den Morro de San Antonio verdeckt, an dessen Abhang das Kloster gleichen Namens steht. Das große Gebäude am Fufse des Morro de San Sebastiao war früher ein Frauenkloster, dient aber jetzt zum Theil als Caserne und Lazareth; vor demselben erstreckt sich der öffentliche Spaziergang (passeio publico) an der sogenannten Praya das Freyras hin.

Auch das fünfte Blatt stellt eine Aussicht von dem Hügel da Nossa Senhora da Gloria dar, aber nach der entgegengesetzten Seite, das heißt, nach Süden auf die Vorstadt Catete, welche sich nach der linken Seite hinter dem Morro do Flamengo weg bis nach dem Strande von Botafogo hin erstreckt. Rechts erhebt sich der Corcovado, und an seinem Fufse öffnet sich das Thal Larangeiros. Links schließt der Zuckerhut wieder die Felsenreihe, die Botafogo umgiebt.



MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Landschaften.

EINER der malerischsten Punkte in der nähern Umgebung von Rio de Janeiro sind die Wasserfälle von Tijuca. Der Weg dahin führt durch die Vorstädte von Mata-porcos, bei dem kaiserlichen Lustschlosse San Christovao vorbei und längs dem Gebirgswasser Tijuca, über die nördlichen Abhänge des Corcovado, bald zwischen fruchtbaren Pflanzungen von Orangen, Bananen, Caffé, u. s. w., bald durch blühende Gebüsche und Gewinde von Schlingpflanzen, bald unter einzelnen Gruppen prächtiger Palmen, oder gewaltiger Laubholzbäume, Ueberreste des alten Urwaldes, die häufiger, dichter und üppiger werden, je weiter man sich von der Stadt entfernt und in die felsigen Thäler des Gebirges vordringt. Etwa eine Legoa von Rio de Janeiro stürzt sich ein Bach, der auf den höchsten Spitzen des Berges Tijuca entspringt, von einer Felsenwand des Berges gegen 150 Fuß hoch herab. — Ein zweiter Bach gegen Süden sich ergießend bildet ebenfalls mehrere Cascaden, die dem erstern nicht an Gröfse und Imposantheit, wohl aber der Umgebung wegen in malerischer Hinsicht nachstehen. Die Formen der Felsen umher, das Spiel des schäumenden, tobenden Wassers, geben den imposantesten Wasserfällen der alten Welt nichts nach; der unendliche Reichthum der Vegetation, welche durch die wohlthätige Feuchtigkeit und Kühle des Ortes neue Kraft und vermehrte Pracht der Farben zu erhalten scheint, wird nur durch die Menge der herrlichsten Schmetterlinge, Kolibris und anderer bunter Vögel übertroffen, welche hier Schutz vor der glühenden Sonnenhitze suchen.

Auf einer kleinen Terrasse, dem Wasserfalle gegenüber, hat ein französischer Maler, Taunay, seine freundliche Wohnung erbaut, welche von zweien seiner Söhne bewohnt wird, die in beneidenswerther Ruhe und Einsamkeit die Fülle von Naturschönheiten die hier ausgegossen wird genießen.

Am Fusse des Tijuca nach Süden breitet sich ein ziemlich großer See, Jaquapagua, aus, dem von den rings umher in seinen Fluthen sich spiegelnden felsigen Waldgebirgen viele Bergwasser zuströmen, während er zugleich zur Zeit der Fluth von dem Ocean, mit dem er durch einen schmalen Kanal in Verbindung steht, mit salzigem Wasser angefüllt wird. Von der südöstlichen Seite begrenzt ihn der colossale Felsen Gaviao, und von seinem Fusse aus führt ein Weg, der zum Theil des tiefen Sandes wegen sehr beschwerlich, aber durch herrliche Ausichten, theils nach dem Meere, theils nach dem Corcovado und dem ihm gegenüberstehenden Berge Dois Irmaos (die zwei Brüder) eben so belohnend ist, bei dem botanischen Garten an der Lagoa das Freitas vorbei, nach Botafogo, wo sich die malerischen Schönheiten dieser paradiesischen Gegend in noch größerer Abwechslung entwickeln. Daher diese Bucht, die durch zwei Strafsen mit der Catete von Rio Janeiro in Verbindung steht und von der Stadt selbst nur eine Stunde Weges entfernt liegt, von den Europäern vorzugsweise bewohnt und von artigen Landhäusern und freundlichen Gartenanlagen umgeben ist. — Das jenseitige (östliche) Ufer und das nördliche von San Christovao nach der Insel Ilha Grande sich ausdehnende Ufer, stehen in malerischem Bezuge der ebengenannten Gegend und der Umgebung von der Stadt Rio selbst nach, und die Formen der Hügel und Berge werden erst wieder pittoresk, wenn man die Bai verläßt und, den kleinern Flüssen aufwärts folgend, sich jener Gebirgskette nähert, welche den nördlichen Hintergrund der Bai von Rio de Janeiro bildet, die jeder Reisende, der von diesem Punkte aus in das Innere von Brasilien vordringen will, erst passiren muß.

Der erste wichtige Ort in der Nachbarschaft Rio's, ist der kleine Flecken Porto de Estrella an dem Flusse Inhomerim, der sich in die Bai von Rio ergießt. Waaren und Reisende, welche von Rio de Janeiro nach den Provinzen des Innern, Minas Geraes, Minas Novas, Goyaz, u. s. w., geschafft werden sollen, werden von Rio nach dem sieben Leguas entfernten Porto de Estrella in kleinern Fahrzeugen über die Bai geführt, und dort von den Caravanen von Maulthieren (Tropas) in Empfang genommen, welche aus dem Innern die Rückfracht für die nach Rio segelnden Boote und Fahrzeuge herbeigetragen haben. In dieser Hinsicht findet eine auffallende Analogie Statt zwischen dem Verkehr von Porto de Estrella mit Rio de Janeiro, und demjenigen von Aldea Gallega mit Lisboa: Aldea Gallega liegt bekanntlich im Hintergrunde der Bai von Lisboa, und fast alle Waaren und Reisende, welche aus dem Innern von Alentejo und aus Spanien kommen, werden hier von dem Rücken der Maulthiere in Boote geladen und quer über die Ba

nach Lisboa geführt, und eben so umgekehrt. Diese Aehnlichkeit zwischen der Lage der alten Hauptstadt des Mutterlandes und der neuen Hauptstadt der Colonien, die sich noch in vielen andern Punkten durchführen liefse, mußte gewiß einen großen Eindruck auf die Portugiesen machen, die sich hier ansiedelten.

Von Porto de Estrella führt die Straße nach Minas bei mehreren schönen Pflanzungen vorbei, in deren Hintergrunde sich die zackige Serra dos Orgaos erhebt, über die steile Serra de Estrella, welche noch immer das Schrecken der Tropeiros und die Plage der Maulthiere ist, obgleich eine breite mit großen Kosten ausgeführte, gepflasterte Straße hinüber führt, die an manchen Stellen das Ansehen einer collossalen 20 Fuß dicken Mauer hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß Porto de Estrella durch diese Lage ein sehr lebhafter und betriebsamer Ort ist, und es ist jedem Fremden, und besonders dem Maler, zu rathen, denselben, auch wenn Geschäfte oder sein Weg ins Innere ihn nicht dahin führen sollten, zu besuchen. Es ist der Sammelplatz von Menschen aus allen Provinzen des Innern und von den verschiedensten Ständen in ihren eigenthümlichen Trachten und in frischem lärmenden Treiben. Hier werden die Caravanen, welche in's Innere ziehen, organisirt, und von hier an beginnt für den Europäer erst das eigentliche brasilianische Leben; hier muß er oft auf lange Zeit von allen europäischen Bequemlichkeiten und Vorurtheilen Abschied nehmen. Wir könnten keinen schicklicheren Ort finden als diesen, um einige allgemeine Bemerkungen über die Art in Brasilien zu reisen, mitzutheilen, die immer dazu beitragen, dem Bilde, was wir von diesem Lande durch das vorliegende Werk zu geben uns bemühen, einige Züge und Farben zuzufügen.

Das einzige Mittel, in Brasilien Menschen und Waaren von der Stelle zu schaffen, sind Pferde und Maulthiere; an Fuhrwerke ist bei dem gegenwärtigen Zustand der Wege und Comunikationen nicht zu denken, und in Sänften lassen sich höchstens vornehme Damen tragen, die jedoch selten genug reisen: es ist daher jedem, der Brasilien oder irgend einen Theil von Südamerika zu bereisen gedenkt, sehr ernstlich zu rathen, vor allen Dingen in Europa reiten zu lernen; denn obgleich die Brasilianer keine solche geborne Centauren sind wie die Bewohner der Pompas von Columbien und der Leanos von Buenos Ayres, so würden doch die verdientesten Gelehrten und Naturforscher bei ihren Reisen in Brasilien durch die Vernachlässigung dieser auf den ersten Anschein etwas sonderbaren Verhaltensregel nicht selten in Lagen kommen, wo ihnen wenig Wahl zwischen dem Lächerlichen und Gefährlichen bleiben möchte. Der einzelne Reisende kann für eine kurze Reise ein

oder mehrere Maulthiere miethen und sich einer solchen regelmässigen Tropa anschliessen; allein für eine längere Reise, besonders wenn eine grössere Gesellschaft und viel Gepäck beisammen ist, wird es auf jeden Fall vortheilhafter, gleich die nöthige Anzahl von Maulthieren zu kaufen. Hiebei ist es, wie leicht zu denken, von der grössten Wichtigkeit, gute gezähmte und starke Thiere zu kaufen und sich vor Betrug zu wahren; noch wichtiger ist es aber zur Wartung und Leitung der Thiere auf der Reise, einen sichern und erfahrenen Tropeiro oder Maulthiertreiber zu finden.

Jede Ersparniss in diesem Punkte ist sehr übel angebracht und wird die unangenehmsten Folgen für die ganze Reise nach sich ziehen, und nichts ist thörichter als zu meinen, man könne dazu jeden Sklaven brauchen. Die meisten europäischen Reisenden würden sich sogar in Europa nur sehr schlecht aus der Sache ziehen, wenn sie für ihre Pferde und Gepäck sorgen sollten, wie viel mehr in einem ganz fremden Welttheile, dessen Klima, Produkte, u. s. w., sie gar nicht kennen. Hier sind noch mehr als in Europa die vierbeinigen Reisenden die Hauptpersonen, und man hängt ganz von ihnen, und also von ihrem Wärter ab; es ist daher von der grössten Wichtigkeit, dass dieser in jeder Hinsicht ein rechtlicher, erfahrener und entschlossener Mann sey.

Bei den gewöhnlichen Waarentransporten machen 50 bis 60 Maulthiere eine sogenannte Tropa aus; diese ist wieder in Abtheilungen von sieben Maulthieren, Lotos genannt, getheilt, deren jede einem besondern Negro da Tropa anvertraut wird, während der Tropeiro oder der Eigenthümer selbst die Aufsicht über das Ganze führt.

Diese Einrichtung, so wie manche andere Art in Brasilien zu reisen, entsprechen ganz derjenigen, wie in Spanien und Portugal Waaren und Reisende durch die Arrieros und Almogreves fortgeschafft werden. Auch die Tragesättel (Cangalhas) und das übrige Geschirr ist von dem in der Halbinsel gebräuchlichen sehr wenig verschieden. Das Geschäft des Tropeiro ist die ihm anvertrauten Maulthiere mit der grössten Sorgfalt am Morgen zu beladen und überhaupt zur Tagereise zu rüsten, dann unterwegs sie zusammen, und so viel wie möglich in der Reihe mit der übrigen Tropa zu halten, und überhaupt dafür zu sorgen, dass weder das Vieh noch die Waaren Schaden leiden. Wenn das Ziel der Tagereise erreicht ist, so werden sie mit grosser Behendigkeit und Behutsamkeit abgeladen, der Tragsattel etwas gelüftet, der dann nach einigen Minuten den Thieren abgenommen wird; man schabt ihnen mit einem grossen Messer, welches die Tropeiros beständig im Gürtel

führen, den Schweiß und Staub vom Leibe, nachdem man sie erst sich nach Gefallen wälzen und recken liefs, was die größte Erquickung für sie zu seyn scheint; nachdem man ihnen gewöhnlich etwas Salz gegeben hat, läßt man sie laufen um in der Nähe des Nachtquartiers zu weiden.

Ist ein Thier vom Sattel gedrückt oder sonst verwundet worden, so wird es untersucht und verbunden; die Hufeisen werden festgenagelt, die Tragsättel ausgebessert, Holz zum Kochen herbeigetragen, u. s. w. Diese Beschäftigungen geben den Tropeiros bis gegen Abend genug zu thun, und der Reisende wird meistens auch dabei zugreifen müssen. Vor Einbruch der Nacht werden die Thiere zusammen getrieben und mit Mais gefüttert, dann läßt man sie wieder laufen um in der Nähe sich selbst die beste Weide zu suchen, oder man treibt sie in entferntere Gegenden, wenn dort die Weide besser ist. Besonders zuträglich ist den Maulthieren das junge Gebüsch in den neuen Capoeras, solchen Stellen, wo der Urwald erst kurz niedergebrannt worden ist. Oft aber ist es am andern Morgen keine leichte Arbeit, sie wieder zusammen zu bringen, und nicht selten wird die Reise Tagelang unterbrochen, wenn ein oder mehrere Maulthiere fehlen. Der Verlust eines Maulthieres ist in solchen Gegenden, wo man ihn nicht sogleich ersetzen kann, z. B. in den Urwäldern, wie sich denken läßt, sehr unangenehm.

Was die Nahrung und Pflege des Reisenden selbst betrifft, so gilt im Allgemeinen die Regel, daß er Alles was er bedarf oder zu bedürfen glaubt, bei sich führen muß; es hängt also von ihm, d. h. von seinen Vorurtheilen oder seiner Weichlichkeit ab, seine Bequemlichkeiten und Genüsse bis zu einem gewissen Punkte nach Wohlgefallen zu vermehren: da aber Alles, was über das Strengnothwendige hinaus geht, bedeutende Kosten verursacht, so muß sich der gewöhnliche Reisende freilich sehr beschränken. Die zur Aufnahme der Reisenden auf den besuchtesten Strafsen errichteten Gebäude sind verschiedener Art. In größern Orten und Dörfern giebt es allenfalls Häuser, wo man zugleich Platz und Futter für das Vieh und etwa eine Schlafstätte und die grössten Nahrungsmittel für den Reisenden findet; diese sind jedoch selten. Häufiger findet man Herberge für Menschen und Thiere, aber keine Nahrungsmittel oder Futter, und am allerwenigsten Gasthöfe. Gewöhnlich ist das Ziel der Tagereise ein sogenannter Rancho, eine Art von Wetterdach oder Schoppen, in dem Menschen und Gepäck vor dem Regen, zuweilen auch vor dem Wind geschützt sind. Meistens sind die Ranchos in der Nähe von Pflanzungen (Fazendas), wo man nicht selten Futter für das Vieh und einige frische Nahrungsmittel findet; doch darf man ja nicht darauf rechnen. Zuweilen findet sich auch

neben dem Rancho eine sogenannte Venta, wo allenfalls Mais, Mandioccamehl, Bohnen, Speck, getrocknetes Fleisch und schlechter Branntwein verkauft wird. Auf jeden Fall aber soll der Reisende immer für einige Tage mit dem Nothwendigsten versehen seyn. Hierzu gehört, was das Reisegeräth betrifft, besonders eine Hängematte, die in jeder Hinsicht brauchbarer ist, als irgend eine andere Lagerstätte, nicht nur weil sie leichter zu transportiren und aufzuschlagen ist, sondern auch weil in einer Hängematte, oft mehrere Fuß über dem Boden erhöht, der Reisende am besten vor den verschiedenen Insekten und andern Thieren geschützt ist, welche seine Ruhe stören könnten.

Obgleich die Zahl der eigentlich giftigen Thiere, besonders der Schlangen, viel geringer und diese viel weniger gefährlich sind als man gewöhnlich glaubt und als auch die Brasilianer selbst vorgeben, so ist zu viel Vorsicht hier doch besser als zu wenig. Die Schlangen sind bei einem Lager auf der Erde besonders deshalb gefährlich, weil sie die Wärme suchen und sich gerne in oder unter die Decken des Reisenden verkriechen. Sie thun zwar ungereizt keinen Schaden, allein sobald der Reisende, einen solchen Schlafgenossen nicht vermuthend, ihn drückt oder sonst beunruhigt, läuft er Gefahr gebissen zu werden, und die Bisse einiger Schlangenarten, z. B. der Klapperschlange (Cascavella), der Giraraca, sind allerdings fast unheilbar tödtlich. — An Nahrungsmitteln muß der Reisende immer mit Mais für seine Thiere, mit schwarzen Bohnen, Farinha aus Mais oder Manioca und etwa gesalzenem Fleisch oder Speck für sich selbst versehen seyn. Hierauf kann sich auch Wochenlang seine ganze Kost beschränken, wenn er nicht ein glücklicher Jäger ist, oder hier und da auf einer Fazenda frisches Fleisch oder Geflügel zu kaufen findet: alle diese Dinge sind jedoch auf den besuchten Strafsen ungeheuer theuer, und oft lassen die Pflanzer sich nur mit der größten Mühe bewegen, überhaupt etwas von ihrem Vorrath abzulassen. — Sehr verschieden ist jedoch das Betragen der Pflanzer in den weniger besuchten Gegenden des Landes. Hier findet der Reisende meistens die herzlichste Aufnahme und reichliche Bewirthung, und selten braucht er etwas anderes zu bezahlen als das Futter für die Pferde und Maulthiere. Auf diese Art geschieht es, daß man zuweilen auf den besuchtesten Strafsen in Brasilien mehr Mangel und Ungemach leidet, als wenn man vom Wege abgeht. Daß es bei einer Reise in Brasilien, wie in jedem andern Lande, von der größten Wichtigkeit für den Fremden ist, sich die Sitten des Landes anzueignen und nicht ohne Noth gegen die Meinungen, Ansprüche oder Vorurtheile der Bewohner zu verstossen, verdient kaum bemerkt zu werden. Diese Vorsicht, die der

gesunde Menschenverstand und wahre Humanität gleich sehr empfiehlt, ist um so dringender nothwendig in einem Lande wo man im Ganzen die Fremden, besonders Europäer, nicht liebt, wo man ihnen aus mancherlei Ursachen mißtraut. Es ist gewiß, daß die Brasilianer ihr Mißtrauen und ihre Abneigung gegen Fremde selten im gewöhnlichen Umgange zeigen werden; allein der Fremde wird meistens früher oder später, oft nach langer Zeit, gewahr werden, daß man ihn nur geduldet oder daß man ihm heimlich entgegen gearbeitet hat. Man hört nicht selten bittere Vorwürfe gegen die Brasilianer über diesen Zug ihres Charakters; allein die, welche sich am heftigsten darüber beklagen, sind wahrlich nicht immer die, welche das meiste Recht dazu haben, und wenn man billig seyn will, so muß man gestehen, daß das Mißtrauen des Brasilianers gegen die Europäer nicht so ganz ungegründet ist. Es beruht auf der Ueberzeugung, daß die Europäer, welche in Brasilien als Kaufleute, durch Staatsdienste oder auf andere Art ihr Glück zu machen suchen, keine Anhänglichkeit weder an das Land noch an die Einwohner haben, daß sie aus übertriebenem Dünkel die Letztern verachten, daß sie nur suchen sich zu bereichern, um dann ihren Erwerb nach Europa zurückzubringen; endlich, daß sie, um diesen Zweck zu erlangen, bereit seyen, sich nicht nur in Brasilien zu Allem gebrauchen zu lassen, sondern auch unter Umständen Brasilien selbst zu verrathen, und es läßt sich wirklich nicht läugnen, daß viele dieser Voraussetzungen auf Erfahrungen begründet sind und einem großen Theil der Europäer, die in Amerika, und namentlich in Brasilien, ihr Glück zu machen suchen, darin nicht Unrecht gethan wird. — Auch unter denen, die durch persönliche Eigenschaften Achtung verdienen, sind sehr wenige, die das Land und das Volk, welches sie aufnimmt, billig beurtheilen; wenige, die irgend eine andere Richtschnur, ein anderes Ziel haben, als ihre schnelle Bereicherung und Beförderung, wobei sie, auch ohne geradezu schlechte Mittel zu gebrauchen, doch von einer Menge von Rücksichten, von der Anhänglichkeit an das Land, an das Volk sich nicht gebunden fühlen; also können sie sich auch nicht beklagen, wenn sie stets als Fremde angesehen werden. Ausserdem aber darf man nicht vergessen, daß viele, wenn nicht die meisten der Europäer, nach denen die Brasilianer ihre Ansichten von uns und ihre Gesinnungen gegen uns bilden müssen, keineswegs zu denen gehören, welche in irgend einem Lande und auch in ihrem eigenen Vaterlande große Ansprüche auf Achtung und Vertrauen machen könnten; daß der Mangel an beiden, den sie in ihrer Heimath empfunden, oft die Ursache war, die sie nach der neuen Welt trieb, und daß sie dort durch eine übertriebene Meinung von der Ueberlegenheit, den ihnen

eine oft sehr oberflächliche Bildung über die Brasilianer geben soll, Ansprüche machen, die der Stolz der Letztern mit vollem Recht abweisen muß. — Das Gesagte gilt zwar mehr von solchen Europäern, die sich auf irgend eine Art in Brasilien festsetzen wollen; allein auch der flüchtige Reisende leidet zuweilen durch dies Mißtrauen, zum Theil auch deshalb, weil der Brasilianer, besonders im Innern des Landes, schwer zu überzeugen ist, daß bloße Wißbegierde einen Europäer zu so beschwerlichen und weiten Reisen vermögen können, und bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen Amerika's zu Europa und der verschiedenen Partheien in Brasilien selbst ist es leicht begreiflich, daß er ihm Absichten unterlegt, die nicht dazu geeignet sind sein Vertrauen zu vermehren. Uebrigens ist ein gewisser Anstand im gesellschaftlichen Umgang unter allen Ständen in Brasilien, besonders aber unter den wohlhabendern Pflanzern, mit denen der Reisende in nähere Berührung kommen kann, zu allgemein, als daß sie einem Fremden das Mißtrauen oder diese Abneigung im Empfang oder im gewöhnlichen Umgang leicht fühlen lassen sollten.

Was die Kosten einer Reise in Brasilien betrifft, so sind sie sehr viel geringer als man wohl glauben mag. Der Aufenthalt in den Seestädten ist sehr theuer, und der in Rio de Janeiro vielleicht der theuerste, wenn man einigermaßen auf europäischem Fuß leben will; allein im Innern, sobald man einmal die ersten Ausgaben für Maulthiere und Neger bestritten hat, und sich mit den nöthigen Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, da wo sie am wohlfeilsten sind, auf längere Zeit versieht, so kann man Wochen und Monate lang reisen, ohne Gelegenheit zu bedeutenden Ausgaben zu finden. Der Preis eines guten Maulthiers ist 50 bis 60 Piaster. Ein einzelner Reisender, begleitet von einem Neger, mit einem Reit- und einem Lastthiere, kann das ganze Jahr leicht mit 500 Piaster reisen. Diese Angaben, so wie überhaupt das, was hier über die Bedürfnisse des Reisenden in Brasilien gesagt worden, bezieht sich natürlich nicht auf solche Fälle, wo die besondern Zwecke des Reisenden ihm auch besondere Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln gebieten. So wird z. B. der Naturforscher sehr viele Ausgaben haben, mehr Begleiter, Reservthiere, einer großen Sorgfalt und einer oft mit unangenehmen Erfahrungen erkaufte Uebung bedürfen, um seine Sammlungen zu bewahren und fortzuschaffen. Eine Schilderung dieser besondern Fälle liegt aber außer unserer Absicht, die hier nur darin bestehen konnte, ein Bild der in Brasilien gewöhnlichsten Art zu reisen zu liefern.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Landschaften.

DIE PROVINZ Minas Geraes, durch ihren Reichthum an Gold und Diamanten eine der wichtigsten Brasiliens, und durch den Einfluß dieser Produkte auf den Welt-handel von fast eben so großer Wichtigkeit für die alte Welt, hat eine Bevölkerung von 600,000 Seelen in folgendem Verhältnifs :

Weisse	125,000.
Freie Farbige. . .	130,000.
Freie Neger. . .	55,000.
Negersklaven. . .	250,000.
Farbige Sklaven	40,000.
	<hr/>
	600,000.

Die Provinz besteht fast gänzlich aus rauhen Gebirgen und hohem Hügellande oder Campos. Sie hat keine Küsten und überhaupt keine sehr bestimmte und natürliche Gränzen. Das Clima von Minas Geraes hängt mehr von der hohen Lage ab, als von der südlichen Breite der Provinz; es ist im Ganzen sehr gemäfsigt, doch finden sehr plötzliche Veränderungen in der Temperatur Statt, und der Thermometer steigt oft in wenig Stunden von 12° zu 24°. Gewitter sind sehr häufig und meistens sehr abkühlend. Im Ganzen ist die Provinz fast allen Winden ausgesetzt, welche meistens kalt sind und oft dicke Nebel herbeiführen und lange an den Gebirgen haften. In den kalten Monaten Juni und Juli treten oft Nachtreife ein, die den Pflanzungen schädlich sind.

Der Hauptgebirgszug der Provinz zieht sich von Südwest nach Nordost an der östlichen Gränze derselben, unter dem Namen Serra Mantiguera, Serra do Espinhaço, u. s. w. Ein zweiter Gebirgszug, Serra Negra, durchschneidet den südlichen Theil von Minas Geraes beinahe von Westen nach Osten, und trifft in einem rechten Winkel mit jenem ersten zusammen. Jener bildet die Wasserscheide zwischen der Ostküste und dem Rio de San Francisco, dieser zwischen dem Rio San Francisco und dem Rio de la Plata oder doch dessen Zuflüssen. Aus dem was hier und in

dem ersten Hefte über die allgemeine Struktur des Landes gesagt ist, ergibt es sich schon ziemlich, welche verschiedenen Landschaftscharaktere die Provinz Minas Geraes dem Reisenden darbietet, der sie von Rio de Janeiro oder San Paulo aus besucht, wo die Kommunikation am häufigsten und leichtesten ist.

Anfangs führt der Weg durch die Region der Urwälder, welche hier häufig von felsigen Gebirgszügen von geringer Höhe, engen Thälern und reissenden Gebirgswassern durchschnitten ist; doch sind die Gebirge hier meistens noch mit Wald bewachsen. Zunächst an der StraÙe (wenn sie diesen Namen verdient) ist jedoch der Urwald vernichtet und zeigt groÙe Strecken sogenannter Capoeiras, das heisst solche Stellen, wo der Wald einst zur Anlegung von Pflanzungen ausgebrannt worden ist, und sich nun mit niedrigerem Gebüsch, besonders häufig aber mit einer Art Farrenkraut (*pteris caudata*) meilenweit bedeckt haben. Man kann sich nichts Widerwärtigeres, Ermüdenderes vorstellen, als den Anblick solcher immer wieder vorkommenden Strecken, deren Farbe ein Graugrün ist. — Einzelne Pflanzungen (*Fazendas*), die jedoch größtentheils nur Bohnen, Mandioca oder Mais bauen, und einige ärmliche Dörfer, bieten dem Reisenden wenig Schutz und noch weniger Bequemlichkeit dar. Die Gränze der Provinz Minas Geraes macht, nach der Seite von Rio de Janeiro, der bedeutende Fluß Parahyba, an dessen Ufern mehrere Zollhäuser (Registro) stehen, in denen die Abgaben für aus- und einzuführende Waaren, Neger, etc., entrichtet werden müssen. Von diesem Flusse aus wird die Gegend allmählig gebirgiger, die Ströme reissender, die Felsen höher, die Gebirge kahler; der Wald tritt immer mehr in die Thäler und Schluchten zurück, während auf den Höhen sich niedrigere, eigenthümliche Baumarten, und Gebüsch und Gruppen der großen dunkeln chilesischen Fichte zeigen. Endlich erreicht man bei einer großen *Fazenda*, sehr bezeichnend Borda do Campo genannt, die Höhe des Gebirges, und nun breitet sich das hügelige Hochland der Campos vor dem Blicke aus. Am Eingange der Campos liegt nach dieser Seite die kleine Villa de Barbacena, sonst Arrajal da Igreja nova genannt, aber seit 1791 zur Villa erhoben, und nach dem damaligen Gouverneur von Minas, Grafen von Barbacena, umgetauft. Der Verkehr zwischen Goyaz, Minas Geraes und der Küste, die große Anzahl von Tropas, welche, von verschiedenen StraÙen kommend, hier durchziehen, machen Barbacena zu einem wohlhabenden, betriebsamen Ort, wo der Reisende, nach der beschwerlichen Reise durch die Urwälder und das Gebirge, zum erstenmale wieder einige Bequemlichkeiten findet. — Barbacena hat gegen 300 Feuerstellen, eine große, auf einer Höhe gelegene, Kirche, mehrere helle, freundliche

Capellen. — Zunächst um den Ort befinden sich einige Pflanzungen von Pisang, allein sonst ist die ganze Gegend kahl und hügelig.

Barbaçena liegt 3570 Fufs über der Meeresfläche, also fast eben so hoch als die höchsten Gipfel der Gebirge jener Gegend, welche den Reisenden, die von der Küste kommen, sehr hoch und steil geschienen, dagegen die Hochgebirge von Minas, von den Campos aus, nur als niedrige Gebirge oder steile Hügel erscheinen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war Barbaçena der Sitz einer Bande von Räubern, welche den Weg von Rio de Janeiro unsicher machte. Ein Kreuz, nicht weit von der Fazenda Mantiguera in einer waldigen Schlucht, bezeichnet den Ort wo diese Verbrecher, welche zum Theil sehr wohlhabenden Familien angehörten, die Reisenden zu überfallen und in die Wälder zu schleppen pflegten, wo sie mit allen lebenden Geschöpfen, die sie bei sich hatten, ermordet wurden. Man liefs ihnen gewöhnlich die Wahl der Todesart, ob sie durch einen Messerstich ins Herz oder durch die Oeffnung der Adern sterben wollten. Mehrere Jahre dauerte dieses Unwesen, und es verschwanden auf diese Art viele, und darunter einige angesehene Personen, auf der Reise nach Rio de Janeiro, bis endlich Einer auf dem Todtenbette seine Sünden bekannte, seine Gesellen angab, und sich sogar noch nach der Stelle tragen liefs wo diese Verbrechen begangen worden waren, und wo man eine grofse Menge von Leichnamen, Gerippen von Menschen und Thieren fand. Viele von der Bande wurden eingezogen und hingerichtet, die anderen nach Angola deportirt. Seit jener Zeit ist die Strafse zwischen Rio de Janeiro und Villa-Rica ziemlich sicher, und man hört wirklich äusserst selten von einem an Reisenden begangenen Raub oder Mord.

Eine historische Erinnerung anderer Art knüpft sich an die Fazenda Borda do Campo. Zur Zeit der französischen Revolution nämlich, waren vom Mutterlande aus die geschärfsten Befehle an alle Gouverneurs ergangen, die Verbreitung der Nachrichten über die Vorfälle in Frankreich zu hindern, und sorgfältig zu wachen, dafs in den Colonien nicht ähnliche republikanische und revolutionnäre Begriffe aufkeimten. In dieser Epoche, welche die Brasilianer emphatisch die Zeit des Mistruens, *tempo da inconfidanza*, nennen, wurden in der Fazenda Borda do Campo häufige Versammlungen von den bedeutendsten Einwohnern der Gegend gehalten; obgleich sie damals entdeckt, viele von ihnen in die Gefängnisse geworfen und bestraft wurden, so ist doch kein Zweifel, dafs diese Zusammenkünfte, so wie sie den damals schon erwachenden Geist der Unabhängigkeit der Brasilianer und besonders der Mineiros aussprachen, auch mächtig dazu beigetragen haben, ihn zu nähren und zu verbreiten.

Von Barbaçena nach Westen erstrecken sich die Hügel in gleichförmigen niedrigen Wellenlinien viele Tagereisen weit im Innern des Landes fort, sich allmählig nach dem Lauf des Parana senkend. Gegen Norden dagegen führt der Weg nach Villa-Rica zwar auch fortwährend durch die sogenannten Campos; allein hier sind die Hügel höher, die Thäler tiefer und zerrissener, der ganze Charakter der Gegend rauher. Der Grund dieser Verschiedenheit in dem Ansehen der Campos nach dieser Seite hin liegt in der Nachbarschaft der zwei Gebirgszüge, welche in der Gegend von Villa-Rica in einem rechten Winkel zusammenstossend eine Art von Gebirgskern bilden, der, sich aus den Campos erhebend, weithin nach Nordosten seine Wurzeln versendet, und die Gleichmäfsigkeit der Hügel unterbricht und neue Wasserscheiden bildet. Nordöstlich von der Serra Mainarde und dem Itacolumi beginnen die Urwälder wieder, die sich über den ganzen nordöstlichen Theil von Minas unter dem Namen *Matto dentro* ausbreiten. Bei der Serra Branca fängt der reichere Golddistrikt an, oder vielmehr der bisher am meisten bearbeitete; denn in allen Provinzen, selbst an den Küsten, findet man dieses Metall. Goyaz und Matto grosso werden noch reichere Ausbeute liefern. — Die Vegetation im Minenlande ist meistens sehr arm, und nur die Niederungen und Schluchten füllen ausgedehntere Gebüsche, sogenannte Capaos oder Taboleiros und Waldungen.

Von San Paul nach Villa-Rica heraufsteigend findet der Reisende, wenn er erst die fruchtbaren, feuchten und waldigen Thäler dieser Provinz verlassen, im Ganzen dieselben Charaktere und Uebergänge der Landschaft. Doch ist hier der Urwald ausgedehnter, kräftiger und weniger durch Capoeiras unterbrochen. Die Landschaft hat hier einen Charakter der in mancher Hinsicht an die schweizerischen Alpengehenden erinnert, und man könnte sich hinversetzt glauben, indem man häufig auf treffliche Weiden und Heerden von Rindvieh und Pferden stößt, würden nicht die fremdartigen Baumformen mit ihren buntfarbigen Blüthen und die Stimme manches unbekanntes Vogels jeden Moment an das Tropenland erinnern.

Das Ansehen der Campos ist hier ganz dasselbe wie auf der Seite von Rio de Janeiro. Wie Barbaçena dort, so empfängt hier an der Gränze der Campos die Stadt San Joao d'El Rey den Wanderer und entschädigt ihn für die Entbehrungen und Mühen der Reise durch die Urwälder und Gebirge.

San Joao d'El Rey, früher Cidade do Rio das Mortes, liegt am Fusse eines kahlen, felsigen Gebirgsrückens, an den beiden Ufern eines kleinen Flusses, Tejuco, der sich in den nahen Rio das Mortes ergießt. Die weissen reinlichen Häuser der Stadt, die vielen, mit lebhaftem Grün umgebenen Landhäuser, welche am Abhang des

Gebirges und in den nahen Thälern zerstreut sind, stechen sonderbar gegen die dunkeln Felsen und den ganzen wilden Charakter der Gegend ab, und geben der Stadt einen eigenthümlichen Reiz, der noch durch die Betriebsamkeit derselben vermehrt wird. Die Strafsen sind alle gepflastert, die Kaufläden mit europäischen Waaren, Zeugen und Luxusartikeln wohl versehen; an Handwerkern aller Art fehlt es nicht, sogar das Daseyn von inländischen Künstlern verkünden die Malereien in einigen der reichen und stattlichen Kirchen.

Seinen Wohlstand und eine Bevölkerung von 8000 Einwohnern verdankt San Joao weniger dem Golde, welches sich in der Umgegend findet, obgleich die Stadt eine Goldschmelze und mehrere Bergwerkbeamte hat, als dem Handel mit andern Erzeugnissen, denen der Durchzug der Tropas aus dem Innern von Goyaz, besonders den Städten Farinha und Tumandua, theils die Mittel der Ausfuhr nach den Seeplätzen sichert. So wild auch die Umgegend von San Joao auf den ersten Anblick erscheint, so liefern doch die Pflanzungen, welche in den umliegenden Thälern zerstreut sind, eine große Menge von Früchten, Gemüse, Mais und Pisang, auch Tabak, Zucker und etwas Baumwolle, während die entfernteren Gebirge und Weiden des ganzen Distriktes Hornvieh, Schweine, getrocknetes Fleisch und Speck auf den Markt von San Joao liefern, von wo aus diese Produkte nach Rio de Janeiro, San Paul und nach anderen Häfen und Plätzen der Seeküste geschafft werden, wogegen die Tropas europäische Waaren, Salz, Wein und Oel, zurückbringen.

Ganz in der Nähe von San Joao liegt ein äusserst freundlicher Ort, der Arreal do Mattosinho, durch welchen den Reisenden die Strafse nach San Joze und Barbaçena führt. Seiner schönen Lage nach und der Nachbarschaft des für größere Kähne schon schiffbaren Flusses Rio das Mortes ist diesem Dorfe für die Zukunft schnelleres Aufblühen als den benachbarten Städten, besonders San Joao und San Joze, die ihrer ungünstigen Lage wegen keine Vergrößerung verstatten, zu versprechen.

Bemerkenswerth sind in der Gegend von San Joao d'El Rey die zwischen dieser Stadt und der früher durch Goldwäschereien reichen jetzt aber sehr verarmten Villa do San Joze gelegenen Stalaktitenhöhlen, deren sieben miteinander in Verbindung stehen. Sie befinden sich in einer ziemlich isolirten, felsigen, mit niedrigem Wald bedeckten Bergkuppe, die aus Kalkstein besteht. Diese Gebirgsart ist hier nicht häufig. Die Gebirge bestehen größtentheils aus Gneis, auf dem häufig Thonschiefer, Glimmerschiefer, Sandstein, und endlich der goldhaltige Rotheisenstein und Eisenschiefer aufliegt.

Der Rio das Mortes, welcher nicht weit von San Joao d'El Rey dem Parana

zuströmt, erinnert durch seinen bedeutungsvollen Namen an die Kämpfe der kühnen Paulisten, welche zuerst in diese goldreichen Gebirge vordrangen, und, nachdem sie die Eingebornen ausgerottet, oder in's Innere der Urwälder verdrängt hatten, sich bei der Theilung der reichen Beute untereinander zerfleischten.

Der erste Portugiese welcher nach dieser Seite in's Innere des Landes vordrang, war Sebastiao Tourinho, der von Porto Seguro aus, im Jahr 1573, den Rio Doce hinaufschiffte, bis in die Nähe von Villa-Rica, und von da zu Lande nach dem Rio Jiquitinonha gelangte, auf dem er wieder herab nach der Küste schiffte, ohne eine Niederlassung gegründet zu haben. Seine Berichte von dem Gold und den Edelsteinen dieser Gegend trieb bald neue Abentheurer zu neuen Versuchen an; aber auch die Unternehmungen des Antonio Diaz, und Marcos de Azevedo, die ihm auf demselben Wege folgten, hatten keine bleibenden Resultate. — Standhafter und glücklicher in ihren Versuchen waren die Paulisten, welche von San Paulo aus in der Mitte und am Ende des 17ten Jahrhunderts zu Lande ins Innere von Minas Geraes und noch weiter bis Goyaz vordrangen, um Gold und Edelsteine zu suchen. Die Geschichte zeichnet unter den Führern der verschiedenen Haufen (Bandeiras), die sich zu solchen Unternehmungen vereinten, Antonio Rodriguez, Miguel de Almeida, Manoel Garcia und viele andere aus. Diese Abentheurer dachten jedoch anfangs wenig daran, in dem neuen Eldorado bleibende Niederlassungen zu gründen. Sie suchten in Eile so viel Gold in den damals noch unberührten Schatzkammern der Natur zusammen zu raffen, als sie konnten, um damit nach San Paul zurückzukehren. — Bald strömten jedoch auch von andern Seiten, und besonders von Rio de Janeiro her, zahlreiche Haufen herbei, um die leichte Beute zu theilen, und es ward nöthig die reichsten Goldlager durch Niederlassungen in Besitz zu nehmen. So entstanden am Ende des siebenzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Villa-Rica, San Joao d'El Rey, San Joze, Sabara und Villa do Principe. Die blutigen Streitigkeiten der Paulisten untereinander und mit den neuen Ankömmlingen von Rio Janeiro und andern Orten, führten endlich das Einschreiten der Regierung herbei. Antonio de Albuquerque ward nach Villa-Rica gesandt; er stellte die Ruhe her, organisirte eine Administration und Regierung, und führte die Abgabe des königlichen Fünftheils nicht ohne Widerstand ein. Erst im Jahre 1720 wurde jedoch Minas Geraes von San Paulo getrennt und als eine selbstständige Provinz unter dem Gouverneur Lorenzo de Almeida organisirt.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Landschaften.

VILLA-RICA im Jahr 1818 zur Hauptstadt der Provinz Minas Geraes und der Comarca Ouro preto und 1824 zur Cidade Imperial do Ouro preto erhoben, ist theils am Abhang eines schmalen Bergrückens Morro de Villa-Rica erbaut, theils in der Schlucht längs des kleinen Flusses Ribeirao do Ouro preto oder do Carmo der nach Osten dem Rio Doce zuströmt, und den Morro de Villa-Rica, von dem 5000 Fufs hohen Itacolumi dem höchsten Punkte dieses Gebirgsstockes, trennt. Villa-Rica selbst liegt schon nach einer Berechnung Baron Eschweges 3000 Fufs über dem Niveau des Meeres, auf einem durch die vielen Goldwäschereien ganz aufgewühlten und durchfurchten Boden, zum Theil an steilen Abhängen, deren lockere ausgewaschene Masse Häusern und Bewohnern plötzliches Verschütten droht. Eine Hauptstrafse zieht sich wohl eine Stunde auf einem Rücken des Abhanges hin, auf dessen äusserstem Vorsprunge die Wohnung des Präsidenten der Provinz, einige bedeutende Privatgebäude längs dem Platze vor demselben, und endlich das grofse Gefängnis und die Kirche San Francisco ihm gegenüber liegen. — Strafsen und Plätze sind gepflastert, mit Röhrbrunnen geziert; die Häuser, meist zwei Stockwerke hoch, tragen den Charakter portugiesischer Städte, nur mit dem Unterschiede der nach nordischer Art geformten Dächer, die der hohen Lage und dem Clima von Villa-Rica offenbar angemessener ist, als vielen Seestädten Brasiliens, wo sie sich ebenfalls findet. An Kirchen, Kasernen und öffentlichen Gebäuden aller Art, wie sie der Sitz der Provinzialbehörden, des Bergwesens u. s. w. erfordert, fehlt es übrigens in Villa-Rica nicht; doch zeichnet sich keines davon durch seine Bauart besonders aus, so wie überhaupt die meisten Kirchen und andere grofse Gebäude in Brasilien zu einer Zeit erbaut wurden, wo nicht nur in Portugal, sondern im grössten Theile von Europa die Baukunst sehr im Verfall war. Sie zeigen meistens ein absurdes Gemische des verdorbenen italienischen mit einigen Bruchstücken des gothischen Styles und den übelverdauten Anwendungen der antiken Bauart, welche damals durch die Akademien eingeführt wurden, welche der fallenden Kunst

als Krücken dienen sollten. Aus derselben Zeit enthält die pyrenäische Halbinsel eine große Menge von Kunstnißgeburten der Art, die gegen die Meisterwerke der frühern Epochen einen traurigen Abstand bilden; Mafra selbst, was die Portugiesen thörichterweise mit dem Escorial zu vergleichen wagen, gehört unter diese Klasse trotz der ungeheuern Summen, welche die Bergwerke und Schmelzhütten von Villa-Rica zu diesem Bau geliefert haben. Es ist ausserdem nicht zu erwarten, daß gerade die besten Künstler des Mutterlandes nach den Colonien ausgewandert seyen, und so läßt sich der Mangel an Schönheit, bei den vielen weitläufigen und kostbaren Bauten welche in Brasilien ausgeführt worden sind, leicht erklären. In Hinsicht auf die öffentlichen Gebäude von Villa-Rica verdient bemerkt zu werden, daß keine Klöster darunter sind; ein Mangel der dem Reisenden in diesem Lande sehr auffallen muß. Unter dem Ministerium des Marquis de Pombal wurde allen geistlichen Orden verboten sich in Minas Geraes niederzulassen.

Die Bevölkerung von Villa-Rica beträgt gegen 9000 Seelen; sie besteht größtentheils aus Mulatten und Schwarzen und enthält nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Portugiesen und andern Europäern unter den Angestellten und Kaufleuten, deren es hier viele und ziemlich wohlhabende giebt. Der Handel von Villa-Rica ist sehr bedeutend, und ausser dem Gold und den Topasen und Kristallen, deren man in der ganzen Gegend, besonders in Queluz und Congonha do Campo, in großen Quantitäten findet, besteht die Ausfuhr von Villa-Rica, als dem Hauptmarkte der Provinz, in Baumwolle, Thierhäuten, Käse, Speck, gesalzenem Fleische, Filzhüten und Töpferwaaren. Viele Caravanen (*Tropas*), die fast alle Tage abreisen oder ankommen, bringen diese Waaren nach den Seeplätzen, besonders nach Rio de Janeiro, und kehren von dort mit europäischen Industrieprodukten, mit Salz, Wein und Negern nach Villa-Rica zurück, von wo aus diese dann weiter ins Innere nach der Serra-Fria, Goyaz, Matto grosso u. s. w., verführt und gegen jene obengenannten Produkte des Binnenlandes vertauscht werden. Die verschiedenen (größtentheils freilich sehr schlechten) Strafsen, welche diesen Handel erleichtern, sind folgende: über Barbaçena nach Rio de Janeiro¹; über San Joao d'El Rey nach San Paulo; über Minas novas nach Bahia; ferner nach dem Innern, über Inficionado und Catas-Altas, Tejucco und Villa do Principe nach Paracatu, Goyaz und Matto grosso, und endlich über Sabara, Santa Lucia nach Tamandua und an den Rio San Francisco.

¹ Ein kürzerer Weg führt über Serra Mainarde, Mar d'Espanha (Parahyba) ebenfalls nach Rio. Man nennt diese Strafsen Estrada do Matto d'Entro, indem sie stets durch Urwäldungen, die von Puri's, Coroatos, Botocudos und Patachos bewohnt sind, hinführt.

Die Umgegend von Villa-Rica hat einen ganz eigenthümlichen Charakter von Wildheit, indem sie nicht nur von natürlichen Felsen, Schluchten und Giefsbächen durchschnitten, sondern auch durch die hier gebräuchliche Art des Bergbaues nach allen Richtungen zerrissen und aufgewühlt ist. Der Goldreichthum dieser Gegend ist wirklich unglaublich und bildet unstreitig eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Erde. Die Gebirge und Felder rings um die Stadt, das Bette und die Gewässer der Bäche und Flüsse, der Staub der Strafsen, sogar das Kehricht aus den Häusern, ist noch etwas goldhaltig, und es sind wirklich Fälle vorgekommen, wo man die Wurzeln ausgerissener Sträucher mit Gold bedeckt fand, das vom Regen darin abgesetzt worden war.

Das Gold kommt in der Gegend von Villa-Rica und in Minas Geraes überhaupt fast ganz gediegen vor; wenigstens hat man bis jetzt sich noch nicht die Mühe gegeben, noch andere goldhaltige Erze zu benutzen. Die Gebirgsart, welche besonders goldhaltig ist, erstreckt sich über zwei Leguas weit von Villa-Rica bis Cidade Marianna und dem Morro San Antonio in der Richtung von Osten nach Westen: sie besteht aus einem sandigen Eisenglimmer, mit thonichem Eisenstein abwechselnd, von den dortigen Bergleuten *Jacutinga* genannt, ist oft sechzig bis siebenzig Fufs mächtig und ruht auf gemeinem Sandstein oder eisenhaltigem Thonschiefer, der vom Rande der goldhaltigen Lager zu Tage geht. Die obersten Schichten dieser letztern bestehen in einer Mächtigkeit von acht bis sechzehn Fufs, meistens auf einem porösen Rotheisenstein der weniger goldhaltig ist als die tiefern Schichten. Am reichsten sind aber einzelne Lager und Adern von zerreiblichem Quarz (*Farmacoes*) und die Nester desselben Gesteins, *Panellas* (Töpfe) genannt. Diese Quarzlager und Nester sind es, auf welche besonders und fast ausschließlich gebaut wird, indem man das übrige Gestein so goldhaltig es auch ist nicht zu bearbeiten versteht.¹

Der Bergbau ist in diesen Gegenden, sowohl in seinen technischen als in seinen legislativen Zweigen, noch ungefähr auf derselben Stufe wo er zur Zeit nach der Entdeckung dieses Goldlandes stand. Die gegenwärtigen Gesetze in dieser Hinsicht wurden zwar erst am Ende des vorigen Jahrhunderts verfasst und zusammengetragen; allein sie enthalten dennoch wesentlich dieselben Grundsätze und Fehler, welche damals schon vorhanden und aus der Art der ersten Entdeckung und des ersten

¹ Es braucht wohl kaum zu bemerken, dafs es nicht unsere Absicht ist, hier eine ausführliche geognostische Abhandlung über das Vorkommen des Goldes bei Villa-Rica zu geben.

Anbaues entstanden waren und sind den gegenwärtigen Bedürfnissen in keiner Hinsicht angemessen.

Diesen Gesetzen zufolge erhält der Entdecker eines goldhaltigen Distriktes oder Lagers einen gewissen Theil, *Data* genannt (von 60 Brassen Länge und 40 Breite), den er sich selbst wählen kann; die zweite *Data* behält sich das Gouvernement vor, allein selten oder nie wird es auf Rechnung der Regierung bearbeitet, sondern gewöhnlich an Privatleute vertheilt oder verkauft: die dritte *Data* gehört ebenfalls dem Entdecker als Bergmann, wenn er eine gehörige Zahl Sklaven besitzt und die Arbeiten in einem gewissen Zeitraume beginnen läßt; sonst verfällt sie an die Obrigkeit, welche diese *Data* und den Rest an andere Personen vertheilt, je nach der Zahl der Sklaven, die sie zum Anbau anwenden wollen, indem auf jeden Sklaven zwei und eine halbe Quadrat-Klafter gerechnet wird. Die Bearbeitung der goldhaltigen Lager geschieht auf dreierlei Art. Die erste Methode nennt man *Trabalhar por minas*. Es werden Versuchsörter in das Gebirge geführt und man stößt bald auf die besonders goldhaltigen Quarzlager und Nester: hier gräbt man so lange nach bis entweder das Quarzlager sich auskeilt, oder bis das Gestein zu fest wird, um es ohne besondere Mühe zu Tage zu fördern, oder bis man es für zu arm hält, oder endlich bis die bösen Wetter das Licht auslöschen, was oft schon in einer Tiefe von wenig Lachtern der Fall ist. Alsdann läßt man den Ort stehen und fängt wenige Schritte von da von neuem an zu graben, um eben sobald wieder aufzuhören. Selten wird ein Ort mit dem andern in Verbindung gesetzt. Auf diese Weise wird das ganze Gebirge da, wo es nicht durch Wasserstürze zerrissen ist, durchlöchert.

Die zweite Methode nennt man *Trabalhar de talha aberta*. Sie besteht darin durch aufgestürzte Wasser das goldhaltige Geschiebe zu zerreißen und das Gold abzuschwemmen. Durch lange oft sehr kostspielige Grabenleitungen führt man das Wasser nach dem Orte den man zu verwüsten gedenkt. Hier stehen die Sklaven mit dem Brecheisen und Spaten um das Erdreich und das mürbe Gestein loszumachen, welches nun durch das aufstürzende Wasser in die am Fusse des Bergabhanges angebrachten Behältnisse geschwemmt wird. Damit kein zu grobes Gestein mit hinabstürzt, sind mehrere Gitter aufgestellt, über welche dasselbe wegrollt, während das Wasser nur den feinem Kies und Sand durchführt. In jenen Sammelteichen oder Gräben (*Mondeos*) wird der goldhaltige Kies aufgefangen und durch beständiges Umrühren das Gold gereinigt, so daß es endlich zu Boden fällt, worauf das übrige Gestein mit dem Wasser wieder abgeleitet wird. Man fängt den Sand auch in Ochsenfellen und in groben wollenen Tüchern auf, über die man

das gestürzte Gestein wegschwemmt. Zu dieser Art von Arbeit wählt man besonders gern die alten Flußbette, welche jedoch oft bis fünfzig und mehr Fufs hoch mit neuem Kies überschwemmt sind, was dann erst weggeräumt werden muß. Von irgend einer Art von Mechanismus oder Maschinerie ist hier nicht die Rede; alles was das Wasser nicht von selbst thut, wird auf die ungeschickteste, langsamste Art von Sklaven verrichtet.

Wie zerstörend für die Goldlager und wie wenig einträglich im Verhältniß zu dem Gehalt des Gesteins diese Goldwäschereien (*Lavras*) seyn müssen, läßt sich leicht denken: sie sind nur darauf berechnet die gröbsten Goldtheile zu gewinnen; alle feinern und inniger mit dem Gestein verbundenen Theile gehen gänzlich verloren und werden in die Flußbette geschwemmt, oder sie füllen die Lavra oft so aus, daß gegenwärtig in den reichsten *Lavras*, nachdem ringsum alles Gestein losgemacht und herabgeschwemmt ist, nichts mehr übrig bleibt als ungeheure Schutthaufen, aus denen dennoch zur Regenzeit noch etwas Gold hervorgeschwemmt und in dazu bereit gelegten Ochsenfellen aufgefangen wird. Diese Art der Bearbeitung hat eigentlich nicht einmal den Vortheil der Wohlfeilheit, wenn man das Capital berechnet was in der Menge von Sklaven steckt, die zu den einfachsten geringfügigsten Arbeiten gebraucht werden.

Die dritte Art der Goldreinigung ist die der sogenannten *Faiscadores*. Sie gründet sich auf den ungeheuern Verlust an goldhaltigem Gestein, der bei den zwei ersten sogenannten Methoden eintritt, indem der größte Theil in die Flüsse und Bäche geschwemmt wird, welche auch schon ohnedies eine bedeutende Menge Gold führen. Die Arbeit der *Faiscadores* ist von zweierlei Art: die einen stellen sich bis an den Gürtel ins Wasser und fassen in einer breiten hölzernen Schüssel (*Batea*) den Kies aus dem Flußbette auf, und lassen durch beständiges Hin- und Herschütteln auf der Oberfläche des Wassers die gröbern Steine und die Erde wegschwemmen, während der Goldsand in der Schüssel zu Boden sinkt. Dieses noch nicht ganz gereinigte Gold sammelt man dann in einem andern Gefäße, und am Ende der Tagesarbeit reinigt man es dann vollends durch Umrühren und indem man die größten Blätter und Körner heraussucht. Auf diese Art kann ein *Faiscador* in wenig Stunden ohne große Mühe 150 bis 200 Reis gewinnen, und ein geschickter Arbeiter, besonders nach starken Regengüssen, bringt oft 400 bis 800 Reis zusammen.

Andere *Faiscadores* tragen den Sand an den Ufern der Flüsse zusammen und leiten etwas Wasser darüber her, um die leichtern Arten wegzuspülen; der Rest wird dann auf einem flachen Heerde, der gleich am Ufer im Sande mit Thon aus-

gebaut wird, durch Umrühren und Uebergießen mit Wasser vollends gereinigt und auf einige in einer Rinne (*Canoa*) ausgebreitete Ochsenfelle geleitet und am Ende wird alles noch einmal in einem Troge gesäubert und ausgelesen. Diese Art von Goldgewinnung in den Flüssen steht Jedem frei, und man sieht daher immer eine Menge Neger und andere gemeine Leute damit beschäftigt, die dann meistens ihre Ausbeute sogleich in der nächsten Branntweinbude vertrinken.

Der Ertrag jeder Goldwäscherei soll direkt in die kaiserliche Schmelzerei abgeliefert werden, und die Circulation desselben im Innern der Provinz sowohl als die Ausfuhr ist bei schweren Strafen verboten. In der Schmelzerei wird es durch Schmelzen vollends gereinigt, in Barren von verschiedener Größe gegossen, probirt, gezeichnet und der Fünftheil (*Quinta*) der Regierung abgezogen. Hierauf werden die Goldstangen dem Eigenthümer zurückgegeben, nebst einem Scheine worauf alle diese Operationen angegeben sind und erst sodann dürfen die so bezeichneten Goldstangen im Handel gebraucht und ausgeführt werden. Letzteres darf jedoch nur auf ausdrückliche Erlaubniß der Regierung geschehen, welche sich anheischig macht, auf Verlangen die Goldstangen gegen gemünztes Geld umzuwechseln. Allein da sie selten hiezu im Stande und der Gewinnst bei der Ausfuhr viel größer ist, so bleibt nur wenig von dem in den Schmelzhütten geschmolzenen Golde in Brasilien, und im goldreichsten Lande der Erde ist nur ein sehr schlechtes Papiergeld im Umlauf.

Wie reich der Ertrag der Minen von Villa-Rica in frühern Zeiten war, beweisen schon die kostbaren Bauwerke, welche aus dem königlichen Fünftheil in Lisboa aufgeführt worden sind, z. B. das Kloster Mafra und die eben so prachtvolle als gemeinnützige Wasserleitung das Agoas livres. Dieser Ertrag hat jedoch in neuerer Zeit sehr abgenommen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts betrug die Menge des in Villa-Rica allein jährlich ausgeschmolzenen Goldes 60 bis 70 Arrobas. In diesem Augenblicke beträgt sie höchstens die Hälfte. Noch im Jahr 1758 betrug das königliche Fünftheil 118 Arrobas, und bis zum Jahre 1812 belief es sich zusammen auf 7895 Arrobas, im Werth von 85 Millionen Cruzaden. Die große Abnahme ist aus der Art wie der Bergbau hier getrieben wird, und wie die goldhaltigen Lager im eigentlichen Sinne verwüstet und zu Grunde gerichtet werden, leicht erklärlich. Die Abnahme der bergbauenden Bevölkerung hat, wie sich denken läßt, gleichen Schritt mit der Verminderung der Ausbeute gehalten, und ist von 80,000 Arbeitern, die noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts damit beschäftigt waren, auf 16,000 herabgesunken. Der Verfall der meisten, ehemals durch die Goldwäscherei blühenden Orte, die Menge von verlassenen Wohnungen in den Golddistrik-

ten, zeigen dem Reisenden schon auf den ersten Blick die Ausdehnung des Uebels. Vergebens hat sich lange Zeit die Regierung die wahre Ursache desselben verbergen wollen und sie nicht in der geringern Ausbeute, sondern in der heimlichen Ausfuhr des Goldes gesucht; vergebens hat sie durch geschärfte Gesetze gegen diesen Schleichhandel und durch vermehrte Zoll- und Militärposten dieselben in Ausübung zu bringen gesucht. In einem Lande wie Brasilien können solche Mafsregeln von den eigentlichen Schuldigen leicht umgangen werden, und die Versuchung ist zu grofs, als dafs nicht alle denkbare List versucht wird, um den Goldstaub ohne den Abzug des Quinto an den kaiserlichen Schmelzhütten über die Gränzen der Provinz und nach den Seehäfen zu bringen, wo er 20 bis 30 Prozent im Werthe steigt. Der erlaubte Handel ist es allein, der durch diese Mafsregeln und die Plackereien der mit ihrer Ausübung beauftragten Beamten leidet, und dennoch wird dieser Handel mit den übrigen Produktionen in demselben Grade wichtiger und einträglicher als der Goldertrag abnimmt. — In der That hat weder der Wohlstand noch die Bevölkerung der Provinz Minas Geraes im Ganzen abgenommen. Die Viehzucht und der Ackerbau hat dem Theil der Bevölkerung Arbeit und einen sichern Erwerb gegeben, welcher durch die Goldwäschereien verarmt war und Orte wie Barbaçena, Santa Luzia, insbesondere aber die Pflanzer von Matto dentro, haben sich zur Wohlhabenheit erhoben, während die ausschliesslichen Golddistrikte in Verfall geriethen. Dies gilt unter andern auch von Sabara, einer Stadt von fast 7000 Einwohnern, die aber früher viel wohlhabender und besser bevölkert war, und jetzt alle Zeichen des Verfalles trägt. Ein anderer Ort, der sich durch seinen Goldreichtum ausgezeichnet hat, ist der Arrayal Catas Altas, nördlich von Villa-Rica, an der Serra nossa Senhora Mai dos Homens. Einige Stunden weiter liegt Brumado und Congo-Socco, zwei Orte an denen gegenwärtig noch die Goldausbeute am reichsten ist.

Es ist übrigens kein Zweifel, dafs eine zweckmäfsigere Einrichtung des Bergwesens in allen seinen Zweigen auch diesen wichtigen Theil des Nationalreichthums von Brasilien in kurzer Zeit wieder zu seiner frühern Blüthe heben könnte, und es ist zu erwarten, dafs die gegenwärtige Regierung hierin, wie in so vielen andern Dingen, die nöthigen Verbesserungen mit Festigkeit und Umsicht einleiten wird. Dieser Gegenstand ist um so wichtiger, da Gold keineswegs der einzige Reichthum der Gebirge von Minas Geraes ist. Eisenerze finden sich fast in der ganzen Provinz als Hauptbestandtheile langer Gebirgszüge; Blei, Kupfer, Platina, Quecksilber, Arsenik, Antimonium, Wismuth etc., finden sich an vielen Orten, und versprechen bei einer kundigen Bearbeitung reiche Ausbeute. Edelsteine aller Art, z. B. Topase von den

verschiedensten Farben, Turmaline, Amethyste, Aquamarine, Granaten, Kristalle, u. s. w., befinden sich besonders in Minas novas, Diamanten in Tejuco und Abaité.

Besonders reich an Diamanten ist die Gegend, etwa 70 Leguas nördlich von Villarica. Sie kommen in einer Art von Nagelfluhe vor, und die Art wie man sie gewinnt, ist folgende: Das Gestein wird losgehauen und in kleine Stücke zerschlagen; diese Cascalhas werden von den Sklaven, die längs dem Wasser sitzen, in breite hölzerne Teller gefasst und mit der größten Aufmerksamkeit durchsucht, indem sie immer wieder Wasser in die Schüssel schöpfen und durch Hin- und Herschwenken und Schütteln die Erde und das weichere Gestein loszumachen suchen, was sie dann wegschütten. Sobald ein Neger auf diese Art einen Diamanten findet, so muß er ihn vor den Augen des beständig gegenwärtigen Aufsehers in eine dazu bestimmte Schüssel werfen, indem er zugleich aufsteht, seine eigene Schüssel hinstellt und mit den Händen klatscht. Dies soll geschehen, damit die Neger keine Diamanten in der Hand behalten und dann verstecken können, was jedoch sehr schwer wäre, da auf fünf bis sechs Sklaven immer ein Aufseher gerechnet wird, der sie beständig im Auge behält und bei einiger Uebung jeden Unterschleif leicht bemerken kann. Wenn ein Sklave so glücklich ist, einen großen Diamant zu finden, wird er belohnt; nach Umständen erhält er sogar seine Freiheit, entweder gleich oder nach einer gewissen Anzahl Dienstjahre. Diese Arbeit wird übrigens eben so wie die Goldwäscherei, wegen der beständigen Feuchtigkeit, für sehr ungesund gehalten.

Die Gewinnung der Diamanten wird ausschließlich von der Regierung betrieben, und die Strafen, welche auf den Unterschleif und die Ausfuhr derselben durch Privatleute gesetzt sind, sind noch härter als diejenigen gegen die Ausfuhr des Goldstaubes; dennoch aber werden sie häufig umgangen, was bei einem so kleinen, leicht zu verbergenden Gegenstande nicht anders möglich ist.

Tejuco ist ein sehr blühender Ort von 7 bis 8000 Einwohnern; sein Ansehen ist sehr freundlich, die Häuser meistens zweistöckig, reinlich und besser gebaut als man es sonst in dieser Provinz zu sehen gewohnt ist. Die bedeutende Anzahl von Beamten und Kaufleuten begünstigt geselliges Leben. Handel (selbst mit Luxusartikeln und Pariser Moden) und Handwerke sind im Flor; dennoch aber ist Tejuco keine Stadt, sondern nur ein sogenannter Arrayal, obgleich es eher als Villa do Principe, der Hauptstadt dieser Comarca, den Namen einer Citade oder Villa verdient.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Landschaften.

DIE Cidade de San Salvador da Bahia de Todos os Santos, gewöhnlich nur Bahia genannt, liegt auf dem südlichen Ende einer Landspitze, welches die östliche Gränze der Einfahrt in die geräumige Bai, den sogenannten Reconcavo, bildet. Der Stadt gegenüber liegt die Insel Itaparica, nach Westen den Eingang in den Reconcavo begränzend. Die größte Länge des Reconcavo von Osten nach Westen beträgt acht Leguas, seine Breite von Norden nach Süden siebtehalb Leguas. In diese Bai ergießen sich mehrere Ströme, von denen der bedeutendste der Paracuacu ist. Sie ist rings von flachen Hügeln umgeben, die mit niedrigen Waldungen und Zucker- und Kaffeepflanzungen bedeckt sind, während in den Niederungen, zunächst am Ufer und an den Flüssen, sich Zuckerpflanzungen ausbreiten. Unter den Bäumen jener Niederwaldungen (Capoeiras) zeichnen sich besonders einige Arten sehr zierlicher Palmen aus, von den Indiern Licuri bravo und Licuri capoculo genannt, die Piaçaba-Palme, deren Früchte für Dreherarbeit häufig nach Europa gesendet und deren Rindenbast zur Verfertigung von Schnüren, Stricken, Tauen und Flechtarbeiten gebraucht wird. Mit diesen Palmen wechseln die Cocos-Palme und die Coco d'Endea ab, die wie lichte Wälder die ganze flache Küste bedecken, die dadurch einen ganz eigenthümlichen freundlichen Charakter gewinnt. Die Küste ist überhaupt sehr bebaut und eine der fruchtbarsten von Brasilien. Der Urwald beginnt in ziemlicher Entfernung von der Küste, und höhere Gebirge, wie z. B. um Rio Janeiro, finden sich an diesem Theile der Küste gar nicht. Bahia gegenüber liegt die Insel Itaparica, deren Länge sieben Leguas, und größte Breite etwa zwei Leguas beträgt. Sie ist ausserordentlich fruchtbar und versieht den Markt von Bahia mit Früchten und Gemüsen aller Art. Jeden Morgen sieht man eine kleine Flotte mit Fruktualien beladener Boote nach Bahia aussegeln. Auch sehr viele Töpferwaaren werden von Itaparica nach Bahia gebracht, die jedoch größtentheils in Jagoaripe verfertigt werden — einem bedeutenden wohlhabenden Ort am festen Lande, der

Insel gegenüber. — Unter den Bewohnern der Insel zeichnen sich besonders viel Wallfischfänger aus, von deren Geschicklichkeit und Glück, so wie von dem Reichtum des Meeres, die Wallfischknochen zeugen, welche sehr häufig zu den Umzäunungen der Gärten und Höfe gebraucht werden. Die Stadt Bahia selbst ist längs des östlichen Ufers der Einfahrt in den Reconcavo, theils am Strande selbst, theils auf dem jähren Abhange des Hügels erbaut. Die Gebäude, besonders im obern Theile der Stadt, sind meistens mit Gärten und Gebüsch umgeben, was vom Hafen aus einen sehr malerischen Anblick gewährt. Die Häuser in dem ältern Theile der Stadt sind von europäischer Bauart, meistens sehr hoch, mit Balkonen und niedern Dächern.

In der Nähe des Douanengebäudes und der Debarkationsplätze haben die Häuser oft drei, vier und fünf Stockwerke, und kaum drei bis vier Fenster in der Breite. Die Strafsen sind sehr enge und unregelmäßig, wie es eben der schmale Landstrich der längs am Fusse der Felswand hinläuft, zulieft. Drei steil angehende Strafsen verbinden die Handelsstadt mit der übrigen und den Vorstädten. Hier sind die Häuser niedriger, heller und dem Clima angemessener; die Strafsen sind breiter, reinlicher und besser gepflastert. Die Stadt hat eine große Menge von öffentlichen Gebäuden, die sich jedoch mehr durch ihren Umfang als durch ihre Bauart auszeichnen. Mehrere von denselben sind schon ziemlich alt, wenigstens für Brasilien. Genannt zu werden verdienen allenfalls der Pallast des Gouverneurs, das Theater, das auf einem schönen Platze liegt, von dem man die herrliche Aussicht über den Reconcavo genießt, die Kirche und das Collegium der Jesuiten, die Kirche der Barbadinhos italianos, von italienischen Missionnarien gebaut, u. a. m. Bahia ist überhaupt reich an Kirchen und zählt an fünf und zwanzig Klöster.

Den untern Theil der Stadt bewohnen nur Kaufleute (die Reichern unter ihnen, namentlich auch die Fremden, besitzen dann noch Wohnungen mit weitläufigen Gärten ausserhalb dem Stadtbezirke und auf den Anhöhen). Dann befinden sich hier auch der Sklavenmarkt, die Börse, die Vorrathshäuser der Kaufleute, das Arsenal und die Schiffswerften. Die in Bahia erbauten Schiffe werden sowohl ihrer guten Bauart, als des vortrefflichen Holzes wegen, das dabei angewendet wird, vorzüglich geschätzt.

Bahia ist in diesem Augenblicke nach Rio de Janeiro die wichtigste Stadt Brasiliens und ihr Handel gegenwärtig bedeutender als jener der Hauptstadt. Der Hauptartikel der Ausfuhr ist Zucker; ausserdem werden von hier viel Baumwolle, Kaffe und Häute nach Europa versendet. — Ihr Handel mit den Nachbarprovinzen

Piauí, Sergipe d'El Rey, Ilheos, florirt und verbessert sich immer mehr. Während der letzten Zeit der portugiesischen Herrschaft verdankt Bahia besonders dem nachmaligen Marineminister Grafen dos Arcos, der mehrere Jahre Gouverneur der Provinz war, viele nützliche Anstalten und Verschönerungen der Stadt, z. B. eine Glasfabrik, Buchdruckerei, Börse, Theater, die Erweiterungen der Spaziergänge, u. s. w. Er gründete die Bibliothek, schuf mehrere Schulen, und weckte in den Einwohnern Lust zu Wissenschaften.

Die ältere Geschichte von Bahia ist in mancher Hinsicht nicht uninteressant, und verdient in einem an historischen Erinnerungen im Allgemeinen so armen Lande hervorgehoben zu werden. Im Jahr 1516 belehnte der König Johann III, nach dem damaligen System der Colonisation, den Francisco Pereira Coutinho mit der ganzen Küste von der Punta de San Antonio bis zum Strom San Francisco. Als Coutinho in der Bahia de Todos os Santos landete, um daselbst eine Niederlassung zu gründen, fand er unter den Tupinambas, welche diese Gegend bewohnten, schon einen Portugiesen, Alvares Correa, der mehrere Jahre zuvor durch Schiffbruch an diese Küste verschlagen worden war und sich mit einer Indianerin, der Tochter eines Anführers, verbunden hatte. Es war ihm gelungen, einen großen Anhang unter den Indiern zu erlangen, der anfangs dazu beitrug, die Niederlassung seiner Landsleute zu begünstigen. Bald erhoben sich jedoch Streitigkeiten zwischen den Portugiesen und den Tupinambas, indem Coutinho, statt den Gewaltthätigkeiten seiner Untergebenen Einhalt zu thun, ihnen durch sein eignes Beispiel Straflosigkeit sicherte. — Correa, der seine alten Freunde gegen die neuen Ansiedler in Schutz nehmen wollte, ward auf Coutinho's Befehl verhaftet: da rief seine Gattin Paraguaçu ihren Vater, ihre Verwandten, ihren Stamm zur Rache auf, und Coutinho wurde in kurzer Zeit gezwungen die Gegend zu verlassen und nach Ilheos zu entfliehen, wohin er seinen Gefangenen entführte. — Wenn wir in dem Bilde, das wir uns von dieser Heldin der Tupinambas machen, nur einigermaßen die abschreckenden Gestalten der indianischen Schönheiten unserer Zeit vergessen könnten, so wäre hier offenbar Stoff zu einem Roman oder Heldengedicht. — Nach einiger Zeit ward Coutinho von einer Partei unter den Tupinambas eingeladen zurückzukehren; aber bei seiner Einfahrt in die Bai wurden seine Schiffe von einem heftigen Sturme überfallen und an dem Ufer der Insel Itaparica zerschellt. Er selbst mit allen denjenigen seiner Gefährten die dem Sturme entronnen waren, fielen den Tupinambas in die Hände und wurden von diesen Wilden als gute Beute aufgezehrt. — Alvares Correa erhielt durch diese Catastrophe seine Freiheit wieder. Die Indier nahmen

ihn freudig auf, und er lebte noch lange in grossem Ansehen unter ihnen. Durch Coutinho's Tod fiel diese Landstrecke wieder der Krone Portugal zu, und Johann III, die Vortheile der Bai de Todos os Santos erkennend, beschlofs hier die Hauptstadt Brasiliens zu gründen. Fünf grofse Schiffe, sechs hundert Freiwillige und fünfzehn hundert verurtheilte Verbrecher wurden zu dieser Unternehmung abgeschickt. Thomas de Souza erhielt den Oberbefehl als General-Gouverneur, und es wurden ihm zugleich alle übrigen Ansiedlungen untergeordnet, und die Privilegien derjenigen welche zuerst Lehen in diesen Gegenden behalten hatten, erhielten grofse Beschränkungen.

Souza fand bei seiner Ankunft den Alvarez Correa noch am Leben, und es gelang ihm, sowohl durch den Einflufs dieses sonderbaren Mannes, als durch eigne Mäfsigung und Klugheit, ein freundschaftliches Verhältnifs mit den Tupinambas zu gründen, wodurch die schnellen Fortschritte dieser Niederlassung sehr begünstigt wurden. Als später dennoch Streitigkeiten zwischen den Portugiesen und den Indiern ausbrachen, war die neue Colonie, zum Theil durch den Beistand der Indier selbst, schon so gut befestigt, dafs die Angriffe derselben keine ernstlichen Besorgnisse mehr erregen konnten und endlich zu ihrem eigenen Verderben führen mußten. Die Ankunft mehrerer Jesuiten vermehrte noch die Veranlassungen zu Feindseligkeiten, indem sie bei der Bekehrung der Indier mit einem vielleicht übertriebenen Eifer zu Werke giengen, und sich besonders Mühe gaben die Anthropophagie, welche bei den Tupinambas sehr häufig war, auszurotten und ihnen öfters mit Gewalt ihre Schlachtopfer entrissen.

Im Jahr 1552 übergab Thomas de Souza die Statthalterschaft an Duarte da Costa, der zu seinem Nachfolger ernannt worden war. Es begleiteten ihn mehrere Jesuiten, worunter auch der bekannte Anchieta; allein sie verliessen Bahia bald wieder, um im Süden von Brasilien ihre Missionsarbeiten fortzusetzen und den Grund zu der nachmaligen grossen Macht des Ordens in Paraguay zu legen.

Das Ende des sechzehnten Jahrhunderts war für Bahia wichtig, indem die zunehmende Bevölkerung und Ausdehnung der portugiesischen Ansiedlungen in Brasilien eine Theilung dieser Colonie in zwei von einander unabhängige Statthalterschaften herbeiführte. Bahia blieb die Hauptstadt der nördlichen, Rio de Janeiro ward die Hauptstadt der südlichen Provinzen (1572). Doch wurden nach einigen Jahren beide wieder vereinigt, um bald darauf von neuem wieder getrennt zu werden, bis Rio de Janeiro die Hauptstadt von ganz Brasilien blieb. Ungefähr in dieselbe Epoche fällt die Auswanderung der Tupinambas nach dem Innern des Landes,

wodurch sie sich den Angriffen der Portugiesen entzogen, welche die allmähliche Ausrottung dieses Stammes herbeizuführen drohten. Ihre Wohnsitze wurden zum Theil von andern wilderen und weniger mächtigen Stämmen eingenommen, die jedoch bald vor der immer mehr um sich greifenden europäischen Civilisation verschwanden, so daß von den meisten kaum die Namen bekannt sind; die wenigen Ueberreste derselben zerstreuten sich entweder in die Wälder des Innern, oder sie siedelten sich unter den Colonisten an, und vermischten sich bald mit europäischem und afrikanischem Blute.

Der Tod des Königs Don Sebastian in der unglücklichen Schlacht von Alcaçar hatte die Vereinigung Portugals und Brasiliens mit der spanischen Herrschaft zur Folge, und die zum Theil absichtliche Zurücksetzung und Vernachlässigung dieser Colonie von Seiten der spanischen Regierung schien die Feinde derselben herauszufordern einen Angriff auf Brasilien zu versuchen. Im Jahr 1623 rüstete die holländisch-westindische Compagnie eine Flotte von sechzig Segeln aus, um sich dieser, dem Anscheine und eingezogener Erkundigungen zufolge, sehr leichten Beute zu bemächtigen. Obgleich der spanische Hof von diesen Rüstungen und von ihrem Zweck unterrichtet war, so that er doch nichts um ihnen zuvorzukommen, und als eine Abtheilung jener Flotte unter Willekens vor Bahia erschien, hatte der Statthalter Diego de Mendoza nur achtzig Mann Linientruppen zur Vertheidigung der Hauptstadt; die Milizen, denen das spanische Joch noch verhafster war als die Holländer, die sie in gewisser Hinsicht sogar als Befreier und Bundesgenossen ansehen konnten, zerstreuten sich ohne den geringsten Widerstand; der Statthalter aber vertheidigte sich mit seinem geringen Gefolge in seinem eigenen Pallast so tapfer, daß die Holländer ihm freien Abzug zugestanden. Sie brachen jedoch den Vertrag, sobald er die Waffen niedergelegt hatte und sandten ihn gefangen nach Europa. Bald nach der Einnahme von Bahia durch Willekens traf der Rest der holländischen Flotte unter Vandoort daselbst ein, und dieser übernahm den Oberbefehl; allein es zeigte sich bald, daß es nicht die Feigheit der Brasilianer war, welche einen so leichten Sieg herbeigeführt hatte, sondern die Nachlässigkeit der Regierung und der Mangel an Anhänglichkeit und Vertrauen von Seiten des Volkes. Die Einwohner von Bahia und der ganzen Provinz, durch die rohe Habsucht der Holländer empört, sammelten sich in den weniger bewohnten Theilen des Landes; der Bischof Marcos Tejeira stellte sich an ihre Spitze, und die Holländer sahen sich bald auf den Besitz der Hauptstadt beschränkt, während die ganze Provinz in offenem Aufstande war. Dieser tapfere Widerstand gab endlich dem spanischen Hofe Zeit, eine

Flotte zum Beistande Brasiliens auszurüsten. Im Jahr 1625 erschien Don Fadrique de Toledo vor Bahia und zwang, nach einer einmonatlichen Belagerung, die holländische Besatzung zur Uebergabe. Von dieser Zeit an gelang es den Holländern nicht wieder sich in Bahia festzusetzen; die Flotte, welche sie absandten um einen neuen Versuch zu machen, wurde von Don Fadrique geschlagen, seine eigene Flotte aber litt auf der Rückkehr nach Spanien so sehr von Stürmen, daß nur wenige Schiffe im traurigsten Zustande Cadix erreichten. Bahia blieb sich nun selbst überlassen, und obgleich auch später der holländische Admiral Petrid sich damit begnügen mußte, einen Theil der Küsten dieser Provinz zu verwüsten, so waren doch die Hülfsmittel derselben nicht hinreichend, oder der Eifer der Behörden nicht groß genug, um auch die Pernambucaner in ihren heldenmüthigen Anstrengungen gegen das Joch der Holländer zu unterstützen. Die glorreiche Restauration von Portugal, welche das Haus Braganza auf den Thron erhob und Portugal wieder von Spanien trennte, ward auch in Brasilien mit Enthusiasmus ausgeführt und der spanischen Herrschaft ohne Schwertstreich ein Ende gemacht, da sich Niemand fand der sie zu vertheidigen wagte.

Von dieser Epoche an bis in die neuesten Zeiten nahm Bahia an Ausdehnung, Bevölkerung und merkantilischer Wichtigkeit, wenn auch nicht sehr rasch, doch fortwährend zu: allein die Geschichte dieser Stadt theilt die Bedeutungslosigkeit der übrigen portugiesischen Colonien während derselben Epoche, und das einzige Ereigniß, was in derselben eine Erwähnung verdient, ist die definitive Verlegung des Hauptsitzes der Regierung Brasiliens von Bahia nach Rio de Janeiro, welche unter dem Ministerium des Marquis de Pombal Statt fand. Wenn diese Veränderung auch Bahia viel von seinem äussern Glanz und von seiner politischen Wichtigkeit nahm, so dürfte sie leicht dem Handel dieser Stadt eher zuträglich als schädlich gewesen seyn. Dennoch aber scheint die Unzufriedenheit, welche damals unter den Einwohnern von Bahia und der nördlichen Provinzen überhaupt durch diese Versetzung der Regierung erregt wurde und zu der sich noch eine in mancher Hinsicht faktische Unabhängigkeit als nothwendige Folge der großen Entfernung von der neuen Hauptstadt gesellte, sich noch bis auf die neuesten Zeiten erhalten und eher vermehrt als vermindert zu haben. Die neuesten Ereignisse in Bahia haben dies bewiesen, und man würde sich vergebens bemühen den Antheil abzuläugnen, den dieser Geist der Provinzial-Unabhängigkeit und der Eifersucht gegen Rio de Janeiro an dem Widerstand gehabt hat, den die von Rio ausgehenden Bewegungen der letzten Zeit in den nördlichen Provinzen gefunden haben. Im Jahr 1821 waren

es zwar hauptsächlich die portugiesischen Truppen in Bahia, welche anfangs vor der Entscheidung und gegen den Willen des damaligen Prinzen Regenten die portugiesische Constitution proklamirten und dann mit Gewalt sich der Trennung Brasiliens von dem Mutterlande widersetzen; allein ein großer Theil der Einwohner begünstigte diesen Widerstand durch Theilnahme oder durch Gleichgiltigkeit, die jedoch schwerlich einer wirklichen Anhänglichkeit an das Mutterland zuzuschreiben ist, sondern Wünschen und Plänen, welche die Zukunft wahrscheinlich früher oder später entwickeln wird, wenn auch die kräftige Hand des gegenwärtigen Beherrschers von Brasilien sie für den Augenblick im Zaume zu halten vermag. Wie dem auch sey, so ist die innere Ruhe Bahia's nicht anders gestört worden, als durch die Meuterei eines Theils der Besatzung und durch die Ermordung des Commandanten Felisberto Caldeira im Jahr 1824, welche jedoch keine weitem Folgen, vielleicht auch keinen weitem Zweck hatte.

PERNAMBUCO.

Die Hauptstadt der Provinz Pernambuco, obgleich sie gewöhnlich mit dem Namen der Provinz benannt wird, besteht eigentlich aus zwei Städten, Olinda und San Antonio do Recife. Olinda, die ältere eigentliche Hauptstadt, liegt auf einem niedrigen Hügel, von dem aus sich eine lange sehr schmale, theils sandige, theils felsige Erdzunge nach Süden erstreckt, auf deren südlichsten, breiteren Ende die Stadt Recife liegt; ihr gegenüber, auf einer sich von Süden nach Norden erstreckenden sandigen Landspitze liegt der Theil der Stadt, der eigentlich San Antonio heisst, und jenseits des seichten Meerarmes, der sich zwischen dieser Landzunge und dem festen Lande hinzieht, liegt der neueste Theil der Stadt Boa Vista: zwei hölzerne Brücken verbinden Recife mit San Antonio und San Antonio mit Boa Vista. Der Hafen von Recife, Mosqueira genannt, wird durch ein langes Felsenriff gebildet, welches sich zum Theil unter dem Wasser in geringer Entfernung von den beiden Landzungen hinzieht, worauf Recife und San Antonio erbaut sind, und nur durch eine schmale Einfahrt für die Schiffe unterbrochen ist, welche hinter diesem natürlichen Damm ziemlich sicher liegen, während das Meer sich besonders bei Stürmen von Osten her mit furchtbarer Wuth an den schützenden Felsen bricht. Weniger sicher ist der südliche innere Theil des Hafens, den man Poço nennt, indem hier das Riff viel niedriger und die gegenüber liegende Küste felsig ist.

Die Gegend zunächst um die Stadt ist sehr sandig, doch erheben sich in einiger Entfernung vom Strande sanfte Hügel, die besonders in der Umgebung von Olinda

mit Pflanzungen, Gärten, weissen Landhäusern, Gebüsch und Cocospalmen bedeckt sind. Wie in allen grössern brasilianischen Städten unterscheidet man in der Bauart der Häuser von Pernambuco zwei verschiedene Epochen: die ältern Gebäude sind ganz im europäischen Styl erbaut, hoch, schmal, mit spitzigen Giebeln und vielen Fenstern und Balkonen. In neuerer Zeit hat man dagegen viele geschmackvolle, allen Bedürfnissen des Klimas entsprechende Häuser erbaut, die gewöhnlich mit Gärten umgeben sind, und sich besonders von Boa Vista aus allmählig landeinwärts ziehen und am Ufer hin in eigentliche Landhäuser übergehen. An ausgezeichneten Gebäuden fehlt es in Pernambuco, obgleich es einen Regierungspallast, eine Schatzkammer und eine grosse Menge von Klöstern und Kirchen besitzt. Dagegen sind die Strassen, obgleich größtentheils ungepflastert, reinlich, und es zeigt sich überhaupt in dem äussern Ansehen der Stadt mehr Ordnung und Reinlichkeit als in den meisten brasilianischen Seestädten, Rio de Janeiro nicht ausgenommen. Die Bevölkerung von Pernambuco beträgt gegenwärtig 88,500 Seelen.

Die Stadt und der Hafen von Pernambuco werden durch mehrere Forts vertheidigt, wovon die bedeutendsten, do Baraco und do Brum, auf der schmalen Erdzunge, welche Olinda mit Recife verbindet, gerade der Lücke in dem Felsenriff, welche den Eingang in den Hafen bildet, gegenüber liegen. Dieser Eingang wird noch ausserdem durch das kleine Fort do Gicam vertheidigt, welches auf dem Felsenriff selbst erbaut ist. Pernambuco ist nach Bahia die wichtigste Seestadt Brasiliens, und der Handel mit England, der vorzüglich hier seinen Sitz hat, verspricht ihm eine zunehmende Blüthe, welche politische Unruhen nicht zerstören, sondern höchstens verzögern können.



Villeneuve del. fig. par V. Adam.

dess. d'ap. nat. par Rodrigues.

PRAYA RODRIGUEZ.

Près de Rio de Janeiro.

Lib. de Fourquema, rue du Four, 56, 7.



Villeuvre del. fig. par V. Adam.

dess. d'ap. nat. par Regendas.

RIO JNHOMERIM.
dans la Baie de Rio de Janeiro.

Lith. de Fourquemin, rue du Four S.C. 17.



J. Joly del.

dess. d'ap. nat. par Bragden

Lith. de Engelmann. Rue Louis le Grand N.º 27 à Paris.

FORÊT VIERGE PRÈS MANQUERIPIA,

dans la province de Rio de Janeiro.



Bichebois del., fig. par V. Adam.

dess. d'ap. nat. par Regenzias.

Est. de Fournier, rue de Four S.G. 7

SERRA OURO-BRANCO,
dans la province de Minas Geraes .



Bonington del. Fig. par V. Adam

dess. d'ap. nat. par Rugendas

Lith. de Engelmann. Rue Louis le Grand N.° 27 à Paris.

CAMPOS SUR LES BORDS DU RIO IDAS VELHAS.
 dans la province de Minas Geraës.



Dess. d'après nature par Ruyssdael.

Lith. de Engelmann, rue de la Harpe Montmartre N. 6.

Boussy del.

ENTREE DE LA RADE DE RIO-JANEIRO.



Des. d'op. nat. par Buissonnet.

Lith. de Engelmann sur du Paul Meunier, N.º

Hubner del.

VUE DE RIO-JANEIRO,
prise de la Rade.



Decor. et grav. nat. par B. Dupont

Lith. de Engelmann, rue de la Harpe, Montmartre N. 6

Villeneuve del. fig. par V. Adam

VUE DE RIO-JANEIRO.

prise de l'Acquaeduct.



Des. d'après nat. par Ruyssendaes.

Lith. de Engelmann rev. de Kaul. Montmartre N. 6.

Bichbois del. by par V. Adam.

VUE DE RIO - JANEIRO,
prise près de l'Eglise de Notre-Dame de la Gloire.



Dess. d'après nat. par P. Agassiz.

Lith. de Engelmann rue de la Harpe, Montmartre, N.º 6.

Dess. d'après nat.

VUE DE LA MONTAGNE DE CORECOVADO ET DU FAUBOURG DE CADETE,
prise de la Carrière.



Dess. d'après une vue par M. Eugénie

Lith. de Engelmann, rue de Valenciennes N.° 6.

Sabater del.

BOTA-FOGO.



Deser. d'après nat. par Regaudier.

Lith. de Engelmann, rue du Vieux Montmartre N.º 6.

Villemeuve del. Fig. par V. Adam.

CASCADE DE TIJUCCA.



Idées d'après une vue par Higginbotham.

Lith. de Eng. Lacroix, sur bois de M. Montmartre. 1866.

V. Acton del.

PORTO IDO ESTRELLA.



Des. et grav. par Struensee

Lith. de Engelmann, rue des Saussaies, Montmartre, N.º 6.

Bocherus del.

MANDIOCCA.



Tras d'op. nat. por Ruyter.

Lith. de Engelmann, rue de la Harpe, Montmartre N. 6.

Ruyter et Joly.

SERRA DAS ORGUAS.



Residencia del:

don. el cap. real, par Puyordaz.

Luz de Engelmann.

RIO PANAHUYBA.

E. DIV.

Pl. 17.



Arnaud del.

dess. d'après nature, par Eugène Delaune.

Lith. de Engelmann.

RIO PARAHYBUNA.



Wilmanns del.

sculp. d'après un tableau par Beyerle.

BARBACIENA.

Lith. de Engelmann



Village de

des deux vallées

GROTTE PRÈS DE S. JOZE.

Tout de l'Égypte.



Jacottet del.

dess. d'après nat. par Roggenbater.

Lith. de Fegelybaurer.

MONT SINIHO

près St. Jean d'El Rey;

1^{re} Div.

Pl. 21.



Dess. d'après nat. par Augereau.

Arch. de Rouen.

Enl. par Bocheux, fig. par Louis David.

VILLA RICCA.

1^{re} Div.

Pl. 22.



Dessiné d'après un tableau par Bayard.

Lith. de Thierry Frère, succ^r de Engelmann, à Ch.

Ville nouvelle lith. par Jules David.

VILLA RICA.



Dess. d'exp. nat. par Bragança.

Lith. de Fourquemin.

SABARÁ.

Lith. par Mourikader.



Dessiné d'après nature par Reynaudet.

Lith. de Thierry Frères, aux de Engelmann.

Tijssen del. 1834.

CATAS ALTAS.



Descansa el ojo, está, para Negros.

John Lath.

CAMIPÓS.

1^{re} Div.

N^o. 26.



Des. d'après nat. par Bonpland.

Lith. de Thierry Bross. Succ^{rs} de Engelmann. et 67^{is} Cité Bayou de St. Louis.

Bonington del. 1827.

EMBOUCHURE DE LA RIVIERE CAXOEIRA.



Dessiné par Buzenard

Lech de Thierry frome Sur l'île Espagnole à São.

L'île pour Sabaois, fig par Hecker.

SAN-SALVADOR.



Des. et op. nat. par Bispodiaz.

Lith. de Engelmann, Göttingen, 1811, à Paris.

Lith. par Schubert, fig. par Adam.

ILLIA ITAIPARICA.



Raymond 1828

Lith. de Thury Steve, Cité Bergère, N°1, à Paris.

Bibliothèque lith. lig. par Adam

VUE PRISE SUR LA CÔTE PRÈS DE BAHIA



Dessiné d'après nature par Debret.

Lith. de Thierry Bross. Succ^{rs} de Fingobruner, & C^{ie} Cite Royale, à Paris.

Lith. par Sabatier.

VUE D'OLINDA.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Porträte und Trachten.

EINE der interessantesten und sowohl für den denkenden Beobachter als für den thätig eingreifenden Staatsmann und Bürger wichtigsten Seiten der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie sich in den Staaten der neuen Welt entwickelt und gebildet hat, ist unstreitig die unendliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit in den verschiedenen Menschenracen und deren Abarten, woraus die Bevölkerung dieser Staaten zusammen gesetzt ist.

Es scheint als wenn die Civilisation auf diese Art sich bestrebt habe den Reichtum und die endlose Mannigfaltigkeit nachzuahmen und zu überbieten, womit die Natur die Thier- und Pflanzenwelt jenes Welttheils ausgestattet hat. In dieser Hinsicht übertrifft Brasilien alle andern amerikanischen Staaten, und namentlich die ehemaligen spanischen Colonien, weil die Einfuhr afrikanischer Stämme, sowohl von der Ost- als Westküste Afrika's, viel häufiger und dieser Theil der Bevölkerung viel zahlreicher ist als in dem spanischen Amerika; weil die Zahl der eingebornen Völkerstämme gröfser ist als in den meisten andern Theilen Amerika's; endlich, weil auch die portugiesischen Colonien in Asien malaiisches, chinesisches und hindostanisches Blut in die Bevölkerung mischen. Das Verhältnifs der verschiedenen Racen der Bevölkerung Brasiliens ist ungefähr folgendes :

Gesamtbevölkerung, gegen	4,000,000.
Davon sind, Weifse	843,000;
Farbige. . . .	628,000;
Schwarze. . .	1,987,500;
Indier	300,000. ¹

¹ Bei dieser Angabe ist absichtlich auf das Verhältnifs der Freien zu den Sklaven keine Rücksicht genommen worden, und unter dem Ausdruck Farbige, sind alle die verstanden, welche weder Neger, noch Weifse, noch Indier sind.

Das vorliegende und mehrere der folgenden Hefte sind dazu bestimmt, eine treue Darstellung dieser verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung Brasiliens zu geben, sowohl in Hinsicht ihres äußern Habitus, als ihrer Sitten, Gebräuche, Beschäftigungen, u. s. w. Billigerweise räumen wir hiebei den Urbewohnern des Landes den ersten Platz ein, und es ist dies nur eine geringe Entschädigung dafür, daß sie in ihrem eigenen Lande auf die untersten Stufen der Gesellschaft verdrängt worden sind. Es sey uns erlaubt diese Darstellungen mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Ursprung der verschiedenen Stämme, die Ureinwohner Brasiliens, ihre Wanderungen, ihre Geschichte, ihr früheres und gegenwärtiges Verhältniß zur Civilisation und zu den Europäern zu begleiten. Eine auch nur einigermaßen erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes muß gänzlich außerhalb unseres Zweckes liegen, und wir begnügen uns mit kurzen Andeutungen der Hauptpunkte. Eine befriedigende Beantwortung der Fragen und Zweifel, welche sich bei dem geringsten Nachdenken über den Gegenstand aufdrängen, ist, bei dem Mangel an Materialien, an Thatsachen, gegenwärtig unmöglich, und es ist zu fürchten, daß die Zeit vorbei ist, wo die Lösung dieser Aufgabe noch möglich war. Von der frühern Geschichte der meisten amerikanischen Völker sind keine anderen Denkmale übrig geblieben, als die Trümmer dieser Völker selbst, und dieser Umstand beweist vielleicht schon, daß der Geschichtsforscher wenig bei diesem Mangel an Nachrichten verliert, und daß eine solche Untersuchung mehr ein naturhistorisches als geschichtliches Interesse haben kann. Diese Völkertrümmer, ihre etwanigen Traditionen, ihre Sprache, sind die einzigen Materialien woraus wir uns eine Ansicht über diesen Gegenstand bilden können. Es fällt aber in die Augen wie mangelhaft und arm diese Materialien seyn müssen. Unter den ersten Ansiedlern fand sich nur selten einer der Lust oder Zeit gehabt hätte, sich über den Zustand, die Geschichte, u. s. w., der Urbewohner zu unterrichten, und noch weniger ein solcher, der im Stande gewesen wäre diese Untersuchung mit Vorkenntniß und nach einem überdachten Plane zu führen. Später und in der neuesten Zeit ist Brasilien zwar von unterrichteten und wissbegierigen Reisenden besucht worden; allein der Gegenstand selbst der Untersuchung war unterdessen größtentheils verschwunden, die Völkerstämme ausgerottet oder zersplittert und zerstreut. Es blieb nun nichts mehr übrig, als aus Analogien der äußern Bildung, der Sitten und Gebräuche, und der Sprache, Folgerungen und Muthmaßungen zu ziehen. Die Sprache könnte vielleicht noch die meisten Hülfsmittel darbieten; allein gerade über sie sind unsere Kenntnisse so mangelhaft, und ihre Erweiterung so schwierig, daß es bis jetzt durchaus noch

nicht möglich ist, eine auch nur einigermaßen sichere und umfassende Ansicht darauf zu gründen. Wir müssen es besser Unterrichteten und künftigen Untersuchungen überlassen, die Verwandtschaften und die Natur amerikanischer Sprachen näher zu bestimmen, und folgen daher, ohne unsere Zweifel und Einwürfe auszuführen, der angenommenen und wahrscheinlichen Meinung, daß es in Amerika gegen fünf hundert Sprachen gebe, die ganz von einander verschieden sind. Diese Thatsache enthält ein sonderbares Mißverhältniß zwischen den Menschenracen und den Sprachstämmen. Es lassen sich in Süd-Amerika kaum mehr als drei durch wesentliche Verschiedenheiten des äußern Habitus bezeichnete Menschenracen oder Völkerstämme unterscheiden: die Caraiben, im nördlichen Theile; einige chilesische Stämme (z. B. die Araucaner) im Süden, und endlich die zahlreichen Stämme welche eine gemeinsame Aehnlichkeit mit den mongolischen Stämmen der alten Welt theilen. Zu dieser letztern Race gehört bei weitem der größte Theil der Urbewohner Süd-Amerikas, und namentlich Brasiliens; und doch kommen von jenen fünf hundert Sprachen wenigstens die Hälfte auf diesen Theil von Amerika, und vielleicht fünfzig auf Brasilien. Ein Mißverhältniß ganz entgegengesetzter Art finden wir in der alten Welt, z. B. in dem hindo-germanischen Sprachstamme, der sowohl den germanischen Volksstämmen als den Hindus angehört, während doch beide zu ganz verschiedenen Menschenracen gerechnet werden müssen.

Manche Erscheinungen in dem Verhältniß der Sprachstämme zu den Völkerstämmen in Süd-Amerika sprechen für eine beständige Wechselwirkung zwischen der Vereinigung der Völkerstämme, der Verschmelzung der Sprachen und den Fortschritten der Civilisation. Es dürfte z. B. schwer zu entscheiden seyn, ob der verhältnißmäßig höhere Grad der Civilisation der Guaranis und der Tupis eine Ursache oder eine Folge der größern Verbreitung der *lingoa geral* war. Gehen wir von dem uns bekannten Zustande der brasilianischen Wilden und ihrer Sprache noch um einige Stufen zurück, so können wir uns allenfalls diese ersten kindischen Versuche, äußere Gegenstände durch Laute zu bezeichnen, noch unförmlicher und ärmer denken; wir können uns denken, daß die Kinder mehrerer, oder endlich eines einzigen Paares, von dem Bedürfniß nach Nahrung getrennt, in ihrer Abgeschiedenheit diese gemeinsam empfangenen Keime der Sprache wieder vergafsen, sie modifizirten oder sich neue bildeten, so daß nach mehreren Generationen Völkerstämme von einer direkten Abstammung mit ganz verschiedenen Sprachstämmen wieder in Berührung kamen, und daß erst später durch solche Umstände, welche die Civilisation und die Vereinigung der einzelnen Familien und Stämme zu grö-

füßern bürgerlichen Gesellschaften beförderten, auch eine Verschmelzung oder Wiedervereinigung der Sprachstämme herbeigeführt wurde, wie z. B. bei den Tupis, den Guaranis und, in weit höherm Grade, bei den Bewohnern Peru's und der Hochebene von Cundinamarca. Doch wir kehren zu dem Gegenstande, der uns hier zunächst beschäftigte, zurück.

Aeltere Schriftsteller theilen die zahlreichen Stämme der Urbewohner Brasiliens in Tupis und in Tapuyas. Diese Eintheilung beruht theils auf der Sprache, theils auf dem äußern Habitus, theils endlich auf einzelnén geschichtlichen Ueberlieferungen und Thatsachen. Die Sprachen der Tupis-Stämme haben untereinander und mit der Sprache der Guaranis am Paraguay eine gewisse Analogie, und gehören zu der Sprache welche die Portugiesen bezeichnend *lingoa geral* nennen, weil sie vielen und auf einem großen Theile von Süd-Amerika ausgebreiteten Stämmen gemeinschaftlich ist. Die Sprachen der zahlreichen Stämme der Tapuyas haben dagegen mit der *lingoa geral* gar keine, und untereinander nur äußerst wenig Analogie.

Viel geringer als die Verschiedenheit der Sprachen ist diejenige in der äußern Bildung der Tupis und Tapuyas. Sehr charakteristische allgemeine Eigenschaften sind ihnen gemeinschaftlich, namentlich die Farbe und die Aehnlichkeit mit der Schädel- und Gesichtsbildung mongolischer Stämme in Asien; dagegen unterscheiden sich die Tapuyas durch einen stärkern Gliederbau, eine höhere Gestalt, und im Ganzen durch ein, wir möchten sagen, menschlicheres Ansehn; doch sind alle diese Unterschiede nicht so bedeutend, daß sie auch nur auf eine Stammverschiedenheit, geschweige denn auf eine Raceverschiedenheit schliessen lassen könnten, und sie möchten vielleicht aus der Geschichte dieser Stämme leicht zu erklären seyn. Es scheint auf jeden Fall ein Irrthum zu seyn, wenn man sich durch einen Hang zur Generalisation verleiten lassen wollte, das Verhältniß der Tapuyas zu den Tupis mit dem der Caraiben zu den Galibis und andern guyanischen Stämmen, oder der Araucaner und einiger andern chilesischen Stämme zu den Stämmen der Guaranis zu vergleichen, oder auf eine Verwandtschaft zwischen diesen Völkerstämmen zu schliessen. Im Gegentheil scheinen die Araucaner und die Caraiben zwei ganz abgesonderte Stämme zu bilden, welche weder unter sich noch mit den übrigen Urbewohnern Amerika's, wenigstens was ihren äußern Bau betrifft, eine andere Analogie haben als die allgemeine der menschlichen Gestalt. Dagegen aber scheint es als wenn alle andern Völkerstämme Amerika's, sowohl die Guaranis, Tupis und Peruaner, als die Tapuyas und andere nicht zu den Guaranis gehörige Stämme des Flußgebiets des La Plata, und die nicht zu den Caraiben gehörenden

Bewohner des Orenoco und Amazonenstromes, durch gemeinsam charakteristische Eigenschaften des äußern Baues, einen gemeinsamen Ursprung, oder doch eine nähere Verwandtschaft unter sich beurkunden.

Was nun die geschichtlichen Verhältnisse der Tupis und der Tapuyas betrifft, so sollen, nach den Berichten der ersten Entdecker und Ansiedler, die Tapuyas die frühern Bewohner der Ostküste von Brasilien gewesen, zur Zeit der Entdeckung aber, durch die vereinten Kräfte der Tupis, mehr ins Innere des Landes zurück gedrängt worden seyn. Die Ureinwohner mit welchen die Portugiesen bei ihren Niederlassungen zuerst in Berührung kamen, waren daher Tupis, und zwar nennen die Berichte als die zahlreichsten Stämme derselben die Tupinambas, in der Gegend von Bahia, und die Tupinaes, an der Küste von Rio de Janeiro. Eine Folge des Wachstums der europäischen Niederlassungen, und der daraus entstandenen Feindseligkeiten mit den Indiern, nicht weniger als der Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen der Tupis selbst, war der gänzliche Untergang der meisten dieser Stämme, und die Verminderung der übrigen. Diese Schwäche, oder andere unbekante Ursachen, lockten in der Folge neue Stämme aus dem Innern des Landes heran. Die Aymores verwüsteten alle Keime der Civilisation in einem großen Theil der Ostküste, und verschonten eben so wenig die Weissen als die Tupis. Erst nach einem langwierigen Vertilgungskriege gelang es den Portugiesen dieses Volk in gewisse Gränzen zurück zu drängen, ohne es jedoch zu unterjochen, und sogar ohne einen dauerhaften Frieden mit demselben zu erlangen. Dafs die Ueberreste der Aymores die jetzt sogenannten Botocudos sind, ist ziemlich erwiesen. Weniger gewifs scheint es zu seyn, dafs diese Aymores und die Botocudos zu den alten Feinden der Tupis, den Tapuyas gehören; jedoch spricht für diese Ansicht der Umstand, dafs sie aus dem Innern des Landes hervorbrachen, ferner ihre Feindschaft gegen die Tupis, ihre Sprache und die geringen Verschiedenheiten ihres äußern Ansehens von dem der Tupis. Während auf diese Art ein zahlreicher Stamm der Tapuyas seinen Platz an der Ostküste wieder einnahm, verließ dagegen der mächtigste Stamm der Tupis, die Tupinambas, diesen Theil von Brasilien ganz, ohne dafs man mit Sicherheit angeben könnte, wohin er sich gewandt und was sein ferneres Schicksal gewesen ist; doch läßt sich vermuthen, dafs sich seine Ueberreste noch in den Urwäldern des Amazonenstromes aufhalten. Einige behaupten sogar, dafs ein Theil der Tupinambas sich in Peru habe sehen lassen.

Aufser diesen beiden Begebenheiten, und dem rühmlichen Antheil den die Indier in der Provinz Pernambuco an dem Befreiungskrieg der Portugiesen gegen die

Holländer nahmen, bietet die Geschichte der Urvölker Brasiliens keine wichtigen Veränderungen oder Epochen dar; kein Ereigniß auf welchem, in dem endlosen Wechsel von Kriegen untereinander und gegen die Portugiesen, der Blick zu ruhen wünschte oder es vermöchte. Ein ausführlicher Bericht dieser Kriege kann keinerlei Art von Interesse haben: eben so wenig kann es unsere Absicht seyn, die einzelnen Schritte nachzuweisen, wodurch die Portugiesen ihre Herrschaft über die Eingebornen erlangten und sicherten; es genügt uns hier im Allgemeinen das Verhältniß der Letztern zu den Europäern und zur Civilisation, und die Veränderungen welche darin seit der Entdeckung vorgegangen sind, anzudeuten.

Die Berichte der ältesten Reisenden (als Lery, Staden, u. s. w.) beweisen, daß die Ureinwohner Brasiliens zur Zeit der Entdeckung auf einer bedeutend höhern Stufe der Civilisation standen, als wir sie jetzt finden. Die Hauptursache dieser ungünstigen Veränderung war unstreitig ihr Verhältniß zu den Portugiesen. Manche Reisende nennen die gegenwärtigen Ureinwohner Brasiliens Naturmenschen, und betrachten sie als auf der ersten Stufe der Civilisation stehend, während Andere von dem verderblichen Einfluß der europäischen Civilisation auf diese Wilden, oder auch von ihrer Unfähigkeit dieselbe anzunehmen, sprechen. Diese Ansichten sind jedoch offenbar falsch. Auch im vernünftigsten Sinne des Worts kann man diese Indier nicht wohl Naturmenschen nennen; sie sind nicht sowohl Wilde als Verwilderte: sie sind mit Gewalt von einer gewissen Stufe der Civilisation herabgestoßen worden, und die Art wie dies geschah sowohl, als der Zustand worin eine beständige Folge von blutigen Kriegen, von grausamen Mißhandlungen und eben so grausamer Rache, von gegenseitigen Treulosigkeiten und Abscheulichkeiten aller Art sie Jahrhunderte hindurch erhielt, kann unmöglich als ein Naturzustand, das heißt, als ein Zustand der freien Entwicklung ihrer geistigen und physischen Kräfte angesehen werden. Von dem Einfluß europäischer Civilisation könnte nur dann die Rede seyn, wenn die Portugiesen wirklich daran gedacht hätten, den Eingebornen europäische Bildung mitzutheilen. Aus allen Berichten geht aber hervor, daß dies äußerst selten und erst später geschehen ist; daß die Portugiesen nichts gethan haben, als die Civilisation, welche sie bei den Eingebornen vorfanden, zu zerstören und mit den Volksstämmen selbst auszurotten. Aus dem Gesagten geht auch schon hervor, wie wenig wir berechtigt sind von dem gegenwärtigen Zustande der Indier auf ihre Bildungsfähigkeit und noch weniger auf die ihrer Voreltern zu schließen. Um diese Seite des Gegenstandes richtig zu beurtheilen, müßte man vielleicht überhaupt von den Begriffen der gegenwärtigen euro-

päischen Civilisation abgehen, und der Culturzustand der Bewohner Peru's und der Hochebene von Cundinamarca wäre vielleicht der einzige Vergleichungspunkt von dem man auf den wahrscheinlichen Gang schliessen könnte, den die Civilisation bei den Urvölkern Brasiliens ohne die zerstörende Dazwischenkunft der Europäer genommen haben würde. Das Verhältniß der peruanischen Civilisation zu der europäischen zu bestimmen, ist hier nicht der Ort, und wohl überhaupt nur für einen Dritten möglich; denn während einerseits glänzende Aeusserlichkeiten uns verleiten können jene zu hoch anzuschlagen, bürgt uns nichts dafür, daß unsere Eigenliebe und unsere europäischen Vorurtheile uns für diese den rechten oder überhaupt einen Mafsstab lassen.

Ein Beispiel von dem moralischen Einflusse europäischer Civilisation auf diese amerikanischen Urvölker, geben uns die Missionen der Jesuiten am Paraguay und das aus ihren Trümmern entstandene sonderbare Reich des Doktor Francia. Die Schöpfungen der Jesuiten sind vielleicht von der einen Seite zu unbedingt gepriesen; aber gewifs ist es, daß sie von andern Seiten sehr falsch dargestellt und unbillig beurtheilt worden sind. Wenn wir einerseits zugeben, daß diese Art von Civilisation der freien Ausbildung individueller Kräfte nicht günstig ist, und den weitem Fortschritten über einen gewissen Punkt hinaus große Hindernisse in den Weg stellt, so kann man doch nicht läugnen, daß das was hier geschah, schon ein unermesslicher Schritt in der Civilisation war, der die Bürgschaft in sich trug, daß er einst die Fesseln brechen werde, welche vielleicht nach dem Willen der Jesuiten ihre Fortschritte hemmen sollten. Die Missionen der Jesuiten bieten viel Analogien mit der Civilisation der Peruaner unter den Incas dar, und scheinen, so wie diese, dem eigenthümlichen Character der Ureinwohner Amerika's, besonders den Stämmen der Guaranis und Tupis, angemessen zu seyn; und indem sie dies System wählten, und es gerade bei diesen Stämmen in Ausübung brachten, gaben die Jesuiten einen Beweis von Sachkenntniß und wahrer Weisheit, wogegen das Betragen anderer Europäer und der Regierungen selbst wirklich einen traurigen Abstich macht.

Diese Abschweifung von dem Gegenstand der uns hier zunächst beschäftigt, kann nicht ganz überflüssig seyn, da wahrscheinlich jeder Versuch, die brasilianischen Indier zu civilisiren, scheitern muß, wenn er nicht nach denselben Grundsätzen, und besonders mit derselben Ausdauer und derselben Weisheit unternommen wird, welche die Jesuiten in ihren Missionen anwandten. Es wäre thöricht, zunächst irgend etwas Anderes zu hoffen und zu bezwecken, als die Indier auf die Stufe der Cultur zu heben, auf der in Europa die untern Volksklassen stehen,

und dieses Resultat haben die Jesuiten vollkommen erreicht; auch kann kein vernünftiger Beobachter an der unendlichen Wichtigkeit zweifeln, die es für Brasilien gehabt haben würde, wenn, statt die Indier zu Sklaven zu machen oder aufzureiben, man schon vor Jahrhunderten angefangen hätte dem Beispiele der Jesuiten zu folgen, und sich dadurch eine zahlreiche eingeborne ackerbauende Bevölkerung gesichert hätte. Die Stämme der Tupis, welche von den europäischen Entdeckern an der Küste von Brasilien gefunden wurden, scheinen gerade auf der Stufe der Civilisation gestanden zu haben, wo das unstäte Jägerleben zerstreuter Horden oder Familien dem Ackerbau und der Bildung größerer bürgerlicher Vereine weicht. Sie wohnten in mehr oder weniger volkreichen Dörfern oder Hüttengruppen zusammen; jedoch schienen nicht alle die herumziehende Lebensart ganz aufgegeben zu haben, indem diese Dörfer zum Theil nur eine unbestimmte Zeit an dem Orte stehen blieben, gewöhnlich so lange die Gegend, ohne große Mühe von Seiten der Bewohner, Wasser, Wild, Früchte und Wurzeln darbot. Diese letztern wurden zur größern Sicherheit von den Indiern rings um ihre Hütten und Dörfer angebaut; allein es scheint nicht als wenn die Aernten das ausschließende Eigenthum des Anbauers, sondern als wenn sie vielmehr Gemeingut gewesen seyen. Es ist merkwürdig, daß auch dieser Zug in dem Zustande der Indier von den Jesuiten benützt und beibehalten worden ist. Die Dörfer der Indier waren häufig mit Pallissaden, Gräben und künstlichen Verhauen gegen feindliche Angriffe geschützt: ihre Waffen waren Bogen, Pfeil und Keulen. Diejenigen welche an den Flüssen wohnten, besaßen Kähne und Flöße, deren sie sich auch im Kriege bedienten. Die bürgerliche Verfassung dieser Stämme war, wie sich leicht denken läßt, eben im Entstehen; allein wir sehen schon sehr bestimmt eine geistliche und eine weltliche Gewalt, wovon die erstere die vorherrschende war, durch moralischen Einfluß und geistiges Uebergewicht; beide aber waren damals bestimmter ausgesprochen als dies bei einem bloßen Jägervolke möglich gewesen wäre, und als es bei den Trümmern dieser Stämme gegenwärtig der Fall ist. In dem bedeutenden Einfluß, den die Priester unter den Tupis ausübten, können wir vielleicht schon den Keim zu der Theocratie der Incas in Peru und der Jesuiten in Paraguay erblicken.

Die wenigen Hauptzüge welche wir hier in Hinsicht des damaligen Zustandes der Indier angaben, werden von allen Augenzeugen jener Zeit bestätigt, und beurkunden einen Anfang von Civilisation, dessen Existenz nicht durch die rohen religiösen Ideen der Indier, oder durch ihre Antropophagie und Grausamkeit widerlegt wird; und es ist einleuchtend genug, daß man sie nur auf diesem Wege hätte fortführen

oder fortgehen lassen müssen, um wichtige Resultate für die europäischen Colonien zu erhalten. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind jedoch ebenfalls einleuchtend, und es wäre sehr unbillig, wenn man die Schuld an dem Mislingen, oder daran, daß es meistens gar nicht versucht wurde, den Portugiesen allein beimessen wollte. Es wäre eben so überflüssig als unmöglich zu untersuchen, von welcher Seite, auf den verschiedenen Punkten wo die Portugiesen Niederlassungen gründeten, die ersten Veranlassungen zu Feindseligkeiten gegeben wurden: es genügt zu wissen, daß in kurzer Zeit von beiden Seiten, und fast auf allen Punkten, ein Vertilgungskrieg geführt wurde, der sich damit endete, daß die Stämme der Eingebornen größtentheils ausgerottet wurden, so daß sogar die Namen verloren sind. Die Ueberreste wurden entweder zu Sklaven gemacht, oder, nachdem ihre Dörfer zerstört waren, gezwungen sich in die Wälder zu flüchten, und gewissermaßen auf den Stand der Civilisation zurück zu gehen, den sie kurz vor der Ankunft der Europäer verlassen hatten.

Die Ohnmacht der Urbewohner und die zunehmende Kraft der europäischen Niederlassungen einerseits, so wie anderseits die Fortschritte der Civilisation unter den Colonisten selbst, die Milderung ihrer Sitten, einige weise und viele wohlgemeinte Mafsregeln der Regierung, haben jenes gewaltsame Verhältniß nach und nach verdrängt und den gegenwärtigen Zustand der Indier herbeigeführt. Diesen können wir hier nur in wenigen Worten angeben, da wir in den folgenden Heften Gelegenheit haben werden, ausführlicher davon zu reden. Die ehemaligen eingebornen Sklaven der Colonisten und ihre Nachkommen sind gegenwärtig frei, und bilden einen Theil der untern Volksklassen, als Tagelöhner, Schiffer, Fischer, u. s. w., und haben sich schon sehr mit europäischem und afrikanischem Blute vermischt. Aus den noch vorhandenen unabhängigen Stämmen hat man hier und da Niederlassungen zu gründen, und sie wieder zum Ackerbau und zu einer Art von Zusammenleben zu gewöhnen gesucht; jedoch bisher im Ganzen mit geringem Erfolg, da es natürlicherweise noch lange dauern muß, ehe die Wirkungen und Eindrücke früherer Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten, und das Bewustseyn eigener blutiger Vergeltung, sich verliert und gegenseitigem Zutrauen Platz macht. Der größte Theil der Eingebornen, besonders derjenigen, welche zu den Tapuyas gerechnet werden, halten sich auch jetzt noch in den Urwäldern des Landes auf, welche sie in einzelnen, meist wenig zahlreichen Haufen durchziehen, und sich von der Jagd ernähren. Das Verhältniß der brasilianischen Wilden zu den Europäern ist mehrentheils friedlich, und wird nur selten durch einzelne Gewaltthätigkeiten unterbro-

chen : doch sind sie keineswegs unterjocht, und das würde auch vielleicht nicht nur unnütz, sondern bei manchen der zahlreichen Stämme mit unübersehbaren Schwierigkeiten verbunden seyn. Unter sich leben mehrere dieser Stämme in beständigen Kriegen, deren Veranlassungen entweder Jagdstreitigkeiten oder langvererbte Feindschaft ist, die sich vielleicht noch aus den frühern Kriegen der Tupis mit den Tapuyas herschreibt. Die Namen der meisten dieser Stämme erinnern durchaus nicht mehr an diejenigen, welche zur Zeit der Entdeckung diese Gegenden bewohnten. Diese Thatsache läßt sich theils dadurch erklären, daß die zerstreuten Trümmer derselben mit der Zeit ihren Ursprung vergaßen und andere Benennungen annahmen; theils dadurch, daß wirklich andere Stämme, z. B. die Tapuyas, aus dem Innern an ihre Stelle traten. Manche derselben haben übrigens mehrere Namen, aufser denjenigen die sie sich selbst beilegen, indem z. B. die Portugiesen ihnen, nach irgend einer auffallenden äußern Eigenschaft, einen portugiesischen Namen geben, während andere Stämme diese oder eine andere Eigenschaft in ihrer Sprache benennen. Dies kann leicht zu irrigen Annahmen und zu einer in der Wirklichkeit nicht bestehenden Vervielfältigung der Stämme Anlaß geben, während es zugleich die Untersuchung von dem Ursprung derselben und ihrer Verwandtschaft mit ältern Benennungen erschwert. Man kann gegenwärtig an der Ostküste von Brasilien, die uns hier zunächst beschäftigt, folgende Indierstämme unterscheiden : Botocudos, Puris, Coroados, Coropos, Machacalis, Macuonis, Penhanis, Capoxos, Cataxos, Camacans, etc. Es wäre aber schwer anzugeben, welche von diesen Stämmen zu den Tupis und welche zu den Tapuyas gehören, da sie sich gegenwärtig weder in ihrem äußern Ansehen, noch in ihrer Lebensart von einander unterscheiden : die einzige Ausnahme machen die Botocudos, welche sich durch ihre Größe und kräftigern Bau auszeichnen, und von denen man bestimmt annehmen kann, daß sie zu den Tapuyas gehören. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man gegenwärtig unter Tapuyas eigentlich alle wilden unabhängigen Indierstämme, im Gegensatze zu den zahmen oder unterjochten Indiern; allein dies ist ein leicht zu erklärender Mißbrauch des Namens.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Porträte und Trachten.

DIE afrikanische Race bildet einen so wesentlichen Theil der Bevölkerung der amerikanischen Staaten und vor allen Brasiliens; sie ist ein so wichtiges Element in dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben dieses Landes, dafs wir wohl keiner weitem Entschuldigung bedürfen, wenn wir einen verhältnismässig bedeutenden Theil dieses Werkes der Darstellung der Neger, ihrer Lebensart und Sitten in Brasilien widmen; eine malerische Reise ist hiezu um so eher berechtigt, da die schwarze Farbe sich nicht nur als ein besonders charakteristischer Zug in dem Bilde jenes Landes auch beim ersten Anblick aufdrängt, sondern da auch wirklich die Lebensart, die ganze Eigenthümlichkeit der Neger, ihrer Farbe und Physiognomie zum Trotze, viele wahrhaft malerische Seiten darbietet. Sollte es aber dennoch jemanden scheinen, als wenn zwei Hefte, die blofs Negerporträte enthalten, in einer malerischen Reise nach Brasilien zu viel Platz einnehmen, so bedenke man, dafs Brasilien, und namentlich Rio de Janeiro, vielleicht der einzige, auf jeden Fall aber der günstigste Ort auf der ganzen Erde ist, wo eine solche Auswahl der charakteristischen Physiognomien der verschiedenen Negerstämme möglich ist; da das sonderbare Loos dieser Menschenrace hier Mitglieder der Negerstämme aus fast allen Theilen von Afrika auf *einen* Markt zusammenführt, und dem Künstler auf *einen* Blick das zu leisten erlaubt, was in Afrika selbst nur die Frucht langer und gefahrvoller Reisen in allen Theilen dieses Welttheils seyn könnte. Auch in Amerika bietet kein anderer Ort dieselbe Leichtigkeit in dieser Hinsicht dar, da Brasilien in diesem Augenblicke des entehrenden Vorzuges geniefst, das einzige Land zu seyn, wohin der Sklavenhandel in der That ganz ohne alle Einschränkung betrieben wird; wenn daher der Künstler, die Gelegenheit, welche ihm sein Aufenthalt in jenem Lande darbot, benutzend, eine Auswahl der interessantesten Negerphysiognomien vorlegt, so glaubt er um so mehr

den Beifall des Publikums zu verdienen, als dies die erste Darstellung der Art ist, welche bis jetzt unternommen worden, indem leider in allen oder doch den meisten Werken dieser Art in der Darstellung der menschlichen Formen und Gesichtszüge eine eben so große Gewissenlosigkeit und Vernachlässigung aller charakteristischen Züge herrscht, als dasselbe bei der vegetabilischen Schöpfung der Fall ist; man würde leicht eben so vergebens eine gute charakteristische Negerphysiognomie als eine gute Palme in denselben suchen. Der afrikanische Sklavenhandel, durch den die Neger einen Platz in dem vorliegenden Werke erlangt haben, ist ohnstreitig sowohl seinem Wesen nach, als durch die Folgen die er gehabt hat, und noch mehr durch die Resultate, welche man sich von seinem Aufhören versprechen kann, eine der wichtigsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes, und mit neuem Interesse kehrt der denkende Beobachter jedesmal wieder zu ihr zurück, um in der Vergangenheit die Verbindungen zwischen Ursache und Wirkung zu entdecken, um die Elemente der Gegenwart zu unterscheiden und daraus die möglichen Folgen einer fortschreitenden Entwicklung für die Zukunft zu berechnen, und sich durch die klare Erkenntnis eines möglichen schönen Zieles, einer höhern Bestimmung, über den entmuthigenden Eindruck zu erheben, den das furchtbare Elend des Augenblickes und des Einzelnen vielleicht nirgends mehr geeignet ist hervorzubringen, als bei dem Sklavenhandel und der Sklaverei in Afrika und Amerika.

Amerika scheint vom Schicksal dazu bestimmt zu seyn, gewissermaßen die Fortsetzung der Geschichte der alten Welt zu liefern: allein während es in mancher Hinsicht dort anfängt, wo wir vielleicht einst aufhören werden, hat es in der Sklaverei eines der rohesten Elemente beibehalten, welches Europa nach tausend Kämpfen und Umwälzungen mit Mühe endlich verarbeitet hat, und welches in jeder Hinsicht mit der Bildungsstufe, worauf die bürgerliche Gesellschaft in Amerika anfängt, unverträglich zu seyn scheint. Auch läßt es sich wohl nicht läugnen, daß die Sklaverei die gefährlichste Klippe für die meisten amerikanischen Staaten ist. Sie haben aus Afrika sich in ihrer schwarzen Sklaven-Bevölkerung das wahre tragische Princip ihrer Geschichte eingeführt, den schwarzen Flecken, den Aristoteles von seinen Helden verlangt. Durch ihren Einfluß auf den Ackerbau in Amerika, auf den Preis der Produkte desselben und auf den europäischen Welthandel mit Amerika nicht nur, sondern durch eine unvermeidliche Rückwirkung auch mit Asien; endlich durch den Einfluß den der Handel immer mehr auf die Politik der europäischen Staaten in einem Zeitalter erhält, das ausschließlich

das industrielle genannt werden könnte, wird die Sklaverei und der Sklavenhandel, und die Frage wegen der Abschaffung beider, von der höchsten Wichtigkeit, indem er näher oder entfernter die wesentlichen Interessen aller europäischen Staaten und Nationen berührt, auch solcher, die nicht unmittelbar an demselben Theil nehmen. Welcher Staat, ja man kann sagen, welche Familie, welches Individuum in Europa, steht nicht auf die eine oder andre Art innerhalb des ungeheuern Wirkungskreises des brittischen Handels und Industriesystems, dessen Veränderungen und Krisen in mannigfachen Schwingungen und Rückwirkungen auf die entferntesten Punkte seiner Peripherie einen wesentlichen Einfluß üben, und wie wichtig ist nicht für diesen Mittelpunkt der gegenwärtigen Zeit das Schicksal Afrika's und seiner schwarzen Söhne? Es sey uns erlaubt durch eine kurze Andeutung dieser Verbindungen von Ursache und Wirkung, das Interesse der Leser für die afrikanischen Physiognomien, die wir ihnen hier vorlegen, zu gewinnen.

Welches ist der gegenwärtige Zustand der Neger in Afrika, und durch welche Veränderungen und Epochen ist derselbe vorbereitet und herbeigeführt worden? Dies sind ohnstreitig Fragen von der größten Wichtigkeit, nicht nur für den Gelehrten, sondern auch für den Staatsmann, insofern ihre genügende Beantwortung es möglich macht, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Gang zu schließen, den die Civilisation in Afrika nehmen wird, die denn doch immer mehr mit in die Berechnungen der europäischen Politik hineingezogen werden muß. Nähere gegenwärtige Kenntnifs von Afrika, von seinen Bewohnern, und noch mehr von ihrer Geschichte, ist jedoch, trotz der neuesten Bemühungen englischer Reisenden, zu unvollständig, als dafs eine genügende Beantwortung jener Fragen überhaupt möglich wäre: auf jeden Fall aber kann es nicht der Zweck dieser Blätter seyn, dieselbe auch nur zu versuchen.

Im Allgemeinen scheint so viel gewifs zu seyn, dafs im gegenwärtigen Augenblick keiner der Afrika bewohnenden Negerstämme sich in dem Zustande der Wildheit befindet, wenn man diesen Namen der ersten uns bekannten Stufe der Civilisation geben will, wie er sich bei den Urbewohnern Brasiliens findet. Auch die rohesten Negerstämme leben unter sehr bestimmten Formen der bürgerlichen Gesellschaft, welche anerkannte Oberhäupter und Gesetze, Unterschied der Stände, Freie und Sklaven, Vornehme und Geringe, endlich Priester und Laien bedingen, und an der Spitze der afrikanischen Civilisation sehen wir mächtige Reiche, volkreiche Städte mit allen Bedürfnissen und Genüssen, die der Glanz des

Monarchen, seiner Umgebung und seines Heeres herbeiführen und ein ausgebreiteter Handel befriedigen kann, mit den gesetzlichen Einrichtungen, welche eine solche Menge von Besitzungen und Interessen, und mit den religiösen Einrichtungen, welche diese Gesetze selbst sichern können. Alle afrikanischen Negerstämme scheinen feste Wohnsitze zu haben, die Kaffern und Hottentoten vielleicht ausgenommen; bei allen finden sich Ackerbau, Viehzucht, nebst einigen Anfängen von Kunstfertigkeit und Industrie vereint, und regelmässig organisirte Caravanen erhalten auf bestimmten Handelswegen eine mehr oder weniger unmittelbare Verbindung zwischen den entferntesten Punkten des Welttheiles. Dieser Grad von Civilisation scheint in Afrika schon sehr alt und stationär zu seyn, wenigstens ist es schwer, bestimmt die Veränderungen anzugeben, welche diese oder jene wichtige historische Begebenheit auf denselben gehabt hat; und in der That möchte wohl die europäische Civilisation selbst zu jung seyn, um irgend eine Erinnerung an die ersten Schritte der afrikanischen bewahren zu können, und die Schilderung, welche Leo Africanus von einem goldenen Zeitalter der Neger macht, möchte eben so wenig eine historische Glaubwürdigkeit verdienen, als die Mährchen, welche Herodot (jedoch als solche) mittheilt. Weder die Phönizier und ihre Colonien noch die Griechen scheinen häufige unmittelbare Berührungen mit den Negern Afrika's gehabt zu haben, und die Eroberungen der Römer an der Nordküste von Afrika erstreckten sich nicht über die Wohnsitze mauretanischer und anderer, nicht zu den Negern gehörender, Völkerstämme hinaus: einige Versuche derselben, weiter nach dem Innern vorzudringen, blieben ohne Folgen. Damals, wie in unsern Zeiten, wurden schwarze Sklaven aus dem Innern von Afrika nach den europäischen Märkten gebracht, ohne dafs man nähere Nachrichten über ihr Vaterland eingezogen hätte. Wichtiger war ohne Zweifel für die Neger die Eroberung Ägyptens, Nubiens und eines Theils von Abyssinien und der Ostküste, nebst der ganzen Nordküste von Afrika, durch die Araber. Die Unterwerfung und Bekehrung der mauretanischen Bewohner brachte diese fanatischen Eroberer bald mit den Negerstämmen des Innern in Berührung, welche Theils tiefer ins Innere hineingedrängt, Theils bekehrt und unterjocht wurden. Diese Epoche ist ohne Zweifel die wichtigste uns bekannte in der Geschichte der Neger; ihr Resultat war die Bildung mehrerer bedeutender Negerreiche, mit muhamedanischen Gesetzen, Sitten und Künsten. Diese Reiche standen Anfangs unter der Herrschaft der arabischen Eroberer, die sich in diesen Gegenden niederliessen; allein die Neger machten sich nach und nach zu verschiedenen Epochen von dieser Herrschaft frei, ohne jedoch

die Sitten, den Glauben und die Regierungsform ihrer früheren Sieger abzulegen; und noch gegenwärtig zerfallen die Neger in zwei Hauptabtheilungen: die muhamedanischen und die heidnischen Neger, wovon die ersteren sich durch einen höhern Grad der Civilisation auszeichnen, und über einen großen Theil von Mittelafrika verbreitet sind, während die zweiten weiter südlich und längs der Westküste und dem südlichen Theil der Ostküste ihre Wohnsitze haben.

Die nächste wichtige Epoche in der Geschichte der Neger beginnt mit der Gründung europäischer Niederlassungen an der West- und Ostküste Afrika's. Obgleich das Christenthum auch in Afrika viel älter ist als der Muhamedanismus, so scheint vor dem vierzehnten Jahrhundert weder von den europäisch-christlichen Staaten in Nordafrika, noch von dem christlichen Abyssinien aus, ein bedeutender Einfluß auf die Neger Statt gefunden zu haben. Indem Portugiesen und Spanier, besonders aber die erstern nach der Vertreibung der Araber aus Spanien, den Krieg der Vergeltung und der Religion nach Afrika hinüber trugen, kamen sie bald auch mit den muhamedanischen Negerreichen in Berührung, und Jahrhunderte lang dauerte an der nordwestlichen Küste von Afrika der Kampf in häufigem Wechsel von mehr oder weniger unmittelbarer Herrschaft und Einfluß der Portugiesen und des Christenthums, von Bekehrung und Abfall, Unterwerfung und Empörung der vielen kleinen Negerstaaten. Die besten Kräfte Portugals wurden in diesen zwecklosen Kämpfen verschwendet, bis die Schlacht von Alcazar ihrer Herrschaft im Innern des Landes auf immer ein Ende machte, und ihnen blieben von nun an nur wenige befestigte Punkte an der Küste, welche jedoch durch die Entdeckungsversuche und die spätere Handelsstraße nach Ostindien längs der ganzen Westküste und einem Theil der Ostküste wieder einen beträchtlichen Zuwachs erhielten. Während dieser ganzen Zeit war der Kauf und Verkauf von Kriegsgefangenen, der Sklavenhandel, immer eines der Resultate, oft der Zweck des Kampfes gewesen. Die Entdeckung von Amerika gab diesem Sklavenhandel bald eine neue bis dahin unerhörte Wichtigkeit. Alle seefahrenden Nationen Europa's wurden bald zu der Theilnahme an demselben angelockt. Die älteren portugiesischen Niederlassungen an der afrikanischen Küste kamen größtentheils in die Hände der Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen; neue wurden gegründet; für alle aber ward der Sklavenhandel zum anerkannten, fast ausschließlichen Zweck. Während der letzten drei Jahrhunderte lassen sich in der endlichen Verwirrung von Kriegen und Verwüstungen, welche an der ganzen Westküste von Afrika und bis tief ins Innere hinein, wütheten, zwei entgegengesetzte Bewegungen unterscheiden.

Einerseits erstreckt sich unter europäischem Einfluß der Sklavenhandel und sein Gefolge von Krieg und Gewaltthaten aller Art von der Küste aus nach dem Innern, während anderseits zu verschiedenen Epochen einzelne Völkerstämme des Innern, unter kriegerischen Führern, ihre Nachbarn unterwerfen und in wachsender Masse ihre Herrschaft nach der Küste hinwälzen. Zwischen diesen entgegengesetzten Bewegungen werden die Völkerstämme an der Küste, und der Anfang ihrer Civilisation, allmählig zersplittert und zermalmt, indem bald die ersten Eroberer, durch ein neues Andringen vom Innern her, das Schicksal der Besiegten theilen. Diese Kriege, Siege und Herrschaften haben einen Charakter von fast wahnsinniger Wuth und Grausamkeit, wie kein anderer Welttheil sie darbietet, und man geräth oft in Versuchung, den Branntwein der Sklavenhändler als den einzigen Hebel, als das moralische Prinzip der Geschichte dieser Völker anzusehen. Eine ausführlichere Erzählung dieser Begebenheiten und die Aufzählung der Negerstämme und Anführer, die auf dieser großen Schlachtbank erscheinen, kann kein Interesse haben, und wir erinnern hier nur an die Eroberungen der Giagas im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und an ihre Königin Jem-ban-Dunba, die ihren eigenen Sohn in einem Mörser zerstampfte und daraus eine Salbe bereiten liefs, welche sie und ihre Krieger unbesiegbar machen sollte.

Am wichtigsten für die künftigen Schicksale Afrika's sind ohnstreitig die neuern Versuche von Seiten Englands, durch die Aufhebung des Sklavenhandels, wenigstens die Möglichkeit einer Civilisation in diesem Welttheile herbeizuführen und einem so gewaltsamen Zustande ein Ende zu machen. Die Männer, welche zuerst in England im Namen der Menschlichkeit sich gegen den Sklavenhandel erklärten, wurden lange als thörichte, empfindsame Schwärmer verlacht, bis endlich die Staatsmänner, welche an der Spitze der Regierung standen, sich von den Nachtheilen dieses Handels und von den Vortheilen, die aus seinem Aufhören entstehen konnten, überzeugten. Das Continentalsystem, indem es England vom festen Land Europa's abschnitt, gab ihm die unumschränkte Herrschaft der Meere und die Mittel zugleich mit dem Vorwande, die europäischen Flaggen von der afrikanischen Küste fern zu halten und dem Sklavenhandel fast ganz ein Ende zu machen. Diese wenigen Jahre der Ruhe fiengen schon an die glücklichsten Resultate zu bringen, und an die Stelle des Sklavenhandels mit seinen Verwüstungen und Gewaltthaten, hatten sich überall Keime der Betriebsamkeit entwickelt, welche in dem Umtausch der zahlreichen Produkte dieser Länder gegen englische Fabrikate, beiden Theilen dauernde und zunehmende Vortheile versprachen. Durch die Missionnäre fieng das

Christenthum an, sich in das Innere des Landes zu verbreiten und in seinem Gefolge der Friede und neue Bedürfnisse und Genüsse. — Der Sturz Napoleons hatte durch eine sonderbare Rückwirkung die verderblichsten Folgen für Afrika. Die Niederlassungen an der afrikanischen Küste fielen größtentheils ihren früheren Herren wieder zu, und mit der neuen Besitznahme, mit dem Aufhören der Herrschaft, welche das Kriegerrecht der brittischen Flagge gesichert hatte, fand sich auch der Sklavenhandel mit allen seinen verderblichen Folgen wieder ein und zerstörte in kurzer Zeit alle Keime der Civilisation, die in der vorhergehenden Epoche erzeugt und gepflegt worden war. Mit wahrer Wuth reizten überall die Sklavenhändler durch Geschenke, durch die Aussicht auf raschen Gewinn, durch das Gift, dem der Neger nie widersteht, den Branntwein, die Fürsten und Häuptlinge der Küste gegen die Missionnäre auf, welche bald diese Völker dem Verderben, dem sie auf ewig geweiht zu seyn scheinen, überlassen mußten. Auf den Congressen von Paris, von Wien und von Aachen war die Abschaffung des Sklavenhandels eine von den heiligen Verpflichtungen gegen die Menschheit, welche die Herrscher Europa's eingiengen; allein bis jetzt ist, trotz der unermüdlichen Thätigkeit und der bei jeder Gelegenheit wiederholten dringenden Vorstellungen Englands, wesentlich durchaus nichts zur Erfüllung dieser Verpflichtung geschehen. Dieselben Maßregeln, Gesetze und Verordnungen, die entweder an sich unzulänglich sind, oder deren angeblicher Zweck durch die absichtliche Nachlässigkeit in der Ausführung vereitelt wird, haben keine andere Folgen gehabt, als den Sklavenhandel durch einen erhöhten Gewinn noch lockender zu machen, ihn dem Auswurf aller seefahrenden Nationen in die Hände zu spielen, und ihm eine Ausdehnung und einen Charakter von Gewaltthätigkeit und Grausamkeit zu geben, den er früher nie in dem Grade gehabt hat. Die Sklavenschiffe sind meistens auch zum ernstlichen Widerstand gegen die brittischen Kriegsschiffe ausgerüstet, welche in diesen Gegenden kreuzen, um die Gesetze gegen den Sklavenhandel, in so weit es das gegenseitige Visitationsrecht erlaubt, in Ausübung zu bringen, und sie scheuen sich nicht, um ihre Ladungen voll zu machen, geradezu die Bewohner der Küste und der Ufer der größern Flüsse zu rauben, und in vielen Fällen ist es erwiesen, daß Sklavenschiffe zugleich Seeräuberei getrieben haben. Gefechte zwischen den Sklavenschiffen und den brittischen Kreuzern fallen sehr häufig vor, und wo gewaltsamer Widerstand nicht versucht werden kann, ist ein System organisirt, dessen Frechheit und Ausdehnung von dem letzten Matrosen bis zu den ersten Beamten der Niederlassungen solcher

Nationen, die ihre Flagge durch diesen Handel entehren, allen Glauben übersteigt.

Die einzige Hoffnung, daß dieser traurige Zustand einst aufhören wird, gründet sich, nach so oft wiederholten und augenscheinlichen Beweisen der Wortbrüchigkeit in diesem Punkte von Seiten der andern Mächte, auf die Möglichkeit, daß irgend eine politische Crise der brittischen Flagge wieder die Alleinherrschaft an der afrikanischen Küste sichern kann. Die englische Regierung hat in einer langen Reihe von Jahren und bei unzähligen Gelegenheiten bewiesen, daß es ihr mit der Abschaffung des Sklavenhandels Ernst ist, und obgleich wir keinesweges ein sehr großes Vertrauen auf die Großmuth oder Menschlichkeit der brittischen Regierung setzen können, so finden wir einen sichern Bürgen für die Fortdauer dieser Bemühungen in dem eigenen wohlverstandenen Interesse Englands. Das wahre Interesse der Staaten und Völker dürfte zwar in allen Fällen mit den Gesetzen der Menschlichkeit übereinstimmen, und man kann dieser letztern keinen bessern Dienst erzeigen, als indem man diese Verwandtschaft deutlich erweist. Auf diese Art allein wird es gelingen, die öffentliche Meinung und die Regierenden für solche Mafsregeln zu gewinnen, von deren Nothwendigkeit philanthropische Deklamationen allein sie nie überzeugen würden, indem nicht mit Unrecht ihre eigenen Interessen ihnen die nächsten sind. Man wird sich leicht überzeugen, daß die bisher von Seiten Englands zur Abschaffung des Sklavenhandels getroffenen Mafsregeln vollkommen im Einklang mit der umfassenden Handelspolitik dieser Macht stehen, welche sich immer mehr von allen Fesseln, die bisher ihre Entwicklung hinderten, frei machte, wenn man bedenkt, daß der Hauptzweck und der erste Grundsatz dieser Politik der seyn muß, der brittischen Industrie neue Märkte zu eröffnen und die alten zu erweitern. Wenn der Absatz brittischer Industrieprodukte nach Afrika bis jetzt so außerordentlich gering war, so lag die Schuld allein an dem Sklavenhandel, der jede Art von Anbau, von Industrie, von Sicherheit des Eigenthums, kurz alle Bedingungen eines friedlichen Verkehrs ausschließt, während er selbst einer industriellen Nation nur sehr geringe Vortheile als Entschädigung darbietet, indem die Waaren womit man die Sklaven zu bezahlen pflegt, nur von der schlechtesten, rohesten Gattung sind. Da aber die englische Regierung ihren Unterthanen den Sklavenhandel und also auch den geringen Absatz an englischen Waaren den er darbieten könnte, ganz untersagt hat, so muß sie um so eifriger darauf dringen, daß auch alle andere Mächte dem Sklavenhandel ein Ende machen, damit jene großen Vor-

theile, welche die englische Industrie als Ersatz für den Verlust des Sklavenhandels zu erwarten berechtigt ist, ihr nicht länger vorenthalten werden. Wie groß aber diese Vortheile seyn können, davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man bedenkt, daß sie auf zwei Hauptbedingungen beruhen: auf den Bedürfnissen der dortigen Völker, der daraus entstehenden Nachfrage nach den Produkten der brittischen Industrie und aus ihrer Zahlungsfähigkeit; beide aber können durch Ruhe und friedlichen Verkehr in einer beständigen Wechselwirkung bis ins Unendliche wachsen, indem jeder Fortschritt in der Civilisation ein neues Bedürfnis, und die Befriedigung desselben, neue Fortschritte herbeiführt. Die Beschaffenheit des Bodens, des Clima's, ist aber von der Art, daß sie nur den Anbau und geringe Anstrengungen von Seiten der Bewohner erwartet, um der englischen Industrie als Preis für ihre Waaren nicht nur alles zu bieten, was sie bis dahin in Ost- und Westindien fand, sondern noch eine große Menge von Erzeugnissen, welche diesem Welttheile eigen sind. Die volle Entwicklung dieser Vortheile kann zwar nur die Frucht vieler Jahre seyn; aber das ist gerade ein Grund mehr, keinen Augenblick zu verlieren, um die Hindernisse, die ihr bisher entgegenstanden, aus dem Wege zu räumen. Die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels bleibt immer eine unerläßliche Bedingung derselben. — Unter den Mafregeln, welche von Seiten Englands zur Erlangung dieser Vortheile getroffen worden sind, verdient besonders die Gründung der freien Negerkolonie von Sierra Leone genannt zu werden, deren zunehmende Blüthe unter den ungünstigsten Umständen zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Nicht weniger wichtig sind die Verträge welche mit Radama, dem mächtigsten Negerfürsten der Insel Madagaskar geschlossen worden sind: alle Berichte über diesen Radama stellen ihn als einen wirklich ausserordentlichen Mann in seiner Umgebung dar, der in wenigen Jahren sein Volk zu erstaunlichen Fortschritten in der Civilisation geführt hat, und wenn solche Keime der Civilisation einiger wilden Negerstämme den Spott eines leichtsinnigen Dünkels erregen können, so werden sie doch jedem, der unbefangen den Ursprung und den Gang aller großen Veränderungen in der Geschichte des menschlichen Geistes und der Civilisation verfolgt, in ihrem wahren Lichte erscheinen. Man kann sie mit dem ersten leichten Aufflug von vegetabilischen Keimen vergleichen, die sich auf dem harten Granitfelsen festsetzen und anfangs unscheinbare Flechten und Moose bildend, endlich den Felsen sprengen und ihn in fruchtbare Dammerde verwandeln. — Das System, welches die englische Regierung bei dieser Gelegenheit an der Westküste von Afrika befolgt hat, scheint

in jeder Hinsicht dauerndere Vortheile zu versprechen, als das unmittelbare Eingreifen und die Bildung von eigentlichen brittischen Niederlassungen, wie sie an der Ostküste Statt gefunden hat. Die Begünstigung der freien, unabhängigen Entwicklung aller in dem Lande selbst vorhandenen Elemente der bürgerlichen Ordnung, des Reichthums, der Civilisation, durch die strengste Rechtlichkeit, die größte Humanität und Billigkeit in allen Berührungen mit den Eingebornen, durch das sorgfältigste Vermeiden jeden Schrittes und jeder Veranlassung zu Siegen und Eroberungen, dies müssen die Grundsätze der englischen Handelspolitik seyn, und es sind alle Ursachen da zu hoffen, daß die englische Regierung diese Grundsätze erkannt hat und sie befolgen wird; daß die Geschichte der englischen Herrschaft in Ostindien ihr zur Warnung für ihre künftige afrikanische Politik dienen wird. Der Krieg gegen die Ashantees hat auch schon deutlich genug gezeigt, wie unendlich schwer, ja unmöglich, es für eine faktisch so überlegene Macht (wie in diesen Verhältnissen England) ist, die Herrschaft über die Ereignisse, über die eigenen Mittel, über das Glück und den Sieg zu behalten, sobald einmal der erste Schritt in der Besitznahme und Eroberung geschehen ist. Wer das Betragen der englischen Regierung, besonders in Ostindien, unbefangen beurtheilt, muß sich überzeugen, daß sie den ernstlichen Wunsch hat, jede neue Eroberung zu vermeiden: dies steht aber in Asien nicht mehr in ihrer Gewalt, und die Macht der Umstände wird sie wie bisher von einer Eroberung zur andern reifen, bis diese Lavine den Fels erreicht, an dem sie sich zerschellt. — Dasselbe Schicksal in Afrika zu vermeiden, giebt es vielleicht nur Ein Mittel, sogleich alle Besitzungen an der Küste aufzugeben, sich durch Verträge und durch gegenseitige Vortheile den Handel mit den Negern zu sichern, und ihn durch eine hinreichende Station zu schützen. Zwischen der Besitznahme des ersten Fußbreit Landes in Afrika bis zur Eroberung des halben Welttheiles, ist kein Punkt, wo eine menschliche Macht sagen könnte: bis dahin und nicht weiter!

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Porträte und Trachten.

AFRIKA war zwar schon seit den ältesten Zeiten ein Sklavenmarkt für die alte Welt, allein die Entdeckung von Amerika gab zuerst diesem Handel eine politische Wichtigkeit. Man glaubt sehr allgemein der P. Lascasas, der Beschützer der Indier, habe zuerst die Einführung von Negerklaven in Amerika veranlaßt, um die Lage der Indier zu erleichtern, welche den Arbeiten die ihnen von den Eroberern auferlegt wurden, nicht gewachsen waren. Diese Meinung ist jedoch insofern unrichtig, als noch ehe Lascasas sich zum Beschützer der Indier aufwarf, Negerklaven auf der Insel Hispaniola eingeführt worden waren. So, zum Beispiel, erhielt Nicolas Ovando, als er die Statthalterschaft der Insel übernahm, unter andern die Instruction, viele Negerklaven für die Arbeiten in den Minen und Pflanzungen einführen zu lassen. Dies geschah auch mit solchem Eifer, daß Ovando sich bald genöthigt sah die Regierung zu bitten, daß man ihm keine Neger mehr schicke, weil sie sehr leicht ihren Herren entliefen und sich unter die Indier niederließen, denen sie allerlei schlechte Gewohnheiten mittheilten. Kurze Zeit darauf ward auch wirklich die Einführung der Neger in Amerika verboten, allein die Erfahrung bewies immer mehr, daß die Indier auf irgend eine Art von einem Theil der Lasten welche ihnen die Eroberer auflegten, befreit werden mußten, wenn es nicht in kurzer Zeit ganz an Arbeitern fehlen sollte. Die Dominikaner, welche sich bei jeder Gelegenheit mit dem größten Eifer der Indier annahmen, waren es besonders welche darauf drangen, die Pflanzungen und Minen in Amerika durch Neger bauen zu lassen, welche den Indiern an Kräften so überlegen seyen, daß ein Neger so viel arbeite als vier Indier. Der Licenciat Lascasas hatte verschiedene andere Vorschläge gethan, um das Loos der Indier zu erleichtern, ohne daß einer derselben ausführbar befunden worden wäre; er trat daher endlich der Ansicht der Dominikaner bei, in deren Orden er auch später eintrat, und unterstützte sie mit dem ganzen Ansehen, das seine Tugenden und seine Stellung ihm gab; und die Einföhrug von Negerklaven,

gegen eine leichte Abgabe an den königlichen Schatz, wurde von nun an in das spanische Colonialsystem aufgenommen. Eine übelverstandene Philanthropie hat aus dieser Mafsregel sowohl dem edlen Lascasas als der spanischen Regierung ein Verbrechen gemacht, ohne zu bedenken, dafs das Tadelnswerthe was diese Mafsregel haben konnte der Zeit angehörte und nicht den Individuen : diesen gehört allein das Verdienst, ein schon lange vor ihnen entstandenes, von ihrem Willen unabhängiges Verhältnifs zur Vermeidung eines neuen Uebels und zur Erreichung des möglichen Guten benutzt zu haben. Hier, wie in allen Dingen, wäre es unbillig die Absichten und die Einsichten der Urheber einer Mafsregel nach den Folgen zu beurtheilen die sie später in ihrer Ausführung gehabt hat, und welche Folgen auch später die Einführung der Neger in Amerika gehabt haben mag, so lag an und für sich in dieser Mafsregel nichts was sie verhindern konnte, eine Wohlthat für die Europäer, für die Indier und für die Neger selbst zu seyn, und wenn dadurch endlich doch das allmälige Verschwinden der Ureinwohner nicht verhindert worden ist, wenn die Europäer in diesem Augenblick da, wo eine schwarze Sklavenbevölkerung existirt, mehr Nachtheil als Vortheil davon haben, so ist es doch gewifs, so paradox es auch klingt, dafs die Neger im Ganzen bei ihrer Verpflanzung nach Amerika gewinnen; dafs ihre Lage, wenigstens in den spanischen und portugiesischen Colonien, besser ist, als er es bei dem gegenwärtigen Zustand Afrikas, der freilich wiederum größtentheils von dem Sklavenhandel nach Amerika bedingt wird, seyn kann; dafs ihnen in Amerika eine Bahn der Civilisation eröffnet ist, deren Möglichkeit in Afrika selbst bis jetzt noch nicht leicht abzusehen ist. Unsere Absicht ist nicht, hier eine Geschichte des Sklavenhandels zu geben; genug dafs nach und nach alle europäischen Nationen daran Theil nahmen, so wie sie auch nach und nach in der neuen Welt und besonders in Westindien festen Fufs fafsten. Selbst die Teutschen, obgleich sie in keiner unmittelbaren Verbindung mit der neuen Welt standen, bleiben von diesem Vorwurf nicht frei, und unter Carl dem Fünften erscheinen viele Teutsche als Sklavenhändler in Amerika, von denen zum Beispiel Herrera zwei, Heinrich Zieger und Hieronimus Sayller, namentlich anführt, wegen der vielen Klagen die sich von allen Seiten gegen ihre Habgier und Grausamkeit erhoben.

Von der Anzahl der Neger, welche seit der Entdeckung von Amerika Afrika entrissen und nach der neuen Welt verpflanzt worden sind, kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt dafs während der letzten zehn Jahre in Brasilien allein jährlich gegen achtzigtausend Neger eingeführt worden sind, welche

Zahl aber auch wahrscheinlich als das Maximum angenommen werden kann, da, wie sich leicht denken läßt, die Einfuhr der Sklaven mit der weissen Bevölkerung und der Anpflanzung der Colonien selbst nur allmählig und langsam zugenommen hat. Wichtiger als eine genaue Berechnung der Gesamteinfuhr von Negeren in Amerika, ist das gegenwärtige Verhältniß der schwarzen Bevölkerung zu der weissen, und der Sklaven zu den Freien in Amerika, da sich hierauf alle Bedürfnisse der Zeit und des Ortes, und die Mafsregeln sie zu befriedigen, gründen müssen.

NORD-AMERIKA.	JAHRGANG.	WEISSE.	FARBIGE.	NEGER.	INDIANER.
Vereinigte Staaten	1820	7,793,008	1,769	456	400,000
Mexico.	1824	1,560,000	2,070,000	8,400	3,450,000
Guatemala.	1824	190,000	320,000	10,000	965,400
Brittische Besitzungen.	1822	1,038,000	unbekannt.	5,000	unbekannt.
SUD-AMERIKA.					
Columbia	1824	600,000	720,000	470,000	854,600
Peru.	1795	156,511	285,841	40,536	608,911
Chili.	1778	80,000	unbekannt.	240,000	450,000
La Plata.	1824	475,000	305,000	70,000	1,150,000
		mit den Creolen.			
Brasilien.		843,000	628,000	1,987,500	500,000
Französisches Guyana.		1,025	1,982	13,200	10,000
Brittisches Guyana		3,421	3,220	109,549	unbekannt.
Niederländisches Guyana.		8,525	unbekannt.	72,000	6,200
		worunter 3000 Juden.			
Westindien		450,000	1,600,000		

Das Mißverhältniß der materiellen Kraft und der Zahl ist in manchen Theilen Amerikas, wie diese Angaben zeigen, ungeheuer, und es bleibt immer keine leichte Aufgabe, zu erklären wie es möglich ist, daß so viele schwarze Menschen von so wenigen Weissen in einem solchen Zustande des Gehorsams und der Sklaverei erhalten werden können, auch dann, wenn man dabei nicht nur die Vortheile der Weissen, der festen Plätze, kurz des wirklichen Besitzes der gesetzlichen Gewalt und ihrer Mittel, sondern auch die mögliche Hülfe aus Europa, im Fall einer Negerempörung, in Anschlag bringen will; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß wenn einmal wirklich die rohe Gewalt entscheiden soll, die schwarze Farbe in den meisten Colonien die Oberhand behalten würde. Die Dauer eines solchen Verhältnisses muß offenbar auf einer tiefer liegenden moralischen Ueberlegenheit begründet seyn, die jedoch die Perfektibilität der Neger und die Möglichkeit daß sie einst in jeder Hinsicht den Weissen gleich stehen werden, keinesweges ausschließt. Da man auf der einen Seite aus der untergeordneten physischen und moralischen Natur der Neger die Sklaverei nicht nur, sondern alle ihre Mißbräuche hat rechtfertigen

wollen, so ist es nicht zu verwundern, daß von der andern Seite wohlmeinende Menschenfreunde dieses Faktum selbst angegriffen haben, und in ihrem Enthusiasmus für die Neger so weit gegangen sind, daß sie der guten Sache die sie vertheidigen selbst durch Uebertreibung und zu allgemeine Schlüsse von einzelnen Thatsachen geschadet haben, indem ihre Gegner jede Blöfse der Art benutzen. Die einzelnen Beispiele von unterrichteten und gebildeten Negern, von edlen Handlungen der Neger, können in dieser Sache wenig beweisen, und sogar die Negerrepublik von Haiti möchte nicht alles was man zum Lobe der Neger gesagt hat rechtfertigen. Wenn wir auch zugeben wollten daß die Regierungsmaschinen deren man sich in Europa bedient, wirklich der Triumph des menschlichen Geistes, der Civilisation sind, so können wir unmöglich zugeben daß ein so unendlich großes Verdienst, so große Fähigkeiten dazu gehören, um eine solche Maschine nachzuahmen und in Bewegung zu setzen, von welcher Farbe auch die einzelnen Theile derselben seyn mögen, oder daß diese Theile auf einer sehr hohen Stufe geistiger Entwicklung zu stehen brauchen, um ganz leidlich zum Zweck der ganzen Maschine beizutragen. Offenbar ist aber die Administration, die Verfassung von Haiti, trotz der republikanischen Form, wesentlich eine Nachahmung der europäischen Bureaokratien, wie sie aus der französischen Revolution und dem Kaiserthum hervorgegangen sind.

Uebrigens liegt auch die eigentliche Ueberlegenheit des Weissen über den Schwarzen nicht sowohl in den Aussendungen, Unterricht, u. s. w.; denn man findet gewiß tausende von Weissen, nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa, die nicht besser oder schlechter unterrichtet sind als tausende von Negern; sondern es ist eine tieferliegende innere organische Ueberlegenheit, die den Neger gewissermaßen zum Weissen in das Verhältniß des Weibes oder des Kindes zum Manne setzt. Dieses Verhältniß zeigt sich unter andern auf eine sehr merkwürdige Art in der Gewalt welche der Weiße auf den Neger in den Berührungen des thierischen Magnetismus ausübt. Diese Ueberlegenheit läßt sich vielleicht durch die größere Intensität des Nervensystems und seiner Funktionen, durch eine größere Harmonie in allen Seelen- und Lebenskräften erklären, oder vielmehr wir können aus bekannten Thatsachen auf diese Eigenschaften schließen. Solche Thatsachen aber, die eine wirkliche physische Herrschaft des Weissen über den Neger, abgesehen von seiner äußern Civilisation, beweisen, kommen täglich vor, und sie wird von keinem Theil so leicht anerkannt, als von den Negern selbst; so daß auch da wo zunächst kein äußerer Zwang wirksam ist, sich von selber ein Verhältniß von dem Neger zu dem

Weissen bildet, was viel von demjenigen des Kindes zum Vater hat; und nichts kann einem guten Herrn leichter seyn, als die Sklaverei in diesem Sinne zu einer Wohlthat für beide Theile zu machen. Wenn man aber aus dieser unläugbaren Unterordnung des Negers auf die Nothwendigkeit der Sklaverei geschlossen hat, so könnte man vielleicht mit mehr Recht schliessen, dafs diese faktische Ueberlegenheit des Weissen eine gesetzliche Sanktion derselben überflüssig macht, und dafs im Gegentheil nur der Mißbrauch irgend eine Gefahr herbeiführen kann, da diese schwarzen Kinder, bei aller ihrer Anerkennung unserer Ueberlegenheit, dennoch hinreichende physische Kräfte besitzen um ein zu drückendes Joch mit Gewalt abzuwerfen, und da ihre Leidenschaften, wie die der Kinder wenn sie einmal gereizt sind und zum Ausbruch kommen, gar keine Gränzen mehr kennen, so, dafs vor ihrer furchtbaren Wuth wie vor rohen Naturkräften, die physischen Kräfte des Weissen zurückbeben; es ergreift ihn eine geheime Scheu, der ähnlich, obgleich ganz verschiedenen Ursprungs, die unter gewöhnlichen Umständen der Neger vor dem Weissen fühlt.

Dergleichen Schlüsse können jedoch eben so wenig zu irgend einem befriedigenden Resultat führen, als die Discussionen über angeborene Menschenrechte. Die Ueberzeugung dafs der Mensch das Recht hat frei zu seyn, kann in letzter Instanz immer nur auf einem Glauben beruhen, der über jede Discussion erhaben ist, und das Recht des Stärkern, den Schwächern zu beherrschen, ist gewifs eben so alt als jenes des Schwächern, sich von ihm unabhängig zu machen; auf jenem aber beruhen die bestehenden Rechtsverhältnisse welche den Sklaven zum Eigenthum des Herrn machen, und wenn die Freiheit heilig ist, so ist es das Eigenthum nicht weniger. Auf diesem Wege bliebe also zuletzt den Vertheidigern der Menschenrechte nichts übrig, als den Sklavenbesitzern ihr Eigenthum mit Gewalt zu nehmen, wenn sie es können; denn schwerlich wird es ihnen gelingen sie zu überzeugen, dafs sie nicht das Recht haben die Neger die sie gekauft oder geerbt haben zu behalten, weil diese Neger ihrerseits das Recht haben frei zu seyn. Es ist offenbar leichter, und insofern für die Neger selbst, deren Wohl man beabsichtigt, vortheilhafter, die Pflanzer und die Vertheidiger der Sklaverei überhaupt zu überzeugen, dafs ihr eigener Vortheil ihnen gebietet ihren Rechten oder einem Theil derselben zu entsagen, und eine Discussion über die Nothwendigkeit der endlichen Emancipation der Sklaven, und über die Mittel wie sie am wohlthätigsten für alle Theile eingeleitet und ausgeführt werden kann, wird immer eher ein genügendes Resultat geben, als das Entgegenstellen natürlicher und gesetzlicher Rechte, wovon die letzteren auf jeden Fall den Vortheil haben, klar erweislich und im Besitz zu seyn.

Die endliche Emancipation der Negersklaven in Amerika mag nun ein natürliches Recht derselben seyn oder nicht, sie mag die gesetzlichen Rechte der Eigenthümer verletzen oder nicht; auf jeden Fall ist sie eine unvermeidliche natürliche Folge der Wirkung einmal bestehender Kräfte, und die Eigenthümer können ihre gesetzlichen Rechte nur dadurch retten, dafs sie sie freiwillig aufgeben. Wollen die Sklaveneigenthümer die Lage ihrer Sklaven so erträglich machen als möglich; wollen sie wirklich das geistige und körperliche Wohl derselben befördern, was bei den meisten wirklich um so mehr der Fall seyn mag, da der wohlverstandene Vortheil des Herrn selbst ihn dazu auffordert, so werden zwar die Sklaven den Druck ihres Zustandes nicht so sehr fühlen; allein man sey überzeugt, dafs, sobald sie Eigenthum und Fertigkeit erlangt haben, was die unvermeidliche Folge einer wirklich guten Behandlung ist, sobald die faktische Ueberlegenheit des Weissen verschwunden oder vermindert ist, der Letztere vergeblich versuchen wird, den Neger länger in der gesetzlichen Unterordnung der Sklaverei zu erhalten; dieser wird das Bedürfnis gleicher Rechte fühlen, zugleich mit den Mitteln sie zu erlangen. Die Sklaven auf der Stufe der faktischen Untergeordnetheit, worauf sie jetzt stehen, zu erhalten, möchte an und für sich unmöglich seyn; und wollte man dies aber auch wirklich durch Gewaltmittel, durch eine strenge Behandlung, durch alles was die Sklaverei noch drückender machen kann, versuchen, so würde ein solches System kein anderes Resultat haben, als dafs die Sklaven sich von unerträglichen Uebeln mit Gewalt frei zu machen suchten. Sklavenempörungen und ein Zustand fortgesetzter Gewaltthätigkeit, der mit jeder bürgerlichen Ruhe und Ordnung unverträglich ist, und auf die Länge jeden Staat zu Grunde richten müfste, wären unvermeidlich, auch wenn es den Sklaven nicht gelänge endlich die Oberhand zu gewinnen, was doch früh oder spät der Fall seyn müfste, da die rohe Gewalt, deren Entscheidung man die Sache anheimstellt, auf ihrer Seite ist. Es bleibt also keine andere Wahl, als auf der einen Seite die allmälige Emancipation von Negern, die zur bürgerlichen Freiheit, zum Genufs gleicher Rechte mit den Weissen vorbereitet sind, und auf der andern Seite der gewaltsame Ausbruch aller Leidenschaften deren die animalische Natur des Menschen fähig ist.

Man behauptet, dafs der Ackerbau in den Theilen Amerika's wo er durch Sklavenhände betrieben wird, nur durch diese bestehen kann, und dafs die Emancipation der Sklaven, unter welchen Bedingungen es auch sey, die Pflanzer zu Grunde richten würde. Nach dem was wir eben gesagt, könnte diese Behauptung, auch wenn sie gegründet wäre, doch kein Argument gegen die Emancipation geben, da

hierdurch an den Thatsachen, welche die Emancipation unvermeidlich machen, und nur die Wahl zwischen zweien Wegen nach demselben Ziel lassen, nichts verändert wird. Allein es ist nicht schwer einzusehen wie ungegründet diese Behauptung ist. Die Emancipation könnte nur die Folge haben, daß an die Stelle der Sklavenarbeit, die Arbeit freier Tagelöhner käme, welche nach allen Erfahrungen vortheilhafter ist als jene. In Ländern wo beide nebeneinander bestehen, ist es eine bekannte Thatsache, daß, unter übrigens ganz gleichen Umständen, ein Stück Land was von freien Arbeitern bebaut wird, einen weit höheren Werth hat, als eines was von Sklaven bebaut wird. Die Ursachen weshalb ein freier Tagelöhner dieselbe Arbeit schneller und besser verrichtet als ein Sklave, sind zu einleuchtend als daß wir sie auseinander zu setzen bräuchten. Der höhere Ertrag des Bodens, und die Ersparung des Einkaufspreises und des Unterhalts der Sklaven würde den Pflanzer sehr bald für den Taglohn entschädigen, den er freien Arbeitern zahlen müßte. Wenn man dagegen den gegenwärtigen hohen Preis der freien Arbeit des Taglohns anführt, so vergiftet man daß dieser hohe Preis gerade eine Folge der Sklaverei ist. Die Sklaverei hat aber außerdem noch zwei große Nachtheile: erstlich trägt sie den größten Werth auf ein sehr unsicheres Eigenthum, die Sklaven, die durch Tod, Entlaufen, u. s. w., in kurzer Zeit sehr bedeutende Verluste zufügen können, während sie den Werth des sichersten Eigenthums, des Grundbesitzes im halben Verhältniß vermindert; zweitens aber steht die Sklaverei jeder Verbesserung im Ackerbau, oder überhaupt in allen Geschäften wo Sklaven gebraucht werden, im Wege, da die Tendenz dieser Verbesserungen immer die Ersparung von Menschenhänden, die Erlangung der möglichst großen Resultate durch den möglichst geringen Aufwand von Zeit, Kraft und Geld ist, und da ein Sklave, sobald er nicht arbeitet, sobald er durch eine Maschine ersetzt würde, ein todttes Capital ist. Aber, sagen einige Vertheidiger der Sklaverei, wenn wir einmal keine Sklaven mehr haben, so werden wir gar keine Arbeiter mehr finden, denn die Neger sind so faul, daß sie nur gezwungen arbeiten. Diese Behauptung ist wirklich so absurd, daß sie kaum einer Widerlegung bedarf, da die tägliche Erfahrung zeigt, mit welchem unermüdlischen Fleiß die Sklaven jeden freien Augenblick, sogar die Zeit der Ruhe von den schweren Arbeiten die sie für ihre Herren verrichten müssen, benutzen, um ihre Lage durch eigenen Erwerb zu verbessern, und endlich vielleicht ihre Freiheit zu erkaufen. Man verlasse sich nur zuversichtlich auf diesen jedem Menschen angeborenen Wunsch, seine und der Seinigen Lage zu verbessern, der auch die Neger antreiben wird, Arbeit und Erwerb zu suchen. Nichts ist aber thörichter als zu

glauben, daß die allmälige Emancipation der Sklaven den Weissen und dem Staate gefährlich werden könnte. Man muß entweder die wahren Verhältnisse gar nicht kennen, oder sie absichtlich entstellen, um vorzugeben, die Neger trachteten nach der Oberherrschaft im Staate, nach dem Leben, dem Eigenthum des Weissen. Der freigelassene Neger nimmt ganz von selbst den Platz in den untern Ständen der Gesellschaft ein, den ihm seine Fähigkeiten, sein Besitzthum anweisen; und sein größter Ehrgeiz ist die Hoffnung, daß seine Nachkommen einst, durch Vermischung mit helleren Farben, selbst nach und nach sich mit der Masse der farbigen Bevölkerung vermischen, und so die Möglichkeit Aemter und Würden zu bekleiden, erlangen werden. Der Staat wird durch das allmälige Aufhören der Sklaverei vielleicht am meisten gewinnen, da hierdurch an die Stelle einer ganz besitzlosen, oder doch sehr armen, einer unter gewissen Umständen sehr gefährlichen Bevölkerung, eine verhältnißmäßig wohlhabende, zu allen Lasten des Staates beitragende, und zur Vertheidigung desselben bereite Bevölkerung treten wird. Welche wesentliche Vortheile für Europa aus dem Aufhören der Sklaverei entstehen müssen, ließe sich beurtheilen, wenn man bedenkt wie gering die Consumption der Produkte europäischer Industrie von Seiten der armen nackten Sklaven-Bevölkerung ist und seyn kann, und wie bedeutend diejenige einer Masse freier Neger seyn könnte, die nach dem geringsten Anschlag in wenig Jahren sich verdoppelt, beweist die Zunahme der Bevölkerung von Haiti nach so furchtbaren Verwüstungen.

An der Nothwendigkeit, an der Nützlichkeit einer allmäligen Emancipation der Negersklaven kann kein unbefangener Beobachter zweifeln; die Mittel diese zu erreichen sind eigentlich sehr einfach, und in Brasilien besonders könnten, ohne irgend ein Recht oder Interesse zu kränken, in sehr kurzer Zeit die glücklichsten Resultate erlangt werden. Es käme nur darauf an, einerseits die Einfuhr neuer Sklaven zu verhindern, indem man die in dieser Hinsicht eingegangene Verpflichtung erfüllte, oder die bestehenden Gesetze streng anwendete, und indem man anderseits durch weise Gesetze und strenge Beobachtung derselben den Sklaven alle die geistigen und physischen Wohlthaten sicherte, die mit ihrem Stande verträglich sind und die schon jetzt großentheils durch die Milde der Sitten und Ansichten des Volkes ihnen zu Theil werden, und endlich indem man alle gesetzlichen Hindernisse, welche die Emancipation allenfalls erschweren könnten (deren jedoch in Brasilien wenig oder gar keine sind) aus dem Wege räumt, und darin den natürlichen bestehenden Kräften freien Spielraum läßt; diese bringen so häufige Gelegenheiten, Mittel und Formen der Emancipation herbei, daß auch ohne besondere gesetzliche

Begünstigung in kurzer Zeit die Sklaverei von selbst verschwinden wird, sobald sie von aufsen keine neue Zufuhr erhält.

Die Negerstämme wozu die meisten Sklaven gehören welche nach Brasilien eingeführt werden, sind die Angolas, Benguelas, Monjolos, Congos, Rebolos, Anjicos und Minas von der Westküste, und die Mosambiques von der Ostküste von Afrika. Sie unterscheiden sich, wie die hier gegebenen Negerköpfe zeigen, zum Theil durch besondere Tattowirungen im Gesicht, theils aber auch durch sehr scharfe Unterschiede in der Physionomie, die bei manchen sehr wenig von den, nach der gewöhnlichen Ansicht charakteristischen Merkmalen der afrikanischen Race haben. Sie unterscheiden sich aber auch durch gewisse Verschiedenheiten in den Anlagen und dem Charakter, die diesem oder jenem Stamme einen bessern oder schlechtern Ruf in der öffentlichen Meinung zuwege gebracht haben. So gelten, zum Beispiel, die Mina- und Angola-Neger als die besten Sklaven; sie sind sanft, gelehrig, und durch eine gute Behandlung ist es leicht sich ihre treue Anhänglichkeit zu verschaffen: zugleich sind sie aber auch die welche am häufigsten durch Fleiß und Sparsamkeit in Stand gesetzt werden ihre Freiheit zu erkaufen. Die Congos gleichen in mancher Hinsicht den Angolas, doch sind sie schwerfälliger und werden besonders zu groben Feldarbeiten verwandt. Die Rebolos sind ebenfalls wenig von diesen beiden unterschieden, auch haben die Sprachen dieser drei Stämme viel Analogie; doch sind die Rebolos eigensinniger und leichter zu einer muthlosen Verzweiflung geneigt, als die beiden andern. Die Anjicos sind größer und besser gebaut, haben auch weniger afrikanische Gesichtszüge als die fünf erstern; sie sind muthiger, listig, und haben eine größere Liebe zur Freiheit. Sie müssen besonders gut behandelt werden, wenn man sie nicht durch die Flucht verlieren oder sich einer Empörung aussetzen will. Die Minas zeichnen sich durch drei halbkreisförmige Einschnitte aus, die sich vom Mundwinkel nach dem Ohre ziehen. Die Gabanis sind wilder und ungelehriger als alle vorhergehende; unter ihnen ist die Sterblichkeit am größten, weil sie sich am schwersten an die Arbeit und an die Sklaverei gewöhnen. Sie sind übrigens groß, wohlgebaut; ihre Haut ist glänzend schwarz, ihre Gesichtszüge sind wenig afrikanisch. Die Monjolos werden am wenigsten geschätzt; sie sind meistens klein, schwach und häßlich, faul und muthlos; ihre Farbe geht ins braunliche, auch werden sie am schlechtesten bezahlt.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Porträte und Trachten.

MULATTEN.

Es könnte vielleicht auffallen, das wir in diesem Hefte, welches eine Darstellung der verschiedenen Trachten enthalten soll, die bei den freien Bewohnern einiger Provinzen Brasiliens gebräuchlich sind, die Mulatten oben an stellen; allein unsere Rechtfertigung liegt darin, das in der That der grösste Theil der untern Volksklassen, also diejenigen welche eigentlich National-Tracht tragen, aus farbigen Leuten besteht, wenn sie auch von Rechtswegen zu den Weissen gerechnet werden. Es sey uns erlaubt hier einige Worte über diesen wichtigen Theil der Bevölkerung Brasiliens zu sagen.

Ohne auf die geringern Nüancen und Unterabtheilungen einzugehen, welche in Brasilien von gar keiner praktischen Wichtigkeit sind und gar nicht beachtet werden, genügt es die drei Hauptverschiedenheiten unter der farbigen Bevölkerung zu unterscheiden, nämlich die *Mulatos* oder Abkömmlinge von Weissen und Negern (wobei es keinen Unterschied macht ob der Vater oder die Mutter weiss war), die *Mestizos*, *Metis* oder *Mamalucos*, oder Kinder von Weissen und Indiern, endlich die *Cabras* und *Caboclos*, oder Kinder von Negern und Indiern. Diese beiden letztern sind jedoch nur in sehr geringer Zahl vorhanden, und die Verbindungen zwischen Indiern und Weissen sind jetzt sehr selten; häufiger waren sie in den ersten Zeiten der europäischen Ansiedelung, als der Mangel an Weibern den kriegerischen Abentheurern, die sich zuerst unter den Indiern niederliessen, keine andere Wahl liess und vielleicht auch die eingebornen Weiber in einem weniger verwilderten Zustande auch ein weniger zurückstossendes Aeussere darboten.

Ohne Verhältniss zahlreicher ist die Klasse der Mulatten, und es möchte, besonders unter der Masse des Volks, schwer seyn viele Individuen zu finden, von

denen man mit Gewifsheit aus ihrem äussern Ansehen schliessen könnte, dafs sie von ihren Vorfahren kein afrikanisches Blut ererbt haben. So sonderbar es daher auch scheinen mag, so ist die Entscheidung über die Farbe eines Menschen in Brasilien nicht sowohl eine Sache des Augenscheins oder der Physiologie, als der Gesetzgebung und Polizei, und jeder der nicht wirklich entschieden schwarz ist und die Zeichen der afrikanischen Race nicht unverkennbar und unvermischt an sich trägt, kann unter Umständen als weifs angesehen werden.

Die Gesetze welche die Mulatten von allen geistlichen und weltlichen Würden ausschlossen, sind in Brasilien längst ausser Wirksamkeit getreten. In allen Zweigen der Verwaltung, in der Kirche, im Heere findet man Farbige, die zum Theil sehr guten Familien angehören.

Sobald ein Mulatte durch Geburt, Verbindungen, Reichthum oder persönliches Talent Anspruch auf eine Anstellung machen kann, so ist seine Farbe und die Mischung seines Blutes selten oder nie ein Hindernifs. Seine Farbe mag noch so dunkel seyn, er wird in seinen Papieren und in Geschäftsverhältnissen als weifs eingeführt, und als solchem stehen ihm alle Stellen offen. Es wäre leicht zahlreiche Beispiele von Männern anzuführen, welche die angesehensten Stellen in Brasilien bekleiden und zu den geachtetsten, talentvollsten Beamten gehören, obgleich ihr ganzes Aeusseres die Beimischung indischen und afrikanischen Blutes verräth. In Brasilien selbst machen solche Fälle gar kein Aufsehen, und wenn davon gesprochen wird, so geschieht es meistens auf Anregung eines Fremden, und nie in einem tadelnden oder spottenden Sinne. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Antwort eines Mulatten, der auf die Frage: ob ein gewisser *Capitao-mor* (eine Distrikts-Behörde) nicht auch ein Mulatte sey, erwiederte: *era, porem ja nao he* (er war es, aber jetzt ist er es nicht mehr), und als der Fremde eine Erklärung dieser sonderbaren Verwandlung verlangte, hinzusetzte: *pois Senhor, Capitao-mor pode ser mulato?* (ei, Herr, kann denn ein *Capitao-mor* ein Mulatte seyn?)¹

Es giebt in Brasilien eigene Milizen-Regimenter, die nur aus Mulatten bestehen, und worin kein Weifser aufgenommen wird; dagegen sollte eigentlich in den Linien-Regimentern kein Mulatte aufgenommen werden: allein aus den oben angeführten Gründen findet man deren dennoch sehr viele, auch unter den Offizieren, und dies um so häufiger, da gerade unter den länger in Brasilien angesiedelten rei-

¹ KOSTER, *Travels*, etc.

chen und angesehenen Familien sich viel afrikanisches Blut eingeschlichen hat, ohne dafs dieses ihrem Adel, ihrem Ansehen und ihren Ansprüchen auf Offiziersstellen den geringsten Eintrag thäte. Es herrschte, als Brasilien noch unter portugiesischer Herrschaft stand, in dieser Hinsicht eine unverkennbare Eifersucht zwischen den angesehenen Altbrasilianern und den Portugiesen oder neuen Ankömmlingen, die oft auf die grössere Reinheit ihres europäischen Blutes und die Weisse ihrer Farbe Ansprüche gründeten, welche der Stolz der Brasilianer mit Recht zurückwies.

Heirathen zwischen weissen Männern und farbigen Frauen sind bei den untern und mittlern Ständen sehr häufig und erregen durchaus kein Aufsehen. Auch unter den höhern Ständen fallen solche Heirathen zuweilen vor. Sie erregen nur dann Aufsehen, wenn die Frau weifs ist, einer sehr reichen und sehr angesehenen Familie angehört, und wenn die Farbe des Mannes auffallend dunkel ist. Doch werden diese Verbindungen nicht sowohl tadelnd, sondern eben nur als etwas Auffallendes erwähnt.

Es läfst sich nicht läugnen, dafs in dieser Hinsicht das Publikum in Brasilien sehr viel toleranter ist, als man es gewöhnlich in Fällen von sogenannten Mesalliancen unter denselben Ständen in Europa findet. Bei alle dem aber ist es sehr natürlich, dafs in der Regel ein Weisser aus einer angesehenen Familie sich lieber mit einer anerkannt weissen Frau verbindet, da die weisse Frau und das europäische Blut dennoch immer den Vorrang hat, und eine Art von Aristokratie bildet, jedoch nur so, dafs unter sonst gleichen Umständen die dunklere Farbe und das afrikanische Blut nachstehen mufs, und der vornehme Weisse würde sich eben so schwer entschliessen, eine Weisse aus niedrigem Stande zur Frau zu nehmen, als eine Farbige.

Die Mulattinnen zeichnen sich übrigens unstreitig durch Liebenswürdigkeit, durch geistige und körperliche Vorzüge sehr aus, und die Mifsverhältnisse, welche aus den Leidenschaften, die sie erregen, und aus den Hindernissen ihrer Abkunft entstehen, führen häufig zu Verbindungen von ganz eigener Art. Wenn ein angesehener Mann Neigung zu einer Mulattin fühlt, die Familienrücksichten ihn zu heirathen verhindern, so geschieht es oft, dafs er sie zu sich nimmt, und dafs sie jahrelang in seinem Hause als Hausfrau lebt und sogar von verheiratheten, geachteten Damen Besuche empfängt und sie erwiedert. Oft heirathen sie sich dann erst nach vielen Jahren, und nachdem sie mehrere Kinder gehabt haben. Wenn dringende Gründe den Mann zwingen eine andere Frau zu heirathen,

giebt er ihr eine Mitgift, und sie findet leicht einen Mann in ihrer eigenen Farbe und Stand, indem sie als eine Wittwe, und keineswegs als ein Weib von schlechten Sitten angesehen wird. Was man auch nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Moral und nach europäischen Ansichten von Verbindungen dieser Art urtheilen mag, die öffentliche Meinung in Brasilien gestattet sie ohne Tadel, und die Erfahrung hat gelehrt, dafs sie meistens das Glück beider Theile herbeiführen, ohne andere und äussere Rücksichten zu verletzen, indem Mulattinnen unter solchen Verhältnissen sich meistens durch Treue und Sorgfalt gegen ihren Freund auszeichnen, und darin oft Verbindungen, welche das Gesetz und die Kirche heiligte, beschämen.

Verbindungen zwischen Weissen und Mulattinnen entstehen auch häufig dadurch, dafs wohlhabende farbige Aeltern sehr gerne ihre Töchter an Weisse verheirathen, wobei sie sehr leicht über die äussere Lage derselben wegsehen, so dafs z. B. junge Leute aus Europa, wenn sie ein angenehmes Aeusseres und nur einige Kenntnisse vom Handel, u. s. w., besitzen, leicht vortheilhafte Heirathen mit farbigen Weibern machen. In allen diesen Verhältnissen ist ein beständiges Streben der dunkeln Farben, ihre Nachkommenschaft der weissen Farbe zu nähern, der Schlüssel zu manchen Erscheinungen und Vorfällen, die dem Europäer auffallend scheinen können.

Wenn wir, nach dem was wir über die Mulatten in Brasilien bemerkt haben, nun zu den Trachten, dem Charakter und den Sitten der Brasilianer in den verschiedenen Provinzen übergehen, so brauchen wir nicht zu wiederholen, dafs wir unter Brasilianern ein für alle Mal nicht nur die in Brasilien gebornen Weissen verstehen, sondern auch solche, die aus einer oder der andern Ursache als Weisse angesehen werden, zu welchen letztern, unter den niedern Ständen, die meisten Mulatten gehören.

Es möchte schwer seyn, von dem brasilianischen National-Charakter eine allgemein passende Charakteristik zu geben, um so mehr, da die Brasilianer kaum erst angefangen haben, eine Nation zu seyn. Im Allgemeinen theilen sie freilich die Grundzüge des portugiesischen National-Charakters, und zwar unter anderm auch darin, dafs in den höhern Ständen, und besonders in den Seestädten, sich jede Eigenthümlichkeit verwischt, und einer nicht sehr vortheilhaften Nachahmung englischer Sitten Platz gemacht hat, welche unglücklicherweise besonders dazu geeignet sind, Schwäche und Gehaltlosigkeit hinter vielerlei äussern Bedürfnissen und Förmlichkeiten zu verbergen; welche einen gewissen Grad von Bildung vor-

aussetzen, ohne ihn zu geben, und demnach die Aeusserungen und die Entwicklung der natürlichen Anlagen, woran diese Südländer so reich sind, sehr beschränkt, indem sie dieselben grosstheils aus dem Ton der guten Gesellschaft verbannen.

Wenn in dieser Hinsicht Lisboa und Rio de Janeiro sich wenig unterscheiden, so ist dagegen nicht zu läugnen, dafs die untern Volksklassen, welche eigentlich, insoferne sie allein nationale Eigenthümlichkeiten ungescheut entwickeln, allein das Volk genannt werden können, in Rio de Janeiro und der Umgegend sich sehr durch rüstigen, frohen Lebensmuth vor denselben Klassen in Portugal, oder wenigstens in der Hauptstadt des Mutterlandes auszeichnen. In Rio de Janeiro erscheint alles aufgeregter, äussert sich lärmender, bunter und freier. Musik, Tanz und Feuerwerke geben jedem Abende, in dem von den untern Volksklassen bewohnten Theil der Stadt, ein festliches Leben, und in den Worten, die die Mandoline begleiten, so wie in dem lärmenden Gespräch der Gruppen, zeigt sich, wenn auch nicht viel Kraft und Zartgefühl, doch viel treffender Witz und gesunder Verstand. Das Volk in den übrigen Seestädten, z. B. Bahia und Pernambuco, hat zwar viele Aehnlichkeit mit dem von Rio de Janeiro, doch sind besonders die Pernambucaner weniger leichtsinnig, als die Einwohner von Rio, und sie sind eher geneigt irgend einen Gegenstand mit tiefer, ernster Leidenschaft zu ergreifen, und erscheinen daher auch oft gewaltiger und roher.

Sehr verschieden von den Bewohnern der nördlichen Provinzen und der Küste, sind in mancher Hinsicht die Einwohner der Provinzen des Innern und des Südens, besonders die Paulisten und Mineiros, unter welchen aber wiederum mancherlei Lokal-Verschiedenheiten der Beschäftigung und Lebensart, Verschiedenheiten des Provinzial-Charakters hervorgebracht haben. Die Provinz San Paulo hat keinen so lebendigen Verkehr nach Aussen als Rio de Janeiro. Die Provinz ist weniger bevölkert als die Küstenprovinzen, und auch in Santos, der Hauptstadt derselben, ist die Volksmasse lange nicht so gros, der Verkehr nicht so lebendig, als in Rio de Janeiro. Schon das hat die Folge, dafs der eigentliche Pöbel einen geringern Theil der Bevölkerung ausmacht, dafs auch bei den untern Ständen mehr Ernst, mehr individuelle Würde sich findet. Offenheit, die oft in Derbheit übergeht, viel Ehrgefühl und eine grosse Reizbarkeit, die nicht selten mit Mißtrauen und Rachsucht verbunden ist, Kühnheit, körperliche Kraft und Gewandtheit, ein rastloser Unternehmungsg Geist, zeichnen den Paulisten schon seit den frühesten Zeiten der Colonie aus.

Die Geschichte von San Paulo ist in mancher Hinsicht der merkwürdigste Theil der Geschichte von Brasilien. Die Freiheitsliebe der Paulisten brachte häufige Streitigkeiten, unter ihnen selbst sowohl, als gegen die von dem Mutterlande angeordnete Regierung Brasiliens hervor, und in San Paulo entwickelten sich die bürgerlichen Verhältnisse auf eine so eigenthümliche Art, dafs sie im sechzehnten Jahrhundert, eine Zeit lang, eine ganz republikanische Form annahmen. Diese Unruhen und Widersetzlichkeit hat jedoch den Paulisten einen ziemlich schlechten Ruf unter den portugiesischen Geschichtschreibern verschafft, den sie auch in anderer Hinsicht durch die Grausamkeit, womit sie die Indier verfolgten und ausrotteten, und die wohlthätigen Bemühungen der Jesuiten vereitelten, wohl verdient hatten.

Kühne Unternehmungen gegen die Indianer oder gegen andere Feinde, z. B. die Nachbarcolonie Faubaté, oder gegen die Spanier in Paraguay, mährchenhafte Züge einzelner kleiner Schaaren unter der Leitung kühner Häuptlinge, durch die unbekanntem Wildnisse des Innern, um Gold und Edelsteine zu finden, geben der frühern Geschichte von San Paulo ein großes Interesse und rechtfertigen den Stolz der gegenwärtigen Paulisten auf ihre Abkunft, während sie manche Züge ihres Charakters erklären.

Der Unternehmungsgeist der Paulisten hat sich zwar jetzt einen friedlichern Wirkungskreis gesucht, und der Durst nach dem Golde und den Diamanten der fernen Gebirge von Minas, Goyaz und Cujabá hat dem sicherern Anbau eines fruchtbaren Bodens unter dem mildesten Clima der Erde, oder den Beschäftigungen der Viehzucht Platz gemacht. Dennoch aber findet man noch jetzt fast in allen übrigen Theilen Brasiliens Paulisten, die als Pflanzer oder auf andere Art ihr Glück versuchen. Die Paulisten gelten auch noch jetzt für die besten Soldaten in Brasilien, und die Milizenregimenter von San Paulo haben in dem letzten Kriege von Buenos-Ayres diesen Ruf bewährt. Manches in dem Charakter und in den Sitten der Paulisten läfst sich aus der Vermischung mit spanischem Blute erklären, die zu verschiedenen Malen durch Einwanderungen aus den benachbarten spanischen Colonien Statt fand, was auch die große Menge von spanischen Namen bezeugen, welche man in der Provinz findet. Daher deutet die größere Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse, der Mangel an Luxus, auch bei den höhern Ständen; besonders an elegantem Haus- und Küchengeräth, endlich die unbefangene Herzlichkeit des gesellschaftlichen Tones, wo Musik, Tanz und Gespräch den Platz der Spielkarten vertritt, welche in den meisten andern brasi-

lianischen Städten den ersten Platz in der Gesellschaft einnehmen, welche hierin der portugiesischen und englischen Sitte folgt, während die Paulisten die spanischen *Tertullas* beibehalten haben.

Die Verschiedenheiten des Charakters der Bewohner von *Minas geraes*, der sogenannten *Mineiros*, von demjenigen der Paulisten, könnte auffallen, insofern die erstere Provinz früher großentheils von San Paulo aus bevölkert worden ist, doch lassen sie sich aus dem später hinzugekommenen Gemisch von Abentheurern aus allen Gegenden erklären. Der ungeheure Goldreichthum von *Minas geraes*, die Leichtigkeit des Gewinns dieses Metalles, besonders in frühern Zeiten, hatte zwei Folgen, welche eben nicht sehr vortheilhaft auf den Charakter der *Mineiros* wirken konnten — Müßiggang und Verschwendung mit Ausschweifung aller Art und ihren Folgen. Hierzu kamen noch mehrere sehr verderbliche Umstände, das Zuströmen von schlechtem Gesindel aus allen Theilen von Brasilien, die Verbote der Ausfuhr von Gold und Diamanten aus der Provinz, etc., wodurch viele Betrügereien, Verbrechen und Gewaltthätigkeiten hervorgebracht wurden. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn das Volk in *Minas geraes* eben keinen guten Ruf hat. Der Verfall der Goldwäschereien, der einen großen Theil der Bevölkerung gezwungen hat, sich auf Viehzucht und Ackerbau zu legen, wird eine günstige Veränderung in dem Charakter des gemeinen Volkes hervorbringen.

Die Trachten haben in allen Provinzen Brasiliens noch einige Aehnlichkeit mit denen des Landvolkes im Mutterlande und in Spanien behalten. Jedoch zeigt sich in den Küstenprovinzen, und vorzüglich in Rio de Janeiro, der Einfluß der Moden aus Frankreich und England, da Brasilien noch keine eigene Fabriken hat, und deren Errichtung unter dem portugiesischen Gouvernement verboten war.

In Rio de Janeiro tragen die Männer kurze Westen aus Tuch und Zeug, lange Beinkleider mit bunten seidenen Leibbinden, und den aus Chily eingeführten kegelförmigen Strohhut mit breitem Rande; die *Capa* (den Mantel) nach spanischer Sitte. Die Kleidung der Frauen in der Hauptstadt ist dem Wechsel der europäischen Mode unterworfen, doch ändern sie nicht gerne weder Stoff noch Farbe des Kleides, das meist aus schwarz Atlas gewählt wird. Schwarz ist auch der Schleier, ohne welchen kein Frauenzimmer auszugehen pflegt. Frische Blumen im Haare und am Gürtel, häufig auch ein farbiges leichtes Tuch (*pannuelo*) oder eine bunte Guirlande, um das Kleid, mindern den düstern Eindruck der Farbe. Die

ältern Duennen gehen immer mit dem Kopftuche und in die *Mantilla* gekleidet (zu der meist helle Farben gewählt werden). Von dieser Tracht unterscheiden sich die Costume in den andern Provinzen längs der Küste nur wenig. Die grössere Entfernung von Seeplätzen erzeugt grössere Einfachheit der Tracht. Die *Mantilla* ist allgemeiner angenommen; ein runder Filzhut mit Federn verdrängt den Schleier sowohl in St. Paul als in Minas, und da auch das mildere Clima schon wärmere Bekleidung bedingt, so sieht man die Frauen auch im Hause einen Ueberrock aus leichtem Tuche tragen, oft aber ersetzt dieses Ueberkleid das einfache Tuch, welches auch Negerinnen führen, und das Shawlartig umgeschlagen wird.

Am meisten ausgezeichnet sind die Männertrachten in Minas und Goyas, besonders der Klasse, welche die Maulthiere als *tropeiros* geleitet. Ein grosser grauer Filzhut mit breiter Krempe bedeckt den Kopf; Jacke und Beinkleider aus braunem Zeuge, Stiefeln aus weichem Leder, die bis über den halben Schenkel reichen, aber auch hinuntergebogen werden können, bilden den Anzug, zu dem vorzüglich auch ein grosser Mantel gehört, der aber nicht umgeschlagen wird, sondern eine Oeffnung für den Kopf läst. Das malerische dieses Anzugs hebt noch die oft seltsame Bewaffnung mit Stofsdegen, langer Flinte, und das altmodische, an Ritterzeiten erinnernde Sattelzeug, die schweren Bügel und das mit bunten Bändern in Mähnen geschmückte Pferd.

Die von Kopf bis zu Füßen in Häute gekleideten *Campagnoles*, Hüter der Heerden, die in den weiten *Campos* von Goyas und Minas zerstreut sind, scheinen ebenfalls zu einer Darstellung geeignet. Wir gesellen ihr einen in das Drathemde gekleideten Jäger der Wälder von *Mattogrosso* zu, und schliessen dieses Heft und Abtheilung mit dem Bilde einer Fischerfamilie domicilirter Indier, die wir als kühne Führer der *Jangadas* längs der Küste von Bahia nach Pernambuco kennen lernten.



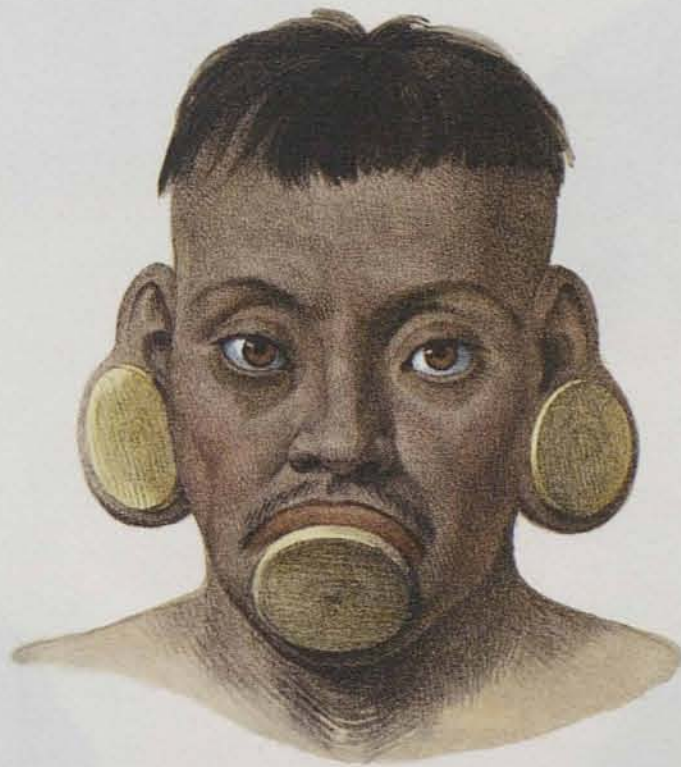
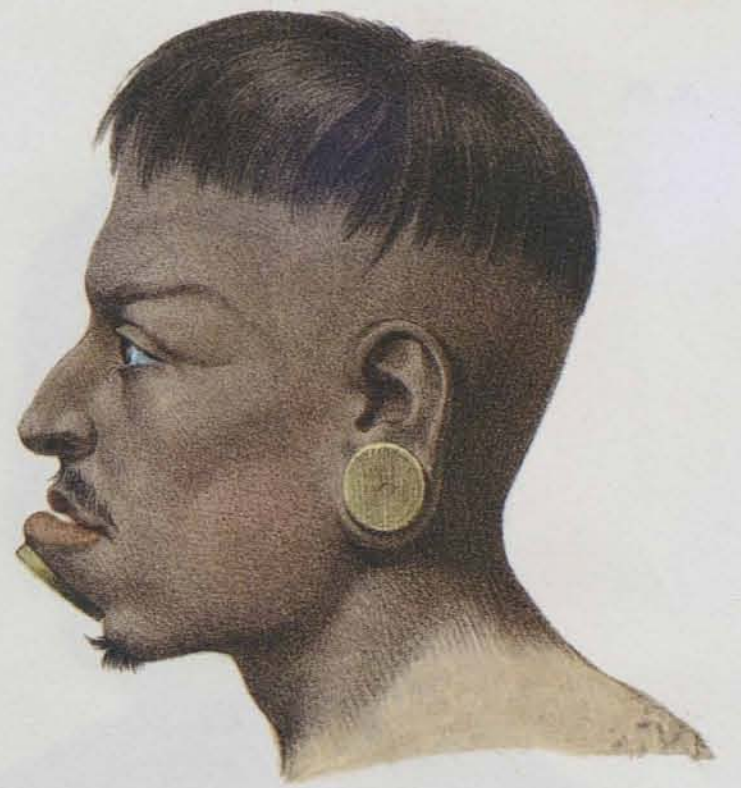
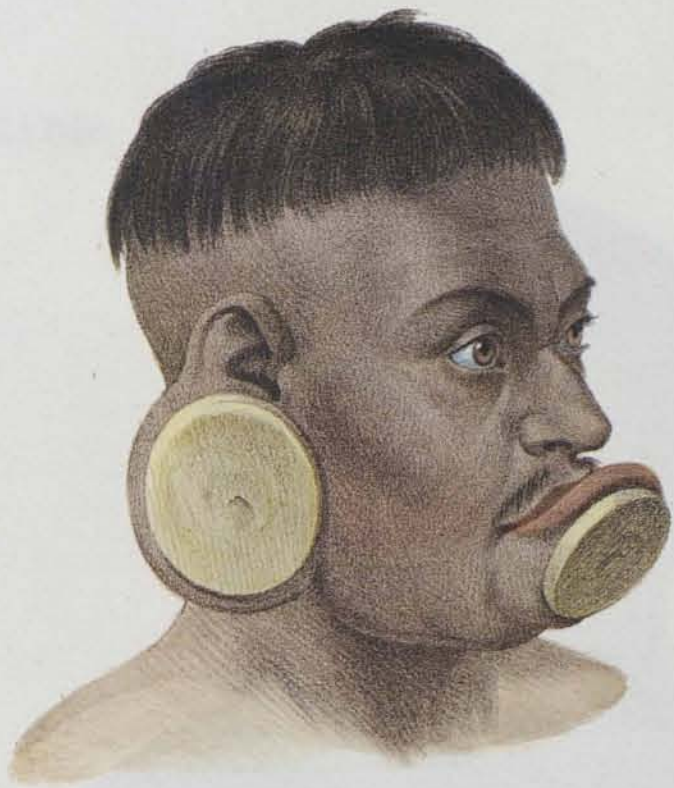
Dess. d'après nature par H. Gaudet.

Lith. de Knappmann, rue Louis-le-Grand N^o 27, à Paris.

Lithé par F. Adam.

FAMILLE INDIENNE.

Botocudos.



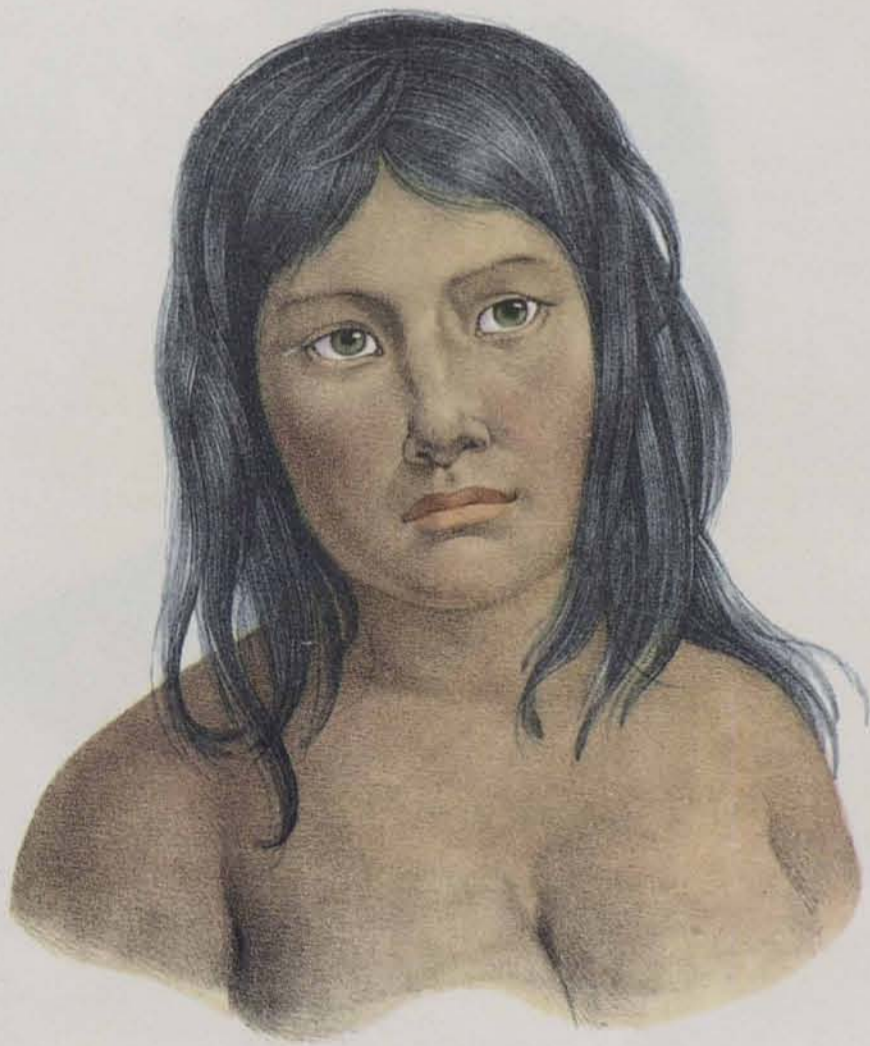
Dess. d'après nat. par Rugendas.

Lithé. par Vigneron.

BOTOCUDOS.



MACHACARI.



Dess: d'après nat: par Rugendas.

Lith: par Maurin.

CAMACAN.

2^e Div:

Pl. 4.



Dess. d'ap. nat. par Rugendas.

Lithé par Maurin.

PURI.

Lith. de Engelmann, rue Louis-le-Grand N^o 27 à Paris.



COROATOS.



Dess. d'après nat. par Rugendas

Lith. par M. Moreau.

COROPOS.



Dess. d'après nat. par Bergendae.

Lith. de Engelmann, rue du Faub. Montmartre, N. 6.

Lith. par Levringer.

NÈGRE & NÈGRESSE DANS UNE PLANTATION.



Dess. d'ap. nat. par. Rugendas.

Lith. de Engelmann rue du Faub. Montmartre N^o 6.

Lith. par Maura.

NÈGRESSES DE RIO-JANEIRO.



Dess. d'ap. nat. par Rugendas.

Lith. de Engelmann rue du Faub. Montmartre N^o 6.

Lith. par Maurin.

NÈGRE & NÈGRESSE DE BAHIA.



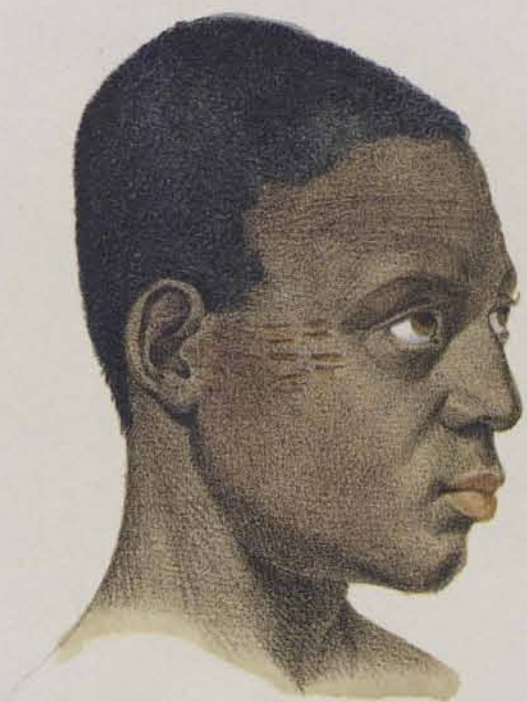
BENGUELA.



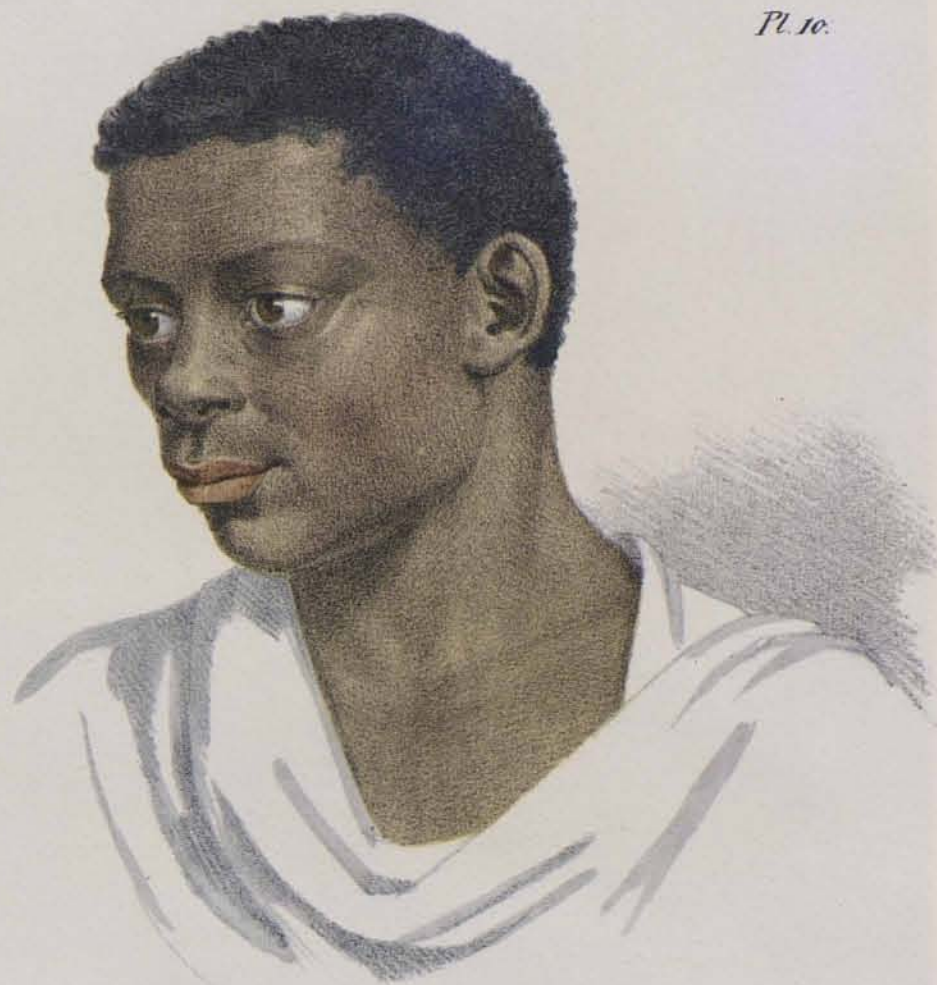
CONGO.

Dess. d'ap. nat. par. Rugendas.

Lith. par. Vigneron.



CABINDA.



QUILOA.



REBOLLA.



MINA.

après son mariage

après son mariage



Dess. d'après nat. par Bigondas.

Lith. de Engelmann, rue du St. Montmartre N^o 6.

Lith. par Zwinger.

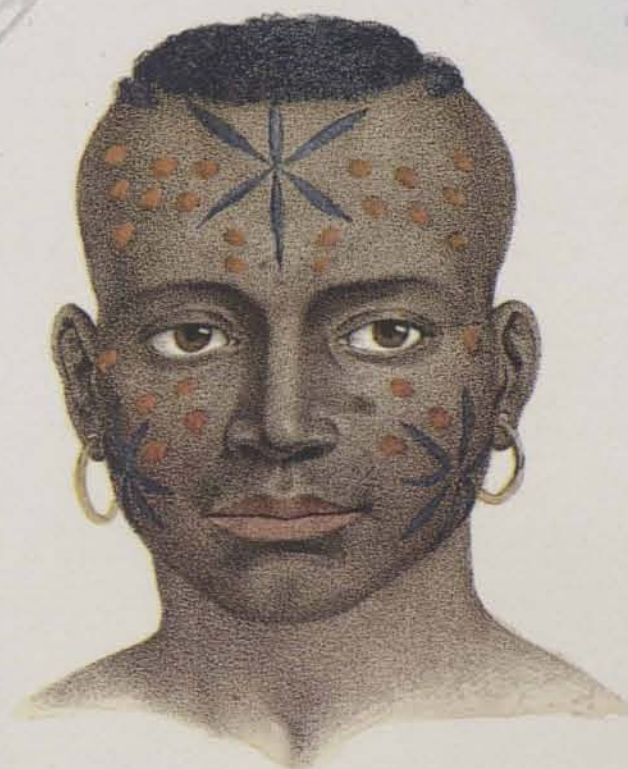


Des. et op. nat. par Rugendas.

Lith. de Engelmann.

Lithog. par Muzart.

NEGROS NOVOS.



Desse d'ap. nat. par Rugendas.

Lithog. par Maurin.

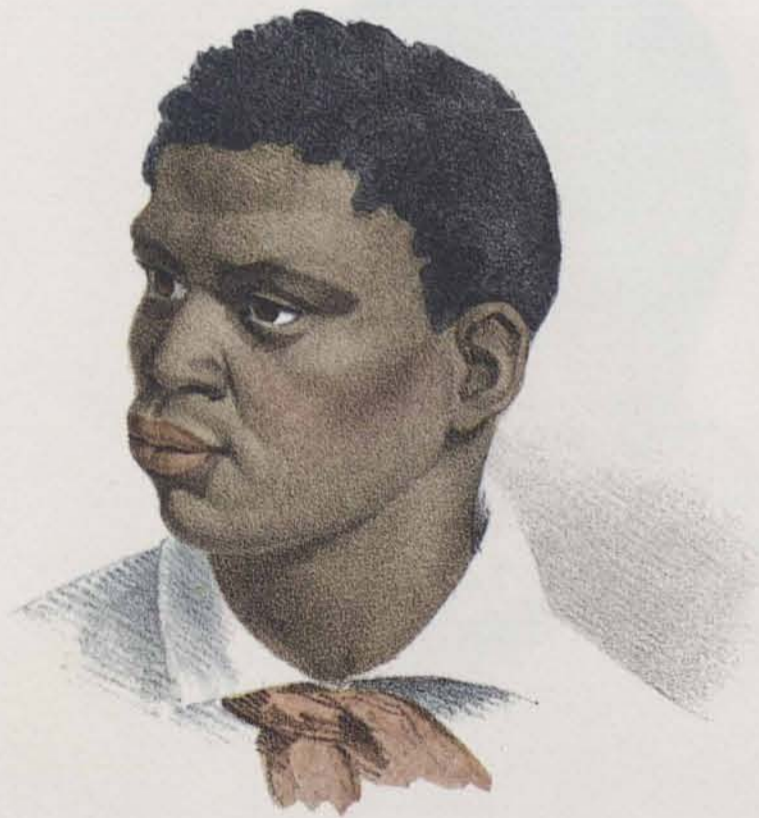
MOZAMBIQUE.



BENGUELA.



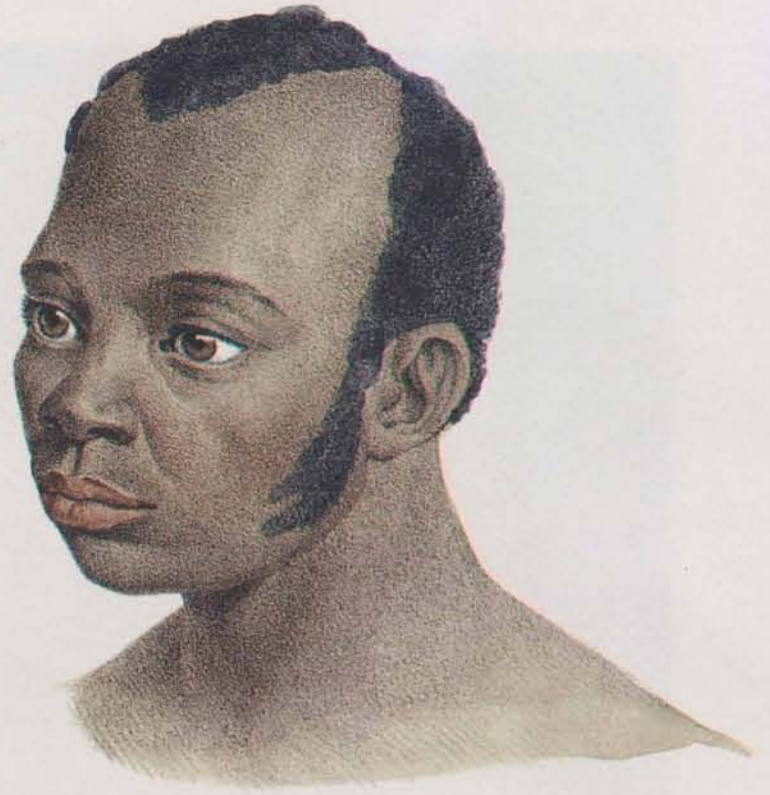
ANGOLA.



CONGO.



MONJOLO.



Dessé d'ap nat par Rugendas.

Lithog: par Vigneron.

CRÉOLES.



Dessiné d'après nature par Rugendas.

Lithé de Engelmann.

Lithé par Maurin.

COSTUMES DE RIO JANEIRO.



Dessiné d'après nature par Rogendas.

Lith. de Engelmann.

Lith. par Zwinger.

COSTUMES DE SAN PAULO.



Designé d'après nature par Agostini.

Leith et Agostini.

Leith par Agostini.

HABITANS DE MINAS.

2^e Div:

Pl. 49.



Dessiné d'après nature par Agostini

Lith. de Engelmann.

Leborne del.

HABITANS DE GOYAZ.



Dessiné d'après nature par Rugendas

Lith. de Engelmann.

Lith. par Zwinger.

COSTUMES DE BAHIA.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Sitten und Gebräuche der Indier.

NACHDEM wir in dem ersten Hefte der zweiten Abtheilung eine allgemeine Uebersicht von der Geschichte der brasilianischen Wildenstämme und von den Veränderungen gegeben haben, welche durch die Gemeinschaft mit den Europäern in ihrer Lage hervorgebracht worden sind, gehen wir nun zu einer ausführlichen Darstellung ihres gegenwärtigen Zustandes über. Dieser bietet freilich keine erfreuliche und sogar nur wenige interessante Seiten dar; denn nachdem bei dem Reisenden die erste Neugierde gestillt ist, muß er sich bald gestehen, daß der sogenannte Naturzustand des Menschen weder dem Auge noch dem Geiste erfreulich ist. Dieser Eindruck ist um so schmerzlicher, wenn man bedenkt, daß wahrscheinlich ohne die Dazwischenkunft der Europäer diese Ureinwohner auf einem ihren Anlagen und Bedürfnissen angemessenern Wege schon bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht haben würden. Was auch in Zukunft eine weisere Politik von Seiten der Regierung für Resultate hervorbringen kann, so ist kein Zweifel, daß bis jetzt die Berührung der Indier mit den Europäern, sowohl in geistiger als physischer Hinsicht, den erstern nur zum Nachtheil gereicht hat. Manche Züge in den Berichten älterer Reisenden über den Anfang von Civilisation und Humanität, wenn wir uns so ausdrücken können, den sie bei den damaligen Indiern fanden, berechtigen uns zu glauben, daß die dumpfe Fühllosigkeit, welche ein Hauptzug in dem Charakter der gegenwärtigen Ureinwohner Brasiliens ist, wenigstens nicht in dem Grade ihren Vorfahren eigen war. Diese Fühllosigkeit, diese Unzugänglichkeit für jeden Eindruck, der nicht unmittelbar aus der Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses hervorgeht, ist so groß, daß auch der unbefangenste, menschenfreundlichste Beobachter oft in Versuchung kommt an der Möglichkeit zu verzweifeln,

diese Geschöpfe aus der dumpfen, thierischen Erniedrigung, in der sie ihr Daseyn hinschleppen, zu erheben.

Es wäre übrigens unbillig, wenn man die Indier lasterhaft nennen wollte : sie haben durchaus keine Idee von moralischen Rechten und Pflichten; ihre Lebensart, ihr ganzer Zustand ist bis auf einige Bequemlichkeiten, einige durch ihre natürliche Hülflosigkeit hervorgebrachte Kunstfertigkeiten, wenig verschieden von denjenigen der wilden Thiere, mit denen sie die Herrschaft der Urwälder theilen. Und es wäre eben so unrichtig, der Unze ihre Blutgier und Hinterlist, oder dem Krokodil seine Tücke, der Schlange ihr Gift vorzuwerfen, als dem Indier seinen finstern, wilden Charakter. Der Zweck seiner Existenz ist die Befriedigung der rohesten thierischen Bedürfnisse; um diese zu erreichen, strengt er seine geistigen und körperlichen Kräfte an : aber alles was darüber hinaus geht ist ihm fremd.

Gehässige Leidenschaften, Zorn, Rachsucht, Eifersucht, sind eigentlich die einzigen, welche in seiner Lage der Umgang mit Menschen und seines Gleichen sowohl als mit dem Europäer bis jetzt erregen konnten. Seinen Stammgenossen, seinen nächsten Umgebungen verdankt er wenig oder nichts; sondern verläßt sich für die Erwerbung seiner täglichen Nahrung auf sich selbst, für ihre Zubereitung und andere Bequemlichkeiten auf seine Weiber, die er als sein Eigenthum, als eine Art von Hausthieren ansieht. Die Indier von andern Stämmen und die Portugiesen sieht er als seine angeborenen Feinde an, und hat mit ihnen selten andere Berührungen, als gegenseitige Gewaltthätigkeiten und Rache gehabt. Wie wäre es bei einem solchen Zustande möglich, daß sich andere als feindselige Gefühle in seiner Brust bildeten, und wie wäre es denkbar, daß ein solcher Zustand nicht auch auf seine physische Bildung einwirken sollte? Zur Zeit der Entdeckung mußten die ersten Keime der Civilisation, das Zusammenleben in größeren Vereinen, die gemeinsame Vertheidigung der Dörfer, schon mehr als menschliche Gefühle, Bedürfnisse und Ansprüche entwickelt haben; und die Berichte älterer Reisenden geben auch von der äußern Bildung jener Wilden ein günstigeres Bild, was uns glauben läßt, daß die Rückschritte, welche ihre Nachkommen in der Civilisation gemacht haben, auch ihre physische Bildung dem Thierischen genähert haben. Das bessere Aussehen der Botocudos in Vergleich mit andern Stämmen, besonders denen der Tupis, läßt sich vielleicht daraus erklären, daß sie, obgleich nicht weniger wild, doch weniger unterdrückt und gemißhandelt worden sind als die Tupis; daß sie nicht in die Wildheit zurückgestoßen worden sind wie diese. Wirklich findet man in den älteren Berichten keinen hinreichenden Beweis für die angenommene ursprüng-

liche Verschiedenheit in der Bildung der Tapuyas und der Tupis, und diese kann mit größerer Wahrscheinlichkeit als eine Folge der Schicksale beider Völkerstämme angesehen werden.

Man hat eine Art von Bürgschaft für die Humanität der brasilianischen Indier in der tröstenden Gewissheit gesucht, daß sie ein höheres Wesen verehren; und obgleich einige Reisende dies läugnen, so scheint doch wenigstens das Gegentheil schwer zu erweisen. Die Kenntniß, welche die meisten Reisenden von den Sprachen der wilden Indierstämme haben, ist jedoch gering, und die Armuth dieser Sprachen, so wie der Widerwille gegen jede Mittheilung meistens so groß, daß, so seltsam es scheint, es kaum möglich ist diese Frage genügend zu entscheiden; und wer sich nur einigermaßen ein Bild von dem Ideenverkehr macht, der möglicherweise mit diesen Menschen Statt finden kann, der wird es begreiflich finden, daß auch die bestimmteste Verneinung oder Bejahung der Reisenden in dieser Hinsicht wenig beweiset. Wie häufig mag dem Wilden die Antwort auf seine Frage in den Mund gelegt, oder in dem Sinne gedeutet werden der dem Wunsch oder der Ansicht des Fragenden am meisten entspricht? und so kann es leicht geschehen, daß eine Reihe mühsam verstandener Fragen, Antworten und Zeichen dem Reisenden die Bestätigung seiner Ansicht giebt, während vielleicht ein Versuch mit dem nächsten gar kein oder ein entgegengesetztes Resultat zur Folge hat. Man hat den Glauben der Indier an ein höheres Wesen durch das Wort *Tupà* oder *Tupan* erweisen wollen, was in der Sprache fast aller Stämme vorkommt und das höhere Wesen bezeichnen soll: dies ist aber noch keineswegs so allgemein erwiesen, und es ist z. B. gewiß, daß die Coroados mit demselben Wort das Zuckerrohr, und andere Völker den Pisang bezeichnen. Dagegen läßt sich nicht läugnen, daß viele Stämme, besonders unter den Tupis, mit dem Worte Tupa den Begriff eines höhern Wesens oder wenigstens einer Macht verbinden; und man könnte glauben, daß ihnen sowohl als den Guaranis dieser Begriff und ein aus ihren Sprachen entlehntes, bezeichnendes Wort, von den Jesuiten mitgetheilt, und daß das Wort mit oder ohne den Begriff auch von andern Stämmen aufgefaßt worden ist. In jedem Falle ist es auffallend, daß auch in solchen Sprachen, die durchaus nicht die geringste Verwandtschaft zu haben scheinen, gerade dies Wort in seiner angeblichen Bedeutung vorkommt. Will man aber auch zugeben, daß die Indier an ein höheres Wesen glauben, so findet sich dennoch auf jeden Fall keine Spur von irgend einer Verehrung dieses Wesens. Ueberhaupt scheint es, daß dieser Glaube bei ihnen nichts ist, als der erste Versuch des Geistes und der Sprache, einen abstrakten Begriff auszudrücken

und das Körperliche vom Geistigen zu unterscheiden. Dahin gehört auch der Glaube an Gespenster und an böse Geister, der sich sehr allgemein bei den Indiern findet. Die einzige religiöse und geschichtliche Tradition welche dagegen bei ihnen existirt, ist diejenige von einer grossen Ueberschwemmung.

Es ist hier nicht der Ort diesen Gegenstand weiter auszuführen, um so mehr da man wirklich mehr Wichtigkeit darauf gelegt hat als er vielleicht verdient; denn was auch die Begriffe der Indier in dieser Hinsicht seyn mögen, so ist so viel gewifs, dafs dieselben gar keinen Einflufs auf ihre Denkart, ihre Handlungsweise, ihren Zustand haben. Dasjenige, was wir über die Lebensart und Sitten der Indier sagen werden, gilt mit geringen Modificationen von allen Stämmen der Ostküste, sowohl der Tupis als Tapuyas, und wesentliche Verschiedenheiten sind mehr das Resultat der neuern Versuche von Seiten der Portugiesen, diese Wilden zum Ackerbau zu gewöhnen und in Dörfern zu vereinen, und finden sich mehr oder weniger bei einzelnen Horden dieser Stämme, während die noch wildherumziehende Mehrzahl derselben sich wenig von einander unterscheiden.

Männer und Weiber gehen grösstentheils ganz nackt: die Männer bedecken nur das männliche Glied mit einer Scheide von gewundenen Blättern, und die Weiber tragen meistens um die Hüfte eine Binde mit einer Art geflochtener Schürze. Alles was die Indier sonst an ihrem Körper tragen, dient nicht zur Bekleidung, sondern zum Putze; und dies ist fast der einzige Gegenstand worin ihre Wünsche über die Befriedigung der rohesten Bedürfnisse hinausgehen. Sie bemalen und tatuiren sich häufig den Körper; doch darf man nicht glauben, dafs sie es in dieser letzten Kunst so weit gebracht haben, oder solche Ansprüche machen, wie die Wilden der Südsee. Nie findet man bei ihnen die verschlungenen kunstreichen Zierathen, womit z. B. die Bewohner von Nukahiva sich schmücken; sondern nur einige unregelmässige Striche, und auch diese nicht häufig. Eben so wenig haben die Verschiedenheiten dieser Art von Tatowirung irgend einen Zusammenhang mit den Stamm-Unterschieden, wie z. B. bei manchen afrikanischen Völkern. Häufiger als die Tatowirung ist das Bemalen des Leibes bei den Brasilianern. Sie bedienen sich hierbei vorzüglich einer brennend gelbrothen und einer bläulichschwarzen oder dunkel stahlblauen Farbe, welche beide einen vegetabilischen Ursprung haben, indem die erste aus der Urucu (*Bixa orellana*), die andere von der Jenipaba (*Jenipaba americana*) bereitet wird. Mit der erstern bemalen die Männer besonders das Gesicht von der Stirne bis zum Mund; doch ist auch hierüber keine bestimmte Sitte vorhanden: einige bemalen den ganzen Körper der Länge nach halb blau und halb roth, andere

den ganzen Körper in blauen Linien, die Vorderarme und Waden ausgenommen, oder sie begränzen die dunkle Farbe mit einem rothen Rande, oder bemalen blofs das Gesicht roth und einen dunkeln Strich von Ohr zu Ohr. Die Farben reiben sie gewöhnlich in einer Schildkrötenschale. Der gewöhnliche Farbstoff ist jedoch der rothe Ocker oder Lehm, der sich so häufig in Brasilien findet, und mit dem sie den ganzen Leib beschmieren, und ins Gesicht kleine Sterne, Kreuze, u. s. w., malen. Um den Hals tragen Männer und Weiber, jedoch letztere häufiger, Schnüre, woran verschiedene Arten Fruchtkerne oder schwarze glänzende Beeren, oft mit Affenzähnen oder Zähnen von Raubthieren abwechselnd, aufgereiht sind; zuweilen tragen sie ähnliche Schnüre auch um die Stirn: auch schmücken sie sich oft mit Papageien- und andern bunten Federn, welche sie entweder an einer Schnur gereiht um den Hals oder auf der Stirn tragen. Diese Arten von Putz sind jedoch keineswegs häufig; bei den Weibern, wie sich denken läfst, mehr als bei den Männern, und unter diesen noch am meisten bei den Anführern. Die Weiber schmücken sich auch bei vorkommenden Gelegenheiten mit allerlei Kleinigkeiten, die sie von den Weissen erhalten, als Rosenkränzen, Knöpfen, bunten Tüchern, und bedienen sich sogar bei ihrer Toilette kleiner Spiegel. Bei vielen Stämmen umwickeln die Weiber die Hand- und Fufsknöchel von früher Jugend an sehr eng mit Bast, wodurch sie sehr dünne und zierliche Knöchel erhalten. Auch das Ausreissen der Haare am ganzen Körper gehört zu den Putzmitteln der Brasilianer. Einige Stämme, besonders die Botocudos, scheeren rings um den Kopf die Haare weg, und lassen sie nur auf dem Scheitel stehen. Diese Sitte scheint früher noch allgemeiner gewesen zu seyn, und von ihr haben z. B. die Coroados ihren Namen von den Portugiesen erhalten, da sie doch jetzt die Haare am ganzen Kopfe sehr lange wachsen und eine lange Locke oder Zopf über die Schulter hängen lassen.

Vor allen andern Indiern zeichnen sich die Botocudos durch die Stücke Holz aus, welche sie in der Unterlippe und den Ohren tragen, und von denen sie ihre Benennung sowohl bei den Portugiesen als den andern Stämmen haben. Botocudo kömmt von *Botoque*, ein Stöpsel oder Pflock, und die Melalis nennen die Botocuden wegen ihrer herabhängenden Ohren: *Epcoseek*, Großohren. Die Zeit wenn der junge Botocude diese Zierde seines Vaters erhält, hängt von dem Willen des letztern ab. Man bohrt durch Lippen und Ohren ein Loch, das man erst durch kleine, dann durch immer gröfsere Stücke Holz offen hält und vergrößert, so dafs endlich die Unterlippe und das Ohrläppchen nur wie ein dünner häutiger Ring den Rand der Scheibe umfafst. Die Scheiben bestehen aus dem sehr leichten

Holz des Barrigudobaumes (*Bombax ventricosa*) und haben zuweilen vier Zoll und mehr im Durchmesser, bei einer Dicke von ein bis anderthalb Zoll. Sie können herausgenommen werden; dann hängt die Lippe schlaff herab und die Unterzähne werden ganz frei; auch die Ohrläppchen hängen dann wie Riemen herab, und werden oft am obern Theil des Ohres aufgehängt. Wenn diese dünnen Hautstreifen reißen, so werden sie wieder mit Cipo oder dünnem Bast zusammengebunden. Der beständige Druck des Pflöckes auf die Zähne der untern Kinnlade drängt dieselben stark rückwärts, verschiebt sie und verdirbt sie in kurzer Zeit. Bei einem Schädel in Blumenbachs Sammlung sind sogar die Alveolen völlig verschwunden. Die Weiber tragen ähnliche Pflöcke, jedoch kleinere und zierlichere, als die Männer.

Die Hütten der Indier bestehen aus den großen Blättern der Airi-Palme, die sie in einem Kreis oder Oval dergestalt in die Erde stecken, daß die schlanken Spitzen sich von selbst nach innen zu neigen, und übereinanderliegend das Dach bilden. Bleiben sie länger an einem Orte, so suchen sie durch Hinzufügen von einigen stärkeren Aesten oder Pfählen, und indem sie noch mehr Zweige und Blätter auf das Dach legen, ihren Hütten mehr Dauerhaftigkeit zu geben. In einer solchen Hütte leben meistens mehrere Familien zusammen, und die einzelnen Horden leben unter einem Anführer in einer größeren oder geringern Anzahl von Hütten, von den Portugiesen *Rancharia* genannt. Doch findet man selten mehr als zehn bis zwölf Hütten beisammen. In der Mitte der Hütte liegen einige große Steine, theils um zwischen denselben Feuer anzuzünden, theils um Cocosnüsse oder andere harte Gegenstände darauf zu zerschlagen. Das Hausgeräth dieser Wilden besteht, außer ihren Waffen und ihrem Fischergeräth, aus einigen großen Töpfen von grauem Thon am Feuer gebacken, doch finden sich diese nicht bei allen; ferner einige Kürbisse und Calabassenschalen zur Aufbewahrung des Wassers, wozu sie sich auch einer Art von Rohr bedienen, dessen Glieder sie so abschneiden, daß der Knoten den Boden bildet; da dies Rohr oft armsdick wird, so kann ein mächtig langes Stück davon viel Wasser enthalten. Die meisten Wilden schlafen in Hangmatten, welche von Bast geflochten sind, und entweder an einem starken Pfosten der Hütte, oder an zwei Bäumen aufgehängt werden. Die Botocudos bedienen sich derselben jedoch nicht, sondern bereiten sich auf der Erde ein Lager von dem weichen Baste des Pao d'Estopa.

In einigen geflochtenen Netzen oder Taschen hängen an den Wänden der Hütte die wenigen Gegenstände des Putzes und kleinern Geräthschaften, welche den

Hausrath der Indier vollenden, als Farbstoffe, Schnüre, Federn, Angelhaken. Das wichtigste Besitzthum der Indier sind jedoch ihre Waffen, welche ihnen sowohl zur Jagd als zur Vertheidigung gegen ihre Feinde dienen, und das Messer womit sie dieselben verfertigen. Dies letztere tragen sie gewöhnlich an einer Schnur um den Hals; es besteht meistens aus einer europäischen Klinge, welche sie zwischen zwei Stücken Holz fest binden; diese Art von Griff ziehen sie sogar denen vor, welche sie an den Messern finden, die sie von den Weissen erhalten. Eiserne Aexte findet man selten bei den Indiern, und meistens besitzt jede Horde nur eine in Gemeinschaft.

Die Hauptwaffe der Brasilianer ist der Bogen und Pfeil, die sich von denen der meisten andern wilden Völker durch ihre Länge auszeichnen. Die meisten südamerikanischen Wilden tragen jedoch ebenfalls sehr lange Bogen und Pfeile, und nur bei einigen, welche seit der Entdeckung sich beritten gemacht haben, findet man die Lanze und den Lazo als Hauptwaffe, und nur kurze Bogen und Pfeile. Bei den Brasilianern hat der Bogen oft eine Länge von fünf bis sechs ja sogar sieben Fufs. Er wird von den Wilden am südlichen Theil der Ostküste und in Minas-Geraes aus dem schwarzen glänzenden Holze der Airi-Palme, weiter nördlich aber aus dem Holze verfertigt, was die Portugiesen *Pao d'Arco* nennen. Es kommt von einer *Bignonia*, ist sehr fest und von weißlichgelber Farbe, die mit der Zeit ins Braune übergeht. Die Sennen der Bogen werden nie aus Thiergedärmen, sondern nur aus Bast, vorzugsweise von der *Cecropia*, geflochten. Die Pfeile werden aus verschiedenen Arten von Rohr gemacht, und haben oft eine Länge von fünf Fufs und mehr. Die Botocudos bedienen sich dazu der glatten Stengel des Uba-Rohres. Man kann dreierlei Arten von Pfeilen unterscheiden: der erstere hat eine ziemlich breite Spitze, wozu gewöhnlich das Tanguarussu-Rohr genommen wird; sie ist an den Rändern sehr hart und vorne außerordentlich spitz. Um diese Spitze noch härter zu machen, reibt man sie mit Wachs, das man dann im Feuer langsam einsaugen läßt, wodurch das Rohr ganz hornartig wird. Da die Spitze, der Form des Rohrs entsprechend, hohl ist, so bluten die Wunden von dieser Art von Pfeilen sehr stark, und sie werden deshalb besonders im Kriege und auf der Jagd gegen größere Thiere gebraucht. Die zweite Art von Pfeilen hat eine anderthalb Fufs lange dünne Spitze von hartem Holz der Airi-Palme, mit mehreren rückwärts gekehrten Einschnitten oder Widerhaken, welche die Gefahr der Wunden sehr vermehren. Die dritte Gattung von Pfeilen dient nur zur Jagd kleinerer Thiere; sie wird aus den geraden Zweigen einiger Sträucher verfertigt, wobei man vorzüg-

lich statt der Spitze einige Astknoten benutzt, welche rings um den Zweig stehen und ein quirlförmiges, stumpfes Ende bilden. Köcher führen die Brasilianer nicht, da ihre Pfeile zu lang sind und daher immer in der Hand getragen werden. Auch Lanzen und Wurfspieße sind hier nicht gebräuchlich; doch bedienen sie sich zuweilen der langen Pfeile als Wurfspieße, besonders beim Fischfang. Vergiftete Waffen sind bei diesen Völkern nicht gebräuchlich, sie finden sich aber bei den Wilden am Amazonenstrom und Guyana. Zum Fischfang bedienen sich die Indier selten der Netze; ihre Angelhaken erhalten sie von den Weissen. Größere Fische erlegen sie auch mit Pfeilen. Kähne finden sich nicht häufig bei den Indiern und nicht bei allen Stämmen. Die Botocudos kannten, als sie sich unter dem Namen der Aymores zuerst an der Küste zeigten, gar keine Kähne, weshalb ein etwas reifsender Fluß vor ihren Angriffen schützte: hieraus mag die absurde Behauptung entstanden seyn, daß sie nicht schwimmen könnten. Andere indische Völkerstämme bedienten sich zur Zeit der Entdeckung der Nachen und Flöße auch im Kriege, und scheinen oft eine Art von kleiner Flotte zusammengebracht zu haben; hievon findet sich jedoch gegenwärtig keine Spur mehr. Die Nachen oder Kanoen der Indier bestehen aus hohlen Baumstämmen und sind oft zwanzig Fuß lang. Sie bedienen sich keiner Segel, sondern nur kurzer Ruder. Von frühester Jugend fangen die Indier an sich in dem Gebrauch des Bogens und der Pfeile zu üben, und sobald sie darin eine hinlängliche Fertigkeit erlangt haben, ist ihnen ihre Nahrung gesichert, und sie bleiben sich selbst überlassen. Aus ihrer ganzen Lebensart geht schon hervor, daß sie die Schärfe aller Sinne, die Fertigkeit in allen Leibesübungen, im Laufen, Schwimmen, Klettern, die Fähigkeit, körperliche Anstrengungen, Durst und Hunger bis zu einem sehr hohen Grade zu ertragen, mit andern wilden Völkern gemein haben. Wenn sie aber im Nothfalle lange hungern können, so kennt auch ihre Gefräsigkeit keine Grenzen, und sie fressen von einem größern Thiere alles, aufser die allerhärtesten Knochen; wenn sie mit den Weissen zusammentreffen oder die Pflanzungen und Militairposten besuchen, so verlangen sie beständig zu essen, und verzehren alles was ihnen in die Hände fällt. Im Trinken kennen sie kein Maß, und Branntwein und andere geistige Getränke sind ihnen wie den meisten Wilden sehr gefährlich. Aus dem gegohrenen Saft der Maisstengel, welche gekaut und in ein Gefäß gespuckt werden, bereiten die Indier selbst ein berauschendes Getränk, das sie *Chica* nennen.

Sie verschmähen kein Fleisch von all den Thierarten, welche sich in den Urwäldern finden, doch ziehen sie das Fleisch der Affen allem andern vor. Größeren Thieren,

wie z. B. dem Tiger, der Ante, dem wilden Schwein, suchen sie schnell viele Pfeile in den Leib zu schießen, damit sie sich wo möglich verbluten. Da sie das Wild auf eine große Entfernung wittern und es sehr geschickt zu beschleichen wissen, so umringen zuweilen mehrere Indier einen Rudel *Pacas* oder Schweine, und die Art ihrer Waffen gewährt ihnen den Vortheil, mehrere davon schießen zu können, ehe die andern fortgescheucht werden. Bei dieser Art von Jagd bedienen sie sich der Hunde, welche sie von den Pflanzern erhalten oder stehlen. Sehr geschickt wissen sie die Stimmen verschiedener Vögel nachzuahmen und sie heran zu locken, so daß sie dieselben auch mit Schlingen fangen. Mehrere Arten Insekten dienen den Brasilianern ebenfalls zur Nahrung, z. B. die großen Larven der Hercules-Käfer; so wie sie auch den Bienen um des Honigs und Wachses willen nachstellen. Ausserdem enthalten die Urwälder eine so große Menge von eßbaren Früchten und Wurzeln, daß es den Wilden selten an vegetabilischer Nahrung fehlen kann, und man muß glauben, es liege nur an ihrer Trägheit wenn sie je Hunger leiden. Eine besonders angenehme Speise sind die sogenannten Palmitos oder die zarten Blätterknospen und Marke, welche unter der Krone einiger Palmarten verborgen sind. Die Indier besitzen eine große Fertigkeit diese Palmitos herab zu holen: sie erklettern die schlanken, dünnen Palmen nicht, indem sie sie mit den Schenkeln, Knien und Armen umfassen; sondern sie fassen sie mit den Händen und steigen daran hinauf, indem sie sich mit den Füßen dagegen stemmen; wenn sie bei der Krone angelangt sind, so lösen sie so viele von den Stärkern, äußern Blättern einzeln ab, bis sie endlich ohne Mühe die ganze Krone abbrechen können: ist dies geschehen, so suchen sie sich durch starke Schwingungen einem zunächst stehenden Baume zu nähern, bis sie ihn erfassen und sich daran hängen können, um auch ihn seiner Krone zu berauben. Es wäre überflüssig hier alle Pflanzen zu nennen, deren Früchte oder Wurzeln den Indiern als Nahrung dienen. Sie verschonen auch die Pflanzungen der Weissen nicht, und thun den Zucker- und Maniocapflanzungen oft großen Schaden. Auffallend ist es, daß die wilde Maniocawurzel, welche den Europäern heftiges Erbrechen verursacht, von den Wilden ohne schlimme Folgen gegessen wird.

Die Zubereitung der Speisen ist das Geschäft der Weiber, welchen überhaupt alle Geschäfte der Haushaltung, die Erbauung der Hütte, das Herbeibringen des von den Männern erlegten Wildes, das Feueranmachen obliegt. Das letztere geschieht, wie bei den meisten Wilden, durch das Zusammenreiben zweier Holzarten. Das Fleisch wird an hölzerne Stäbe gesteckt und gebraten. Salz kennen die Indier

nicht, und es ist ungegründet, daß sie dasselbe durch eine Art von Thon (*Barra*) zu ersetzen suchen. Dieser Thon, den sie, wie auch andere amerikanische Völker, zuweilen verschlucken, hat nichts salziges. Die Weiber werden von den Männern nur als Sklaven angesehen, und der einzige Beweis von Anhänglichkeit, den sie ihnen geben, sind die rohen Ausbrüche der Eifersucht, worin sie sie oft grausam mißhandeln, wie die tiefen Narben beweisen, die man oft an den Weibern bemerkt. Jeder Mann nimmt so viel Weiber als er will und als er ernähren kann; und es findet, so viel wir wissen, dabei keinerlei Art von Feierlichkeit Statt. Wie sehr es auch die Wilden übel nehmen, wenn sie einen andern Mann bei ihren Frauen treffen, so soll es oft keine weitere Folgen haben, wenn eine derselben zu einem andern Manne flieht, von dem sie eine bessere Behandlung oder reichlichere Nahrung erwartet. Auf ihre Kinder wenden sie wenig Sorgfalt, auch bedürfen diese deren nicht; doch kann man nicht sagen, daß sie sich unfreundlich oder theilnahmslos gegen dieselben bezeigen, wenigstens so lange sie noch sehr jung sind. Sobald der Knabe aber erst Pfeil und Bogen führen, und das Mädchen Lasten tragen, Feuer machen, u. s. w., kann, bekümmern sich die Eltern wenig mehr um sie, und trennen sich von ihnen ohne irgend ein bemerkliches Zeichen des Schmerzes zu geben, und äußern eben so wenig Freude wenn sie sich wieder sehen. Die Länge der Zeit, welche die Indier in einer Gegend zubringen, ist sehr verschieden, und hängt theils davon ab, wie lange die Nahrungsmittel, welche ihnen dieselbe darbietet, ausreichen, theils von ihren Feindseligkeiten mit andern Indiern oder den Portugiesen. Entschliessen sie sich wegen einer solchen Ursache zum Aufbruch, so lassen sie ihre Hütten im Stich; die wenigen Geräthschaften, welche sie besitzen, werden in einen geflochtenen Sack gepackt, den die Weiber auf dem Rücken tragen, indem sie ihn an einem starken Band über die Stirn hängen, so daß die Anstrengung besonders den Nacken trifft. Zu dieser Last kommen noch die Lebensmittel und eins oder zwei Kinder. Die Männer tragen nichts als Pfeil und Bogen, und schreiten auf diese Art voran. Zum Uebergang über nicht zu breite Flüsse dient ihnen eine Art von Brücke, welche sie gewöhnlich in den Gegenden, die sie besonders häufig besuchen, schon bereit finden, wenn sie nicht, wie es oft geschieht, von feindlichen Stämmen oder den Pflanzern zerstört werden. Sie bestehen nur aus zwei Stricken von Cipo, die ziemlich schlaff von einem Ufer zum andern gespannt sind. Auf den einen setzen sie die Füße, und am andern halten sie sich mit den Händen fest. Auf ihren Zügen gehen oft Wochen und Monate hin, ohne daß sie sich länger als eine oder ein paar Nächte an einem Orte aufhalten oder Hütten bauen. Erst wenn sie wieder einen Ort finden,

der ihnen besonders viel Wild oder Früchte, oder Sicherheit vor ihren Feinden darbietet, lassen sie sich wieder auf längere Zeit nieder. Man darf übrigens nicht glauben, daß immer die ganze Horde sich zusammenhält; solche Züge und Ortsveränderungen stehen ganz in der Willkühr eines jeden Einzelnen.

Was wir hier von dem äußern Ansehen der Wilden, ihren Hütten, Geräthen, Waffen und Nahrung gesagt haben, bezieht sich zwar vorzüglich auf die Stämme der Ostküste, welche wir selbst zu beobachten Gelegenheit hatten: es scheint jedoch, daß die Indier in anderen Gegenden Brasiliens, und namentlich am Amazonenstrom, sich in dieser Hinsicht wenig von den uns bekannten unterscheiden. Ueber diesen, wie über so viele andere Gegenstände, erwarten wir begierig die Berichte der Herren Spix und Martius. Eine sehr auffallende Ausnahme von dem Hiergesagten macht jedoch der Stamm der Guaycurus, oder reitenden Indier (*Indios cavaleiros*), im südlichen Theile von Mato-Grosso, wovon wir eine Nachricht in des Hrn. von Eschwege Journal von Brasilien finden; sie ist von dem Commandanten von Neu-Coimbra, und bedarf in mancher Hinsicht einer nähern Bestätigung oder Berichtigung. Die Guaycurus scheinen der einzige brasilianische Indier-Stamm zu seyn, der von den Europäern das Pferd angenommen hat. In dieser Hinsicht gleichen sie ganz den berittenen Indier-Stämmen des spanischen Amerika's, und es ist auch gewiß, daß sie ihre Pferde von den Spaniern erhalten haben; denn die ersten Portugiesen, die mit ihnen in Berührung kamen, fanden sie schon beritten. Ihre Waffen sind Lanzen, eine Art von Keulen, und kurze Bogen und Pfeile. Sie haben sich den Portugiesen nicht nur zu Lande furchtbar gemacht, sondern auch die Verbindung zwischen den Provinzen Sanct-Paul und Cujaba, auf den Zuflüssen des Paraguay, durch ihre häufigen Ueberfälle und Räubereien so unsicher gemacht, daß sie nach und nach ganz aufgehört hat. Ihre Kanoes trugen oft zusammen zwei bis drei hundert Krieger. Der Beschreibung ihres Außern nach, scheinen sie eher zu den chilesischen als zu den brasilianischen und Guaranis-Indiern zu gehören, und auf einer höhern Stufe der Civilisation zu stehen. Die Weiber sollen ganz in Baumwollenzeug, welchen sie selbst weben, gehüllt, und ihre ehelichen Verhältnisse außerordentlich zärtlich seyn. Sie wohnen in Aldeas beisammen, theilen sich in drei Kasten, die der Edlen oder Anführer, die der Krieger, und die der Sklaven. Zu den letztern gehören die, welche im Kriege gefangen worden sind und deren Abkömmlinge. Sie werden gut behandelt und nicht zur Arbeit gezwungen; aber die Guaycurus vermischen sich nie mit ihnen. Wegen der vielen Kriege die sie führen, findet man unter den Sklaven

Indier von den verschiedensten Stämmen. Es soll eine Klasse von Männern bei ihnen geben, welche in Allem die Weiber nachahmen und Cudinas genannt werden. Die Sprache dieses Volks hat das Eigenthümliche, dafs die Weiber für dieselben Gegenstände ganz andere Ausdrücke haben, als die Männer.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Sitten und Gebräuche der Indier.

Aus dem, was in dem ersten Hefte dieser Abtheilung über die häusliche Einrichtung und die Bedürfnisse der brasilianischen Wilden gesagt worden ist, geht schon hervor, daß ihre Lebensart wenig Abwechslung und wenig Stoff zur Beschreibung oder Darstellung enthält. So lange noch Lebensmittel da sind, thun die Männer gewöhnlich gar nichts und schaukeln sich in ihrer Hängematte, oder sie arbeiten an ihren Waffen und den wenigen Geräthschaften, die sie besitzen. Auch die Weiber haben dann, außer der Zubereitung der Speisen, wenig zu thun. Tritt aber Mangel ein, so gehen die Männer auf die Jagd und die Frauen begleiten sie, um das erlegte Wild und die Früchte, welche sie selbst sammeln, nach Hause zu tragen. Nach einer guten Jagd oder einem siegreichen Gefechte, oder auch wenn sie sich zu einem solchen Unternehmen vereinen, oder bei irgend einer andern Veranlassung, die sie in größerer Anzahl vereint, findet man bei den Indiern Spuren von Festen. Die Gäste werden durch den Ton eines Instrumentes zusammenberufen, welches aus dem Schwanz des großen Armadils verfertigt ist, zuweilen aber auch durch ein Ochsenhorn ersetzt wird, und die berauschte Chicha begeistert sie bald zu einer Art von düsterer Freude, die sie durch Gesänge und Tanz ausdrücken. Beide sind jedoch äußerst roh und einförmig. Sie stellen sich in einen Kreis hintereinander, zuerst die Männer, dann die Weiber; hinter jeder Frau ihre Kinder, wovon das größte sie von hinten mit beiden Armen umfaßt und sich fest an sie drückt, während das nächste nach der Größe es eben so umfaßt, und so die folgenden immer das vorhergehende. In dieser Ordnung bewegen sie sich langsam im Kreise um das Feuer, indem sie einen Schritt vorwärts und einen kleinern Schritt wieder rückwärts thun, so daß sie nur sehr langsam von der Stelle kommen. Haben sie auf diese Art eine kurze Strecke zurückgelegt, so laufen sie eilig rückwärts wieder an den Ort von dem sie ausgegangen sind, und fangen denselben

Gang von vorne an; zugleich machen sie mit dem Oberleibe, den Hüften und den Händen, die sie vor dem Unterleib in einander falten, einförmige Bewegungen von einer Seite zur andern. Diese Art von Tanz, wenn man so sagen darf, begleiten sie mit einem heulenden, einförmigen Gesang, indem sie einige Worte und Ausrufungen beständig wiederholen. Der Sinn dieser Worte ist verschieden, je nach der Veranlassung des Festes. So zum Beispiel feierten die Pasuris nach einem Gefechte mit den Botocudos ein solches Fest, wobei sie beständig wiederholten: Ho, ho! Bugre ita najy (Ho, ho! der Botocudo ist erschlagen). Auf einen Europäer macht ein solches Fest, besonders wenn es, wie fast immer der Fall ist, in der Nacht gefeiert wird, einen nichts weniger als angenehmen Eindruck, und die Art, wie diese Menschen ihre Freude ausdrücken, hat etwas grauenvolles. Je mehr sie durch den Genuß der Chicha erhitzt werden, desto lauter und verworrener wird das Geheul und der Tanz, und desto heftiger und schneller die Bewegungen des Leibes. Wenn ein solches Fest vor einer kriegerischen Unternehmung Statt findet, so suchen die Anführer oft durch Anreden ihre Genossen anzufeuern. Eine große Rolle bei diesen Festen spielt die sogenannte Maraca, eine mit Kieselsteinen angefüllte Kürbisschale, womit sie klappernd den Takt angeben. Auch haben sie eine Art von Flöte, worauf die Weiber blasen. Kinder und junge Leute schießen zuweilen auch zu ihrer Belustigung nach einem Ziele. Dies ist oft der Arm oder Kopf eines erlegten Feindes, der auf eine Stange gesteckt wird. Friedlicher ist das Spiel Tumarim, wobei die langen Pfeile mit der Hand nach einem andern in die Erde gesteckten Pfeil geworfen werden.

Eine Festlichkeit anderer Art sind die Zweikämpfe mit Stangen, welche bei den Botocudos unter dem Namen Giacacica Statt finden. Die Veranlassung hiezu geben meistens Jagdstreitigkeiten unter Horden von einem Stamme, da jede Horde sich einen gewissen Landstrich zur Jagd vorbehält. Zuweilen entstehen sie auch aus Streitigkeiten zwischen Mitgliedern einer Horde, oder zwischen Mann und Frau, woran dann die Verwandten Theil nehmen. Was übrigens einige Reisende von einem Könige der Botocudos, und von den großen Feierlichkeiten welche bei der Lippenoperation der Knaben Statt finden, sagen, ist ein lächerliches Märchen.

Krankheiten sind im Ganzen unter den wilden Indierstämmen selten, häufiger Verletzungen, besonders der Augen, durch Baumzweige oder Dornen. Die Arzneikunst der Wilden ist, wie sich leicht denken läßt, sehr einfach. Ihr gewöhnliches Mittel ist, sich in ihre Hängmatte zu legen und einige Tage ruhig und

ohne Nahrung liegen zu bleiben. Hilft dies nicht, so nehmen sie zu den Pajas ihre Zuflucht, welche zugleich Aerzte und Beschwörer oder Zauberer sind. Die wirklichen Heilmittel welche diese anwenden, bestehen im Räuchern, Streichen, Aderlassen und Schröpfen. Fieberkranke werden in einer Hangmatte über ein Kohlenfeuer gelegt, worauf dann mehrere Arten grüner Kräuter und Zweige geworfen werden, um durch den Rauch den Kranken zum Schwitzen zu bringen. Bei Rheumatismen wird der Kranke in warme Asche gelegt und am ganzen Leibe geknetet und gerieben, während man ihm zugleich in Mund und Nase haucht; zuweilen wird er auch mit Speichel eingerieben. Das Aderlassen geschieht mit einem kleinen Bogen und einem Pfeil, der eine Spitze von Glas oder Kristall hat, welche nur so weit hervorsteht als es der Zweck erfordert: sie treffen damit ziemlich sicher die Ader. Das Schröpfen geschieht mit einem Messer oder scharfen Stein, nachdem vorher der Ort mit Nesseln gepeitscht worden. Innere Mittel kennen sie wenig oder gar nicht. Wo die andern Mittel nicht helfen, nehmen sie zu Beschwörungen ihre Zuflucht. Der Glaube an böse Geister, welche in verschiedener Gestalt erscheinen, und an das Wiedererscheinen der Todten, findet sich bei den meisten Indiern, jedoch am meisten bei denen welche mehr in Berührung mit den Pflanzern kommen, weshalb es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie diese Ideen, worin im Grunde alles besteht was bei ihnen einen Glauben an höhere Wesen genannt werden kann, ihren civilisirten Nachbarn verdanken. Uebrigens stehen die Pajas in keiner großen Achtung bei den Indiern, und wenn ihnen eine Kur oder Beschwörung mißlingt und der Patient darüber stirbt, so ist es nicht selten der Fall, daß die Verwandten Rache an dem unglücklichen Arzte nehmen. Diese Beschwörer werden auch über den Ausgang der Jagd, der Kriegszüge, über den Aufenthaltsort, die Zahl und Absicht der Feinde befragt. Um diese Fragen zu beantworten, citiren sie die Geister ihrer Feinde, die mit allerlei, z. B. thierischen Tönen erscheinen und verschwinden, jedoch von Allen, aufser dem Paja, ungesehen, der sich selbst hinter einem Gebüsch hält und so laut mit ihnen Frag und Antwort wechselt.

Bei den Begräbnissen der Todten findet zuweilen eine Art von Leichenfeier Statt; es werden von einem Anführer einige Worte gesprochen und die Weiber heulen laut. Einige Stämme begraben ihre Todten in einer sitzenden Stellung und legen Waffen in das Grab.

Nachdem wir die häuslichen und Familienverhältnisse der Brasilianer, ihre Sitten, Bedürfnisse und Lebensart erwähnt haben, bleibt uns noch übrig, eine kurze Uebersicht ihrer bürgerlichen oder politischen Verhältnisse, wenn sie diesen Namen ver-

dienen, zu geben. Die einzige Art von bürgerlichem Verband der sich bei den wilden Indiern findet, ist der zwischen den einzelnen Horden und ihren Anführern, von den Portugiesen *Capitaos* genannt. Die Autorität dieser Anführer ist jedoch durch keinerlei Art von Gesetz oder Gebrauch bestimmt: eben so wenig läßt sich irgend etwas Bestimmtes über die Art und die Bedingungen ihrer Ernennung sagen; sie geschieht zwar wohl meistens oder immer durch Wahl, wenigstens hat man bis jetzt keine Spur von Erblichkeit in dieser Würde entdeckt. Allein eben so wenig geschieht die Wahl mit irgend einer Art von Feierlichkeit oder Ordnung; es scheint im Gegentheil als wenn der Kühnste, Listigste und Stärkste eines Haufens gewissermaßen durch eine stillschweigende Uebereinkunft als Anführer angesehen wird. Diese Stelle bringt ihm übrigens durchaus keinen Vortheil; es wird ihm keinerlei Art von Tribut bezahlt, und seine Autorität besteht in der Art von Einfluß, welche der Stärkere und Klügere, der beste Bogenschütze, Jäger und Krieger über die andern von selbst erlangen muß. Er ordnet gemeinschaftliche Jagden, Angriffe und Vertheidigung an, und bestimmt allenfalls die Zeit des Aufbruches von einer Lagerstätte und die Gegend wohin die Horde sich wenden soll, um neue Nahrung zu finden, oder den Angriffen der Feinde auszuweichen.

Es gehört mit zu der Politik, welche die brasilianische (so wie früher die portugiesische) Regierung in Hinsicht auf die Wilden beobachtet, daß sie einigen Einfluß auf die Wahl der *Capitaos* auszuüben und zu diesen Stellen solche Indier zu befördern sucht, bei denen schon irgend ein Keim von Civilisation oder wenigstens eine geringere Abneigung und Mißtrauen gegen die Weissen bemerklich ist. Um diesen Zweck zu erreichen, sucht man häufig einige dieser Wilden zu überreden, sich nach den größern Städten zu begeben, wo sie gut behandelt und mit Geschenken und dem Titel *Capitao* entlassen werden. Man darf sich aber unter diesen Ernennungen nicht irgend eine Art von förmlicher Uebereinkunft denken. Die Horde kann einen solchen *Capitao* anerkennen oder nicht, wie es ihr beliebt; doch ist es natürlich, daß ihre Berührungen mit den Weissen ihnen oft die Vortheile einsehen lehren, welche für sie daraus entstehen müssen, wenn sie einen Anführer haben den die Weissen anerkennen, der in gutem Vernehmen mit denselben steht und seinen Landsleuten im Nothfall Schutz oder Nahrungsmittel verschaffen kann. Es ist kein Zweifel, daß wenn dieses System mit mehr Beharrlichkeit befolgt würde, es viel dazu beitragen müßte, die Indier zu vermögen sich freiwillig in *Aldeas* zu vereinen.

Noch schwerer als die Art von Gewalt, welche der Capitaö ausübt, ist die Zusammensetzung und der Verband der einzelnen Horden bestimmt anzugeben. Sie bilden übrigens die einzige Art von Verein welcher unter den Indiern Statt findet; denn die verschiedenen Horden, welche zu *einer* Nation gehören, werden durch keinerlei Art von gemeinsamem Bande zu irgend einer gemeinsamen Wirksamkeit vereint. In der frühern Geschichte dieser Völker finden wir jedoch mehrere Beispiele von allgemeinen Bewegungen, welche auf einen höhern Grad von Civilisation schliessen lassen, so z. B. die Wanderung der Aymores nach der Küste, und der Tupinambas von der Küste nach dem Innern. Wir haben schon bemerkt, daß vor der Entdeckung auch die Horden zahlreicher, ihre Wohnsitze beständiger, und schon deshalb die Macht und das Ansehen der Anführer ausgedehnter und zugleich fester bestimmt war. Wenn uns hierin der gegenwärtige Zustand der Indier nur als die Trümmer des frühern erscheint, so ist dies derselbe Fall mit ihren religiösen Gebräuchen und Priestern. Es ist kein Zweifel, daß zur Zeit der Entdeckung die Priester oder Zauberer einen großen Einfluß auf die indischen Völkerstämme ausgeübt; daß sie eine Art von Corporation gebildet haben, in die man nur nach vielen und harten Prüfungen aufgenommen ward. Die Verwünschungen der Priester wurden gefürchtet, ihre Segnungen gesucht; von ihnen ließen sich die Krieger unter allerlei Ceremonien Muth einflößen: die Zauberer und Aerzte der jetzigen Indier scheinen nur die elenden Nachfolger dieser Kaste zu seyn und das Schicksal der Maraca getheilt zu haben, die früher das verehrte Zeichen ihrer Macht war, und sich bei den Nachkommen erhalten hat, ohne daß sie einen bestimmten Begriff damit verbinden, indem sie sich derselben bei ihren Tänzen und Festen als musikalisches Instrument, aber auch bei Beschwörungen und Krankenheilungen als Zauberapparat bedienen.

Die Verhältnisse der verschiedenen Völkerstämme untereinander sind meistens feindlich; doch kann man solche Feindseligkeiten, welche aus irgend einer bestimmten Beleidigung zwischen zwei Stämmen entstehen, von denen unterscheiden, welche seit Jahrhunderten sich fortgeerbt haben. Die erstern können oft bloß zwischen zwei Horden von verschiedenen Stämmen über ein Stück Wild oder dergleichen entstehen, ohne daß entferntere Horden derselben Stämme davon wissen oder Theil daran nehmen; auch werden sie oft nach kurzer Zeit wieder beigelegt.

Die andere Art von Kriegen ist von der Art, daß jedes Individuum des einen Stammes, jeden der zum andern gehört, als seinen angeborenen Feind, als seine

angewiesene Beute ansieht, und ihn ohne weitere Ursache erschlägt und verfolgt, wo er ihn findet. Dies ist z. B. bei den Patachos und Botocudos der Fall. Zu größeren Unternehmungen vereinigen sich die Mitglieder einer oder auch mehrerer Horden; doch scheint letzteres selten der Fall zu seyn. Mit dem Ton eines Stierhornes oder eines ähnlichen Instrumentes wird das Zeichen gegeben sich zu vereinigen, entweder um einen drohenden Angriff abzuwehren, oder um selbst die Feinde aufzusuchen.

Der Angriff geschieht von beiden Seiten mit furchtbarem Geschrei oder vielmehr Geheul. Ihre ganze Kriegskunst besteht dann darin, sich selbst so viel wie möglich hinter Bäumen oder Felsen vor den Pfeilen der Gegner zu schützen, und ihre eigenen Pfeile mit so viel Erfolg als möglich den Feinden zuzusenden. Selten kommt es dabei zum Handgemenge, wozu sie auch keine andere Waffen haben als Hände, Füße und Zähne, die sie bei vorkommenden Fällen nach Kräften anwenden. Wenn der eine Haufe einige Leute verloren hat, so sucht er sich so gut wie möglich durch die Flucht zu retten. Gefangene werden, wie es scheint, selten gemacht; auch wenn es den Indiern gelingt, die Hütten ihrer Feinde zu überfallen, so wird meistens alles ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes niedergemacht. Dafs die Indier zuweilen das Fleisch ihrer Feinde verzehren, kann nicht bezweifelt werden, ob es gleich manche Reisende geläugnet haben: doch ist diese Sitte nicht allen Stämmen gemein; und auch bei denen, wo sie sich findet, z. B. den Botocudos, sind dergleichen Vorfälle zu selten, als dafs sie den Namen Anthropophagen verdienten. Sie sehen das Fleisch ihrer Feinde nicht als ein Nahrungsmittel an, sondern verzehren es aus Haß in der Trunkenheit des Sieges. Wie schon oben gesagt ist, stellen sie zuweilen die Glieder ihrer Feinde als Ziel auf, um darnach zu schießen. Ein sonderbar mit Federn geschmückter Schädel aus Brasilien findet sich in Blumenbach's Sammlung in Göttingen; allein es ist uns kein Gebrauch der Indier bekannt, der diesen Schmuck erklären könnte.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich leicht abnehmen, dafs das Verhältniß der wilden Indierstämme zu der portugiesischen und gegenwärtig zur brasilianischen Regierung durchaus nicht durch irgend einen Vertrag bestimmt wird. So lange keines dieser Völker ein gemeinsames Oberhaupt, noch irgend einen gemeinsamen Vereinigungspunkt hat, ist daran nicht zu denken. Mit einzelnen Anführern Verträge zu schließen, wäre aber ganz unnütz, da keiner derselben Lust oder Macht hat sie zu halten, und auch die einzelnen Haufen zu klein sind, als dafs ihre Freundschaft von großem Gewichte seyn könnte. Gegenwärtig leben die Pflanzer zwar mit den meisten der Indierstämme in Frieden; allein jeden Augenblick kann

dieser durch irgend einen Zufall gestört werden. Am längsten und hartnäckigsten sind in der neuern Zeit die Feindseligkeiten mit den Botocudos gewesen, und sie dauern auch jetzt noch theilweise fort. Wie wenig Einheit unter diesen Völkern herrscht, wovon die Botocudos noch das mächtigste sind, geht daraus hervor, daß am Rio doce die Botocudos mit den Pflanzern im Kriege leben, während sie am Rio de Belmonte in freundschaftlichem Verkehr mit ihnen stehen. Auch die Puris haben noch in neuerer Zeit zuweilen Feindseligkeiten ausgeübt. Uebrigens haben sie dabei durchaus keine eigentliche politische Absicht, und die wenigsten unter ihnen haben wohl überhaupt einen Begriff davon, daß ihre Gegner ein Ganzes, einen Staat bilden und ein gemeinsames Oberhaupt haben. Sie überfallen einzelne Pflanzungen, um zu plündern, oder um sich wegen erlittener Beleidigungen zu rächen. Bei diesen Gelegenheiten ermorden sie ohne Unterschied alles was ihnen in die Hände fällt, und zerstören alles was sie nicht verzehren oder fortschleppen können. Uebrigens scheinen sie keinen Werth auf das Hausgeräthe der Pflanzler zu legen, und man findet bei ihnen, aufser Aexten und Messern, nichts was als Theil der bei diesen Gelegenheiten gemachten Beute angesehen werden könnte.

Die Sicherheitsmafsregeln, welche von Seiten der Regierung gegen diese Angriffe getroffen werden, beschränken sich darauf, daß man in solchen Gegenden, die besonders ausgesetzt sind, oder auch da wo Strafsen durch die Wälder führen, sogenannte Quartales oder Presidios anlegt, das heifst Posten von einigen Soldaten unter einem Unteroffizier oder Fähnrich. Sie wohnen meistens in elenden Hütten und haben sehr schlechte Gewehre; ihr Hauptschutz besteht in einem sogenannten Gibao de armas, einem langen bis auf die Kniee reichenden ledernen Wamms, das mit Baumwolle ausgestopft ist, und den Leib, Hals, Schenkel und Oberarm vor den Pfeilen der Indier schützt. Jeder Posten hat eines oder mehrere von diesen Gibaos. Zuweilen sind diesen Soldaten auch einige zahme Indier zugegeben und grofse Hunde dürfen dabei nicht fehlen. Mehrere solcher Posten stehen dann unter der Aufsicht eines Capitains oder Obersten. Haben die Indier an irgend einer Stelle Feindseligkeiten begangen, oder gar, was zuweilen geschieht, einen Posten überfallen, so wird, um sie zu züchtigen oder zu schrecken, eine sogenannte Entrada veranstaltet. Einige Posten werden zusammengezogen; der Capitain des Distrikts stellt sich an ihre Spitze, und nun sucht man die Indier auf und greift sie an wo man sie findet. Am liebsten sucht man sie in ihren Lagerstätten zu überfallen. Hat man diese ausgespürt, so werden sie in der Nacht umstellt und gegen Tagesanbruch von allen Seiten auf die schlafenden Indier Feuer gegeben. Wenn es

möglich ist, feuert man geradezu in die mit schlafenden Indiern, Weibern und Kindern gefüllten Hütten hinein. Auf diese Art überfallen, retten sich die Wilden so gut sie können durch die Flucht. Alles was den Soldaten in die Hände fällt, wird in der Regel niedergemacht, und nur selten werden Weiber und Kinder verschont, und dies nur wenn aller Widerstand aufgehört hat: dieser ist jedoch zuweilen sehr hartnäckig. Oft werden die Wilden durch ihre Hunde oder Schweine von der Nähe der Soldaten unterrichtet; dann fliehen sowohl Männer, als Weiber und Kinder.

Zuweilen werden bei solchen Entradas die Soldaten selbst von den Wilden überfallen, indem diese an schicklichen Stellen Hinterhalte legen und das Dickicht in einer gewissen Entfernung aus dem Wege räumen, um selbst ungesehen ihre Pfeile desto sicherer zu versenden. Bei solchen Gelegenheiten sind die Soldaten, welche keine Panzerröcke tragen, in einer mislichen Lage, um so mehr, da ihre Gewehre meistens sehr schlecht sind. Ueberhaupt sind diese Wilden durchaus keine verächtlichen Feinde, und es ist ein Glück für die Pflanzer, dafs sie sich selten in gröfserer Anzahl vereinen. So oft dies geschehen ist, waren die Presidios von sehr geringem Nutzen, und mußten sich, nebst den Pflanzern, die von ihnen Schutz erhalten sollten, nach den gröfsern Städten zurückziehen und die Pflanzungen den Wilden Preis geben.

Wenn man sich auch nur ein schwaches Bild von den brasilianischen Urwäldern macht, so wird man sich leicht überzeugen, dafs an eine Unterwerfung dieser Völker durch Gewalt gar nicht zu denken ist, da kein nur einigermaßen zahlreiches Truppenkorps sich selbst nur wenige Tage lang in diesen Wäldern halten könnte, und von dem Gebrauch des Geschützes oder der Reiterei gar keine Rede seyn kann. Sogar die Feuergewehre geben den Soldaten nur sehr geringe Vortheile über die Wilden, da die mögliche Schufsweite in den Wäldern selten so groß ist, dafs der Pfeil nicht fast eben so viel Wirkung thäte als die Kugel; abgesehen davon, dafs die Gewehre wegen der Feuchtigkeit oft versagen, die Bogen der Wilden aber nicht. Was endlich auch das Resultat eines solchen Krieges seyn möchte, so würde der Verlust von Seiten der Pflanzer unermefslich seyn, da die Wilden dagegen gar nichts zu verlieren haben.

Alle diese Umstände lassen keinen Zweifel übrig, dafs die wilden Indierstämme, besonders wenn sie je sich vereinen sollten, den europäischen Niederlassungen sehr verderblich werden können, und um so mehr muß man sich wundern, dafs die portugiesische Regierung auf diesen Gegenstand so wenig Aufmerksamkeit ver-

wandt, und das einzige sichere Mittel, diese Gefahr nicht nur abzuwenden, sondern sie in eine Quelle des öffentlichen Wohls zu verwandeln, so sehr vernachlässigt hat. Dies Mittel kann einzig und allein eine weise und allmälige Civilisation der Indier seyn, indem man sie nach und nach dem herumziehenden Jägerleben entreißt und an bleibende Wohnsitze, an Ackerbau gewöhnt. Um diesen Zweck zu erreichen, sind zwar schon seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts von der portugiesischen Regierung wiederholt Gesetze und Verordnungen erlassen worden, die ohne Zweifel den wohlmeinenden Absichten der Regierung Ehre machen, die aber zum Theil ganz ohne Sachkenntniß entworfen und größtentheils niemals in Ausübung gebracht worden sind. Der Zustand der sogenannten civilisirten Indier (Indios mansos) und alle sachkundigen unpartheiischen Berichte über diesen Gegenstand beweisen zur Genüge, daß bis jetzt in der That wenig oder gar nichts geschehen ist, um die wohlthätigen Absichten der Regierung auszuführen. Nach den bestehenden Verordnungen, und auf Befehl der Regierung, welche sogar bedeutende Geldsummen zu solchen Zwecken verwandt hat, sind mehrere Horden von Indiern aller Stämme, und auch einzelne ganze Stämme, durch Geschenke und Versprechungen bewogen worden, die Wälder zu verlassen und sich auf den von der Regierung angewiesenen Ländereien in Aldeas niederzulassen, denen ein sogenannter Direktor und ein Geistlicher vorgesetzt ist, um auf alle Art das geistige und körperliche Wohl der Wilden zu befördern. Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher das Schicksal der meisten dieser Ansiedelungen anzugeben; gewiß ist es aber, daß die Direktoren und Geistlichen oft die Gelder unterschlugen, und die Indier nach und nach in einen Zustand versetzten, der wenig oder nichts von der Sklaverei unterschieden war, indem sie sie für ihren eigenen Vortheil arbeiten ließen und mit großer Härte behandelten. Daß unter solchen Umständen für den religiösen Unterricht der Indier nichts geschah und nichts geschehen konnte, und daß diese, sobald sie Gelegenheit finden, wieder in die Wälder entlaufen, darf uns nicht wundern. Hiezu kommt noch, daß die Pflanzer, mit denen sie meistens in Berührung kommen, nicht nur zu roh, sondern sehr oft wirkliche Verbrecher sind, die in den entfernten Gegenden der Colonie Schutz vor den Gesetzen suchen, so daß sie die Absichten der Regierung nicht nur auf keine Art begünstigen, sondern durch Betrügereien oder Mißhandlungen die Wilden immer noch feindseliger und mißtrauischer machen. Eine rühmliche Erwähnung wegen seiner Verdienste um die Civilisation der Indier verdient der Oberst Marlier, der in der Provinz Minas Geraes mehrere Aldeas von Coroados, Coropos und Puris angelegt hat, welche

einen bessern Fortgang versprechen als die meisten andern. Eine besonders gute Wirkung scheint der Versuch gehabt zu haben, der Ansiedelung der wilden Indier einige schon gezähmte von demselben oder einem befreundeten Stamme beizugesellen. Bis jetzt scheint jedoch der Zustand der Indios mansos wenig von dem der wilden Indier verschieden zu seyn. Sie tragen, wenigstens bei festlichen Gelegenheiten, weite Beinkleider und Jacken, auch zuweilen Strohhüte, die Weiber bunte katunene Röcke. Ihre Hütten sind etwas größer und besser gebaut; sie ersetzen ihre steinernen Aexte durch eiserne, und bauen etwas Mais, Bananen, Kürbisse und dergleichen. Sind ihre Vorräthe und ihre Erndte aufgezehrt, so ziehen sie in die Wälder auf die Jagd und kehren oft erst nach mehreren Wochen zurück. Dann bringen sie Wachs, Ipecacuanhawurzeln und einige Gummiarten mit, welche sie an die Pflanzer oder Wurzelhändler verkaufen, wobei sie aber, besonders wenn sie ihrer Liebe zu geistigen Getränken nicht widerstehen können, oft aufs schändlichste betrogen und mißhandelt werden. Dasselbe widerfährt oft denen, die sich als Tagelöhner an die Pflanzer vermiethen.

Jede Aldea hat außer dem europäischen Direktor auch einen Capitao, dessen Ansehen sehr von dem ersten abhängt. In manchen Aldeas haben die Wilden ihre Stammfeindschaften noch nicht ganz aufgegeben, und es fallen noch hier und da Feindseligkeiten mit den benachbarten wilden Stämmen vor. Die Indios mansos sind alle getauft; allein man kann sich leicht denken, daß sich darauf ihr ganzes Christenthum beschränkt. Sie finden sich bei der Messe ein, wenn man ihnen nachher zu essen und zu trinken giebt, und sehen die Sache förmlich als eine Arbeit an, die sie für die Weissen verrichten. Ihre Sitten und Lebensart sind in den meisten Aldeas wenig von denjenigen ihrer wilden Stammgenossen unterschieden, besonders da, wo sie nur erst kurze Zeit ihren wilden Zustand verlassen haben. Auf ihren Charakter scheint dieser Grad von Civilisation keinen günstigen Einfluß zu haben, und weit entfernt die düstere Wildheit ihres frühern Zustandes zu verlieren, werden sie durch den Zwang den sie sich anthun, wo möglich noch verdrießlicher und ungeselliger, und ihr Haß gegen die Weissen äußert sich bei jeder Gelegenheit, wo sie ihn ungestraft glauben ausüben zu können; die Behandlung, welche sie so lange erfahren haben und der sie noch gegenwärtig häufig ausgesetzt sind, hat einen zu tiefen Eindruck auf sie gemacht, als daß er durch die größten Wohlthaten Einzelner ausgelöscht werden könnte. Ihre eigentlichen Gesinnungen gegen die Weissen zeigen sich besonders wenn sie durch geistige Getränke erhitzt sind, und sogar gegen diejenigen welche ihnen nichts als Wohlthaten

erzeigt haben, stossen sie dann lebhaftere Verwünschungen aus, wie dies z. B. dem bekannten Obersten Marlier selbst begegnet ist, als er einst den Indiern einer von ihm gegründeten Aldea ein Fest gab. Wenn man sie in Krankheiten auch noch so sorgfältig gepflegt oder in der Noth mit Speise und Trank erquickt hat, so verlassen sie einen ohne das geringste Zeichen der Dankbarkeit. Am günstigsten erscheinen die Indier in der Nähe der gröfsern Städte, wo sie schon seit mehreren Generationen ihren wilden Zustand verlassen und sich zum Theil mit andern Racen vermischt haben, und sich wenig von den untersten Volksklassen der übrigen Bevölkerung unterscheiden. Die Vermischung der amerikanischen mit der weissen Race ist jedoch selten, da die Indierinnen wenig Reize darbieten, und eine Weifse nie daran denken würde, sich mit einem Indier zu verbinden. In den ersten Zeiten der Entdeckung und Eroberung scheint die Vermischung der Europäer mit den Amerikanerinnen häufiger gewesen zu seyn, theils wegen des Mangels an weissen oder schwarzen Weibern, theils weil vielleicht damals die Reize der Indierinnen gröfser waren. Abkömmlinge von Negern und Indianerinnen finden sich dagegen häufig, da diese die Neger den Männern ihrer eigenen Race weit vorziehen: die Indianer dagegen verachten die Neger, und würden sich durch den Umgang mit einer Negerinn zu entehren glauben.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Sitten und Gebräuche der Indier.

Rio de Janeiro ist ohnstreitig in mancher Hinsicht einer der interessantesten Punkte der neuen Welt, vielleicht derjenige, der in seinen materiellen und moralischen Verhältnissen die sicherste Bürgschaft für eine reiche, verhängnisvolle Zukunft trägt, und die meisten Keime des Ruhmes, der Macht und des Streites; der schönste Hafen der Welt, in einem Lande, das Alles hervorbringt was der Mensch als Bedingung seines physischen Wohlseyns, der Staat als Bedingung seiner Macht von der Natur verlangen kann; eine Bevölkerung, der keine der geistigen oder physischen Eigenschaften mangelt, welche zur Benutzung dieser Gaben einer verschwenderischen Natur nöthig sind. Wenn man den Anblick, den das heutige Rio de Janeiro gewährt, mit demjenigen vergleicht, den diese Küste den ersten Entdeckern darbot, so kann man nicht zweifeln, dafs an keinem Punkte Süd-Amerikas die Entdeckung und die europäische Colonisation so ungeheure Veränderungen hervorgebracht hat wie hier, wo an der Stelle des dichten Urwaldes und einiger zerstreuten Hütten von nackten Wilden bewohnt, sich eine volkreiche Kaiserstadt erhoben hat, mit allem Leben, was der Welthandel herbeiführt, mit allen imposanten Feierlichkeiten und Gebäuden des katholischen Cultus, mit allem Pomp europäischer Höfe. Wenn auch einige Städte des spanischen Amerikas, z. B., Mexiko, an Volkszahl und Ausdehnung einigermaßen mit Rio de Janeiro verglichen werden können, so darf man nicht vergessen, dafs die ersten europäischen Eroberer hier schon die gewaltigen Schöpfungen einer uralten Civilisation vorfanden, dafs sie noch mehr zerstört als erbaut haben, und dafs das jetzige Mexiko nur der Schatten dessen ist, was es unter Montezuma war. Auch kann keine dieser Städte in Hinsicht des Handels mit Rio verglichen werden, und es fehlt ihnen der äussere Glanz, den die Anwesenheit eines Fürsten einer Stadt geben kann, und die, abgesehen von ihren Folgen auf das Staatsleben, auf jeden Fall einen bedeutenden Einflufs auf die Art hat, wie sich dem Künstler die Landschaft darstellt.

Wer die Bai von Rio de Janeiro auch nur auf der Charte betrachtet, wird kaum begreifen wie die ersten Entdecker des Landes einen solchen Punkt nicht vorzugsweise zu ihren Niederlassungen wählten, und doch wurden die Portugiesen

erst durch ein fremdes Volk auf die Wichtigkeit dieser Lage aufmerksam gemacht. Martin Affonso de Souza, der 1531 die Bai von Rio de Janeiro zuerst entdeckte und ihr den Namen gab, verließ sie wieder, um weiter südlich, an der Küste von San Vicente, eine Niederlassung zu gründen, und die ersten Europäer, welche sich in der Bai von Rio de Janeiro festsetzten, waren französische Protestanten, welche unter Villegagnon, im Jahr 1555 hier eine Zuflucht vor den Religionsverfolgungen und Unruhen suchten, denen ihr Glaube sie im Vaterland aussetzte. Die mächtigsten Häupter der Protestanten in Frankreich, und besonders der Admiral Coligny, hatten dieses Unternehmen begünstigt; dennoch aber schien gleich anfangs das Gelingen sehr zweifelhaft. Unter den Colonisten selbst entstanden Uneinigkeiten, und ihr Anführer Villegagnon kehrte nach Frankreich zurück und verbarg seinen Schmerz oder seine Schande auf der Burg seiner Väter, statt, wie er verheißsen hatte, seinen Gefährten neue Unterstützungen zuzuführen. Diese brandmarkten ihn mit der Benennung des « amerikanischen Cain » und der Name der kleinen Insel, auf welcher er seine Niederlassung gründete und die noch gegenwärtig nach ihm genannt wird, ist das einzige Denkmal, was das Andenken des ersten Gründers von Rio de Janeiro zurückruft. Nach Villegagnons Entfernung fieng die französische Colonie bald an einen sehr guten Fortgang zu haben, wozu besonders das freundliche Vernehmen beitrug, das die Franzosen mit den Urbewohnern dieses Theils der Küste, den Tupinaes, zu unterhalten wußten. Der blühende Zustand dieser Niederlassung mußte bald die Aufmerksamkeit der Portugiesen erregen, und es ward, besonders auf Antrieb der Jesuiten, welche die Wichtigkeit der Sache in ihrem vollen Lichte darstellten (1560), beschlossen die Franzosen zu vertreiben. Dies gelang jedoch nur zum Theil. Die Insel Villegagnon ward zwar erobert, allein die meisten Colonisten fanden an der Küste eine sichere Zuflucht bei den befreundeten Tupinaes. Erst 1564 gelang es Eustacio de Sà und Salvador Correa de Sà die Franzosen ganz zu vertreiben, und der Letztere gründete die Hauptstadt Brasiliens an der Stelle wo sie gegenwärtig steht, und gab ihr den Namen San Sebastiao do Rio de Janeiro.

Wenn man bedenkt, welche Folgen die Entstehung einer mächtigen *protestantisch-französischen* Colonie in dieser Gegend von Brasilien für das Schicksal zweier Welttheile hätte haben können, so erstaunt man über die Gleichgültigkeit womit die Häupter der Protestanten in Frankreich, worunter doch Männer, wie Sully und Coligny waren, diese Unternehmung ihrem Schicksal überließen. Ein neuer Beweis, wie selten die Samen künftiger Ereignisse mit Bewußtsein und Vorbedacht ausgestreut werden.

Nachdem die Portugiesen einmal festen Fufs in der Bai von Rio de Janeiro gefafst hatten, erhob sich diese Colonie in kurzer Zeit als eine der wichtigsten an der Küste Brasiliens, und wurde ums Jahr 1750 als die Hauptstadt des ganzen südlichen Theils und später von ganz Brasilien anerkannt. Der allmälige Wachs- thum einer Handelsstadt bietet jedoch unter gewöhnlichen Umständen dem Ge- schichtsforscher wenig hervorstechende Punkte dar, und so ist auch die jetzige Hauptstadt Brasiliens sehr arm an historischen Erinnerungen, welche doch einem Werk, wie das unsrige, nicht fremd seyn dürfen; denn wer möchte die Wirkung abläugnen, die solche Erinnerungen auf den Eindruck haben, welche eine Land- schaft auf den Beschauer macht. Rio de Janeiro ist in dieser Hinsicht sogar ärmer als manche andere Städte Brasiliens, wie z. B., Pernambuco, das aus den Zeiten des Freiheitskampfes gegen die Holländer Namen und Thaten aufzuweisen hat, die neben den glänzendsten aller Zeiten und aller Völker genannt zu werden verdienen.

Die einzige Begebenheit, welche in der frühern Geschichte Rio's erwähnt werden kann, ist die Expedition des französischen Seehelden Dugay - Trouin, deren leichtes Gelingen wenigstens die gute Folge für die Stadt hatte, dafs durch neue Festungswerke ähnlichen Unglücksfällen für die Zukunft vorgebeugt wurde. Diese Unternehmung war übrigens keinesweges die Folge eines überdachten Planes der französischen Regierung, die früheren Colonisationsversuche in Brasilien zu erneuern; sondern ihr Zweck war nur Beute und Rache für eine frühere Belei- digung. Ein französischer Schiffskapitain war bei einem Angriff auf einige in der Bai liegende portugiesische Schiffe gefangen und der Capitulation zum Trotz mit den meisten seiner Leute niedergemacht worden. Diese Verletzung des Völker- rechts zu rächen und zugleich eine Unternehmung auszuführen, deren Leichtigkeit jener erste, obgleich unglückliche Versuch bewiesen hatte, erschien Dugay-Trouin den 11ten September 1711 vor dem Eingang der Bai. Er brachte die Batterien des kleinen Forts, welches damals den Eingang vertheidigte, bald zum Schweigen, drang in die Bai ein und bemächtigte sich der Ilha das Cobras, welche in geringer Entfernung gerade der Stadt gegenüber liegt. Von hier aus forderte er den Gou- verneur Francisco de Castro auf zu kapituliren, und da dieser in seiner Antwort mehr Muth zeigte als er nachher in der That bewährte, liefs er in der Nacht, während eines furchtbaren Gewittersturmes die Stadt beschiefen und setzte seine Truppen ans Land. Nach einem ziemlich lebhaften Widerstand räumten die Ein- wohner die Stadt und flohen in die umliegenden Wälder, während der Gouver- neur mit der Besatzung in der Nähe der Stadt eine feste Stellung nahm. Die Franzosen besetzten und plünderten indessen die Stadt, und nachdem ein kleines

Gefecht mit der Besatzung in der Nähe der Stadt zu Gunsten der Franzosen ausgefallen war, bequeme sich der Gouverneur den Abzug der Franzosen mit einer Contribution von 1,525,000 Franken zu erkaufen, die auch wirklich binnen vierzehn Tagen entrichtet wurde. Hierauf ward auch den reichen Einwohnern von Rio de Janeiro gestattet ihre Häuser und Waaren einzulösen, und nach einem Aufenthalt von beinahe vier Wochen verließ Dugay-Trouin die Bai wieder mit einer Beute, deren Werth auf sieben und zwanzig Millionen Franken berechnet ward. Mehrere seiner Schiffe giengen zwar bald darauf in einem Sturme zu Grunde, dennoch aber betrug der Gewinnst, den diese Unternehmung den Theilhabern einbrachte, fünf und neunzig Prozent. Rio de Janeiro erholte sich bald von dem Verlust, den es bei dieser Gelegenheit erlitten, und das achtzehnte Jahrhundert gieng zu Ende ohne daß in dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustand dieser Colonie, so wie Brasiliens überhaupt, irgend eine merkliche Veränderung vorgegangen wäre. Desto wichtiger waren für ganz Brasilien und für Rio de Janeiro insbesondere die Ereignisse, welche im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das königliche Haus Braganza zwangen, in der neuen Welt eine Zuflucht vor den Waffen eines siegreichen Eroberers, und vielleicht vor dem gefährlichen Schutz eines übermächtigen Bundesgenossen zu suchen. Mit dem Jahr 1808 fängt eigentlich die Geschichte Brasiliens und Rio de Janeiro's an, und wenn seit dieser Zeit auch keine großen Begebenheiten, keine blutigen Siege oder Niederlagen die Aufmerksamkeit verwöhnter und oberflächlicher Beobachter auf dies Land gezogen haben, so sind die Veränderungen, welche seit jener Epoche in dem geistigen und materiellen Zustande der ehemaligen Colonie und besonders der Hauptstadt vorgegangen sind, von der größten Wichtigkeit. Die neuesten Ereignisse, welche die Trennung Brasiliens von Portugal zur Folge hatten, sind weniger wichtig für die inneren Verhältnisse Brasiliens, als für die größeren Verhältnisse der allgemeinen Politik. Die sogenannte Emancipation Brasiliens kann in der That kaum als eine Veränderung in dem Zustande dieses Landes angesehen werden, da sie eigentlich bloß die Erhaltung und Legitimation des schon seit vielen Jahren faktisch bestehenden Zustandes zum Zweck und zur Folge hatte. Indem das Haus Braganza 1808 seinen Thron in Rio de Janeiro aufrichtete, hörte Brasilien auf eine Colonie Portugal's zu seyn, und trat in die Reihe selbstständiger Staaten, während Portugal selbst in eine fast gänzliche Nullität versank. Die Ereignisse von 1821 sollten das Mutterland aus dieser traurigen Lage reißen, indem sie den König vermochten nach seiner alten Hauptstadt zurückzukehren; allein es ist schwer zu begreifen, wie die Urheber jener Vorfälle die thörichte Hoffnung hegen konnten, daß Brasilien der Bewegung folgen

würde, welche eine wenig zahlreiche Parthei dem Mutterlande gegeben hatte; daß jenes Land wieder zu dem alten Colonialverhältniß herabsteigen wolle oder könne. Die Macht der Umstände, der Thatsachen, machte einen solchen Rückschritt unmöglich, und das Schicksal hatte die Leitung der Angelegenheiten Brasiliens in die Hände eines jungen Fürsten gelegt, der ohne kleinliche Rücksichten seine Lage zu übersehen und sich an die Spitze der Ereignisse zu stellen wufste. Brasilien schritt auf der einmal begonnenen Bahn unter der Leitung Don Pedros vorwärts ohne dem Impuls zu folgen, den das Mutterland ihm zu geben versuchte, und man kann mit weit mehr Recht sagen, daß Portugal sich von Brasilien losgerissen hat, als Brasilien von Portugal. Dies Ereigniß erscheint übrigens zu sehr als die unvermeidliche Folge bestehender Verhältnisse und Kräfte, als daß es im geringsten auffallend oder unerwartet seyn konnte, und das einzige bemerkenswerthe dabei ist vielleicht die glückliche Art womit in diesem Fall die europäische Politik die schwierige Aufgabe gelöst hat, die unwiderstehliche Macht der Thatsachen mit den Ansprüchen anerkannter Rechte und ausgesprochener Grundsätze zu versöhnen.

Schon die bloße Vergleichung der Einwohnerzahl von Rio de Janeiro vor 1808 mit der gegenwärtigen, giebt einen Begriff von dem Einfluß, den die Einwanderung des portugiesischen Hofes auf diese Stadt gehabt hat. Rio de Janeiro hatte 1808 höchstens 50,000 Einwohner, und damals war die Zahl der Weissen ohne alles Verhältniß geringer als die der Schwarzen. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerung von Rio 110,000 Einwohner, und das Mißverhältniß der Weissen zu den Schwarzen ist viel geringer als damals, indem, z. B., seit jener Zeit allein 24,000 Portugiesen sich in Rio niedergelassen haben; die große Zahl von Ausländern, besonders Engländern und Franzosen, ungerechnet, welche durch die Eröffnung der brasilianischen Häfen für fremde Flaggen herbeigezogen worden sind.

Die portugiesische Regierung hat seit der Ankunft Johann des Sechsten in Rio de Janeiro manche löbliche Versuche gemacht, mit den bürgerlichen Einrichtungen auch die öffentlichen Bildungsanstalten des Mutterlandes in Brasilien einzuführen. Wir wollen nicht entscheiden ob die Verpflanzung der portugiesischen Administration mit allen ihren Fehlern eine Wohlthat für Brasilien war, und ob nicht früh oder spät eine gänzliche Reform derselben nöthig seyn wird; soviel ist aber gewiß, daß die verschiedenen Lehranstalten, welche zum Theil mit großen Kosten und Anstrengungen in Rio errichtet worden sind; ihrer Bestimmung und dem Zweck ihrer Stifter nur sehr wenig entsprechen. Für den ersten Unterricht der untern und mittlern Volksklassen wurde bei diesen Anstalten wenig oder keine Rücksicht genommen, und diejenigen Mitglieder der höheren Stände, welche

das Bedürfnis einer umfassendern wissenschaftlichen Bildung fühlten, fanden bei diesen Anstalten dennoch keine Befriedigung, und waren genöthigt dieselbe entweder in Coimbra oder in den Lehranstalten Frankreichs und Englands zu suchen.

Es ist übrigens kein Zweifel, daß die Errichtung einer Universität im eigentlichen Sinne bei der jetzigen Lage Brasiliens unumgänglich nothwendig ist, und die Ausführung dieses Unternehmens würde hoffentlich künftige Reisende der Mühe überheben, die jetzt bestehenden Anstalten, wie z. B., die Akademie der schönen Künste, die Militärakademie, die Bibliothek der Carmeliter und andere zu nennen, ohne daß irgend etwas zu ihrem Lobe zu sagen wäre. Nützlicher sind ohne Zweifel die Aula de Chirurgia, wo untergeordnete Wundärzte gebildet werden, und die Aula do Comercio, wo junge Kaufleute einigen Unterricht in den zu ihrem Geschäft nothwendigen Kenntnissen finden. Die einzige Anstalt für klassischen Unterricht ist das sogenannte Lyceum, wo griechisch, lateinisch und Rhetorik mehr gelehrt als gelernt wird. Aus dem Gesagten läßt sich schon abnehmen, daß die Fortschritte, welche die Civilisation in Rio de Janeiro während der letzten achtzehn Jahre gemacht hat, mehr eine Folge der häufigern gesellschaftlichen und Geschäftsberührungen mit den europäischen Nationen ist. Sie trägt einen fremden Charakter und zeigt sich mehr in dem gesellschaftlichen Leben, in der Veränderung und Zunahme des Luxus, der Bedürfnisse, und in dem allmählig erwachenden Trieb nach einer umfassendern geistigen Bildung bei den höhern Ständen, als in dem wirklichen Vorhandenseyn gründlicher Kenntnisse und der allgemeinen Verbreitung ihrer Anwendung in den verschiedenen Zweigen der Künste, der Handwerke, der Manufakturen, des Ackerbaues, u. s. w. In allen diesen Dingen ist man in Rio noch weit zurück, weshalb auch der Handel dieser Stadt durchaus nur rohe Produkte ausführt, und dagegen fast alle Erzeugnisse der Kunst aus Europa erhält. Uebrigens ist kein Zweifel, daß die Bemühungen der Regierung, einige der für den Staat selbst wichtigsten Manufakturen, z. B., solche, die zum Kriegs- und Seewesen nöthig sind, im Lande selbst einzuführen, endlich den gewünschten Erfolg haben werden. Es muß zur Ehre der heranwachsenden Generation Brasiliens auch gesagt werden, daß sie von einem unbegrenzten Eifer zur Erlangung der Kenntnisse beseelt ist, deren Mangel sie vollkommen fühlt, und daß die Fortschritte, welche die große Zahl von jungen Brasilianern, die sich gegenwärtig in London und Paris aufhalten, in allen Zweigen der Wissenschaften machen, ihrem Vaterlande die erfreulichste Aussicht wesentlicher Dienste für die Zukunft versprechen. Der gesellschaftliche Ton in den höheren Ständen ist meistens eine Nachahmung der englischen Sitten, und diese sind der natürlichen Lebhaftigkeit

der Einwohner und zum Theil dem Clima selbst zu wenig angemessen, als dafs ein solches Gemisch einen angenehmen Eindruck auf den unbefangenen Fremden hervorbringen könnte, wie es ihm überhaupt auffallen muß, in einer so grofsartigen eigenthümlichen Natur alle die kleinlichen Thorheiten und Fesseln der europäischen und besonders der englischen guten Gesellschaft wieder zu finden; und, z. B., die Spaziergänger, welche den *passeio publico* besuchen, mit den neuesten Moden von Paris und London ausstaffirt zu sehen, die dem Künstler keinen sehr tröstlichen Anblick gewähren. Einen ausgezeichneten Platz in allen Gesellschaften nehmen die Geistlichen, besonders Ordensgeistliche ein, den sie auch im Ganzen wirklich durch ihr Betragen eben so sehr als durch ihre verhältnifsmäfsig höhere Bildung vollkommen verdienen.

Wie im Mutterlande, so hat auch in Brasilien und besonders in Rio die französische Literatur des verflossenen Jahrhunderts den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung der höheren Stände gehabt, und noch gegenwärtig ist sie fast die einzige fremde Literatur, welche durch Uebersetzungen oder in der Originalsprache den Portugiesen und Brasilianern einigermafsen bekannt ist. Dies ist um so auffallender, da die Zahl der in Rio ansässigen Engländer viel gröfser ist als die der Franzosen, und da der Handel die englische Sprache weit nothwendiger und allgemeiner macht als die französische, und die englischen Sitten weit mehr Nachahmer finden als die französischen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, welchen Einfluß die neuesten Veränderungen in der bürgerlichen Verfassung Brasiliens auf den Gang der Civilisation in diesem Lande haben werden, und in wiefern künftige Ereignisse denselben stören oder ihm eine andere Richtung geben können. Wenn einerseits das gesellschaftliche Leben der höheren Stände in Rio eben so wenig wie in den meisten grofsen Städten Europas dem Maler einen reichen Stoff zur Auffassung und Darstellung giebt, wie sehr er auch ihre sonstigen Vorzüge anerkennen mag, so wird er durch das bunte lärmende Gewühl unter den niedern Volksklassen reichlich dafür entschädigt. Hier findet man die afrikanische Race mit ihren Abarten immer mehr vorherrschend, sowohl durch ihre auffallende Farbe und ihre Zahl, als durch ihre Liebe zu bunten Farben und das laute Geschrei, womit sie sich selbst zur Arbeit aufmuntern, und durch die lärmenden Ausdrücke ihrer Fröhlichkeit. Sonderbar fällt dagegen das düstere Wesen der Indier auf, welche hier und da als Schiffer und Fischer oder Maulthiertreiber einen Platz in diesem Gemälde einnehmen. Eigentliche wilde Indier sieht man übrigens in Rio sehr selten, und ihre Erscheinung erregt auch bei den Einwohnern immer ein grofses Aufsehen. Am lebhaftesten ist das lärmende Treiben auf dem Platze

der sich von dem kaiserlichen Pallast nach dem Landungsplatz ausbreitet (Largo do paco). Hier versammeln sich, besonders Abends, Menschen aus allen Ständen, von allen Nationen und von allen Farben. Die Geschäfte des Aus- und Einladens der Schiffe auf der einen und der kaiserliche Pallast mit dem militärischen Gepränge des Hofes auf der andern Seite, tragen dazu bei dieses Gemälde zu beleben. Ein auffallender Gebrauch, der den Gesinnungen eines so aufgeklärten Fürsten eben so sehr zu widersprechen scheint, als dem Grade von Bildung und bürgerlicher Freiheit, auf den seine Unterthanen Anspruch machen, ist der, daß wenn der Kaiser vorüber fährt, die Begegnenden aus den Wagen steigen, während das gemeine Volk niederkniet. — Ein charakteristischer Zug in dem öffentlichen Leben zu Rio de Janeiro ist die große Anzahl von kirchlichen Feierlichkeiten, Prozessionen, u. s. w., und die lärmende Freude womit sie besonders von den untern Volksklassen in den Quartieren von Mata-porcos und Gamboa und Vallongo, durch Feuerwerk, Musik und Tanz gefeiert werden.

In ihrer Lebensart sind die Einwohner von Rio im Ganzen sehr mäßig, doch zeichnet sich darin besonders die wohlhabendere Mittelklasse aus. Ihre Nahrung ist einfach, und besteht besonders aus Früchten und andern Vegetabilien und Käse. Im Genuß geistiger Getränke sind sie außerordentlich sparsam. Dies gilt weniger von den unteren Volksklassen, denen aber starke Weine und Zuckerrohrbranntwein bis zu einem gewissen Grade nöthig sind, wenn die schweren Speisen, Mandioca und Mais, Bohnen und trocknes gesalzenes Rindfleisch, woraus ihre hauptsächlichliche Nahrung besteht, ihnen nicht schädlich werden sollen. Uebrigens sind Betrunkene auch unter den niedrigsten Ständen der Brasilianer sehr selten; häufiger findet man solche Unmäßigkeiten bei den Negern und noch mehr bei den Indiern¹. Der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit der Lebensart der Bewohner von Rio ist der verhältnißmäßig sehr gute Gesundheitszustand dieser Stadt. Eigentliche endemische und epidemische Krankheiten sind in Rio ganz unbekannt, was um so auffallender ist da in den nächsten Umgebungen der Stadt die sumpfigen Niederungen des Saco do Alferez sich ausdehnen, und da für die Reinlichkeit der Strafsen sehr wenig Sorge getragen wird, so daß auf den besuchtesten Plätzen zuweilen todte Hunde, Katzen und sogar Maulthiere Tage lang liegen bleiben.

¹ Wir bemerken ein für allemal daß wir unter Brasilianern, die in Brasilien gebornen Weissen, oder sich der weissen Farbe nähernden Einwohner verstehen.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Sitten und Gebräuche der Indier.

EIN Europäer, welcher nur die Seestädte Brasiliens besucht hat, und nur die Klasse der Kaufleute, der reichern Güterbesitzer, Beamten, u. s. w., und daneben den Pöbel der Städte kennt, sollte sich nicht das Recht anmassen, über dies Land und seine Bewohner abzurtheilen, was doch nur zu oft geschieht und wodurch nur zu oft einseitige, schiefe Urtheile und Ansichten verbreitet werden. Nur ein langer Aufenthalt im Innern des Landes, ein vertrauter Umgang mit dem Ackerbau treibenden Theil der Bevölkerung, mit den Pflanzern, kann zu einem gültigen Urtheil berechtigen, und in dieser Hinsicht können wir jedem, der sich über den eigentlichen Zustand von Brasilien unterrichten will, das treffliche Werk des Engländer's Koster, der mehrere Jahre lang in der Provinz Pernambuco auf dem Lande lebte, empfehlen. Die Ausdehnung, so wie der Zweck unsers Werkes, erlaubt uns nur diesen wichtigen Gegenstand im Allgemeinen zu berühren.

Die Lebensart, die Sitten, die Lage des brasilianischen Pflanzers sind zwar, wie man sich denken kann, verschieden, je nach dem Grad von Wohlstand dessen er genießt; noch mehr Einfluss hat aber in dieser Hinsicht die Art des Erwerbes, die er zu seinem Hauptgeschäfte macht; Viehzucht oder Ackerbau; und wiederum die verschiedenen Zweige des Ackerbaues, die in Brasilien getrieben werden; ferner die grössere Nähe oder Entfernung von der Küste, von grössern Städten, von besuchten Strassen.

Da die Zuckerpflanzungen sich meistens in der Nähe der Küste, in den Gegenden finden, wo die Bevölkerung zahlreicher und der Anbau älter ist, und da sie auch einen grössern Aufwand an Geräthschaften, Werkzeugen und Sklaven erfordern, so kann man im Ganzen die Eigenthümer der Zuckerpflanzungen als die Angesehensten unter den Pflanzern betrachten; dagegen findet sich auch bei ihnen im Ganzen weniger Originalität und Einfachheit der Sitten, als bei den kleinern Pflanzern des Innern, und die Reichern unter ihnen leben meistens in den Seestädten mit europäischem Luxus. Die Ländereien einer Zuckerpflanzung werden gewöhnlich auf dreierlei Art benutzt. Ein grosser Theil als Wald, für den Holzbedarf, der immer sehr bedeutend ist; ein anderer Theil für die eigentliche Zuckerpflanzung; ein dritter wird zum Unterhalt der Bewohner der Pflanzung mit

allerlei Früchten und Gemüsen bebaut; ein vierter bleibt den Sklaven überlassen. Außerdem aber bleibt meistens noch ein großer Theil des Grundes unbebaut, da es bei der großen Ausdehnung der Ländereien nur wenige Pflanzer giebt welche eine hinreichende Anzahl von Sklaven und hinreichende Fonds besäßen um sie ganz anzubauen. Aus dieser Ursache werden auch auf derselben Pflanzung oft neue Pflanzungen angelegt, während man die alten wieder unbebaut verwildern läßt, sobald der Boden anfängt einigermaßen erschöpft zu seyn und keine so reichen Aernten zu geben als im Anfange. Mit der zunehmenden Bevölkerung wird sich der Landmann in Brasilien ohne Zweifel bequemen müssen, sparsamer mit seinem Boden umzugehen und ihm durch künstliche Mittel neue Produktionskraft zu geben. Die Gebäude auf einer Zuckerpflanzung bestehen in der Regel aus folgenden: das Wohnhaus des Eigenthümers oder des Aufsehers, mit einem kleinen Stall für die Reitpferde. — Die Hütten der Neger, welche häufig in zwei gleichen Reihen zu beiden Seiten des Wohnhauses erbaut sind und eine Art von Hof einschließen. — Die Zuckermühle, die Zuckersiederei und die Raffinerie (*caza de purgar*). Diese verschiedenen Anstalten sind sehr selten unter einem Dach. In sehr bedeutenden Pflanzungen ist meistens auch eine eigene Capelle; ein besonderer Ort zum Gottesdienst darf aber auf keiner Pflanzung fehlen. Der Block (*cepo*), worein man widerspenstige Neger schließt, befindet sich meistens in dem Siedhaus. — Pflanzungen von dreißig bis vierzig Sklaven und eben so viel Pferden und Ochsen, gehören schon zu den bedeutendern. Die Pflanzungen vom ersten Rang haben aber wenigstens achtzig Neger. Auf solchen Pflanzungen, die nur Mandioca, Mais, Bohnen oder Baumwolle bauen, bedarf es so vieler Gebäude nicht; auch die Arbeiten sind hier einfacher, der Ertrag (außer der Baumwolle) geringer. Ein Wohnhaus für den Pflanzer und seine Familie, einige Hütten für die Neger, Stallungen und ein Schoppen (*rancho*) um allerlei Geräthschaften und die Aernte vor dem Regen zu schützen und um dem Vieh und den Sklaven von Reisenden ein Unterkommen zu geben; endlich eine kleine Mandiocamühle, ist alles was zur Anlage einer solchen Pflanzung erforderlich ist, und die Materialien dazu liefert der Wald, in dem die meisten Pflanzungen angelegt sind. Diese Gebäude bilden einige Höfe, die durch Mauern vollends geschlossen sind, und worin das Rindvieh und die Schafe gehalten werden. Zunächst um das Wohnhaus sind die Gärten und Pflanzungen angelegt, welche den Tisch der Hausgenossen mit Gemüse und Früchten versehen, und ihnen zugleich Schatten und den lieblichen Duft ihrer Blüten gewähren. Das Aushauen und Verbrennen des Waldes zur Anlage einer neuen Pflanzung nennt man *roçada*, die Pflanzung selbst heißt *roça*, der Pflanzer *roceiro*. Die wichtigste Rücksicht für einen *roceiro* ist, zur rechten Jahreszeit mit dem Aus-

brennen des Waldes und den ersten Zubereitungen des Bodens fertig zu werden, um die Säe- und Pflanzzeit nicht zu versäumen. Ist aber das Feld erst einmal bestellt, so bleibt gewöhnlich bis zur Aernthe wenig mehr zu thun, als die junge Pflanzung von Unkraut rein zu halten. Der Pflanze selbst behält sich die Aufsicht über die Sklaven vor, und da seine Besitzungen meistens sehr ausgedehnt sind, so geht leicht ein großer Theil des Tages mit diesem Geschäft hin.

Die Lebensart eines *roceiro* ist meistens sehr einfach, und nichts kann falscher seyn, als das Bild, was man sich häufig in Europa etwa nach Berichten aus Ostindien und Surinam von dem Müßiggang und Wohlleben eines brasilianischen Pflanzers entwirft. Nach der häuslichen Einrichtung, der Kleidung und Nahrung dieser Leute, würde sich ein Europäer schwer überzeugen, daß die meisten von ihnen wohlhabend, viele reich sind. Das Wohnhaus eines wohlhabenden Pflanzers hat nur ein Stockwerk. Die Wände sind aus Lehm gebaut, zuweilen geweißt, der Grund bis etwa zwei Fuß über dem Boden besteht aus unbehauenen Granitblöcken. Das Dach, mit breiten Hohlziegeln gedeckt, steht acht bis zwölf Schritte über die Wände des Hauses hervor, und ist auf hölzerne Säulen gestützt. Rings um das Haus läuft ein Altan, die sogenannte *varanda*, was an die Bauernhäuser in manchen Gegenden der Schweiz erinnert. — Die Thüre ist etwas über den Boden erhöht, und einige Stufen führen zu ihr hinan. Zuerst tritt man in einen großen Saal, der gewöhnlich als Eßzimmer für die ganze Hausbewohnerschaft dient. Dahinter befindet sich die Küche, welche zugleich das eigentliche Wohnzimmer der Haussklaven ist, die sich um den niedrigen Heerd versammeln. Rechts und links von jenem ersten Saale sind gewöhnlich noch zwei Zimmer, wovon eines von dem Hausherrn bewohnt wird, das andere meistens für Gäste leer bleibt. Ein anderes Eckzimmer, neben der Küche, ist für die Frauen bestimmt, und hat einen eigenen Ausgang auf die *varanda*, welche hier eine getrennte Abtheilung bildet. — In einer andern Ecke des Hauses, meistens in einem Theil der *varanda*, ist eine kleine Capelle für den häuslichen Gottesdienst befindlich. — Von der Küche führt eine kleine Hinterthür und Treppe in den Garten. — Thüren und Fensterladen sind sehr groß, von schwerem Holz. Glasfenster giebt es nicht. Das Hausgeräth besteht meistens nur aus einigen großen Kisten, worin Kleider u. s. w. verschlossen werden, und die zugleich als Sitze und oft als Bettstelle dienen, und aus einigen großen Tischen. Höchstens in dem Nebengemach findet man einige zierlichere Geräthschaften, als Spiegel u. s. w. Der Fußboden ist mit Matten aus Bambusrohr bedeckt wie auch die Plafonds, welche von den Sklaven im Haus verfertigt werden und, mit lebendigen Farben gebeizt, einen sehr freundlichen Anblick gewähren. — Die Kleidung der Männer besteht im Hause aus

einem baumwollenen Hemde und baumwollenen Beinkleidern; an den bloßen Füßen tragen sie eine Art großer Pantoffeln (*tamanca's*) und oft Sporen, um sogleich zu Pferde steigen zu können, da sie auch den kürzesten Weg selten zu Fuß machen. Die Damen tragen im Hause meistens nur ein weites baumwollenes Hemd, und werfen, wenn Fremde kommen, allenfalls einen groben Schal um. Eben so einfach ist die Nahrung des Pflanzers. Der Anfang des Mahls, was gegen Abend eingenommen wird, machen Mandiocamehl mit Orangen, dann folgen schwarze Bohnen mit Speck oder gesalzenem Fleisch, zuweilen kommt noch ein Huhn und Reis hinzu; dann schließt der Nachtisch von Käse und Früchten. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser. Dies ist in den meisten Fällen wirklich angeborne Mühsigkeit: denn wenn Fremde bewirthet werden sollen, oder bei andern ausserordentlichen Gelegenheiten, fehlt es nicht an feinen Speisen aller Art und europäischen Weinen und andern Leckereien. Diese werden Reisenden, auch wenn sie ganz fremd sind, vorgesetzt: der Hauswirth leistet ihnen dabei Gesellschaft, unterhält sie, trinkt ihnen allenfalls zu, und nachdem sie sich gesättigt haben, setzt er sich mit seiner Familie an denselben Tisch, um das gewöhnliche genügsame Mahl zu verzehren. In größern Pflanzungen wird zwar für die Sklaven besonders gekocht, allein wo nicht sehr viele Sklaven sind, und besonders auf den abgelegenern Pflanzungen im Innern des Landes, speisen gewöhnlich Herren und Sklaven sehr patriarchalisch an einem Tische. In ihrem Betragen gegen Fremde, und überhaupt im Umgange, sind die brasilianischen Pflanzer, besonders die Angesehenen, sehr ceremoniös, und haben viel von der lärmenden, wortreichen Höflichkeit der Portugiesen. Es ist zwar wahr, daß die Anerbietungen womit sie den Fremden überhäufen, sehr oft nur leere Formeln sind, besonders in den Gegenden die sehr vielen Besuchen ausgesetzt sind; allein eben so oft würde man diesen Leuten Unrecht thun, wenn man in ihrem ganzen Betragen nur Falschheit sehen wollte. Man findet oft, daß sie mehr halten als ihre Uebertreibungen hoffen lassen.

Obgleich die Art des Ackerbaues in Brasilien von dem Herrn wenig Nachdenken und wenig Arbeit fordert, so daß ihm der größte Theil seiner Zeit zum Mühsigange übrig bleibt, so bietet ihm die ihn umgebende Natur und seine abgesonderte Lage genug Anregungen zur Thätigkeit, zur Ausbildung und Uebung aller körperlichen Kräfte und vieler geistiger Fähigkeiten und Tugenden. Die Gefahren, welche ihm von wilden Thieren oder Menschen in seiner einsamen Wohnung und auf seinen Wanderungen drohen, die Entfernung aller derjenigen bewohnten Orte, wohin ihn seine Geschäfte oder sein Vergnügen führen, zwingt ihn von frühster Jugend an sich mit der Führung der Waffen, mit der Jagd, mit der Bändigung und Leitung der Pferde vertraut zu machen; und so ist es nicht zu verwundern,

dafs die brasilianischen Pflanzer meistens entschlossene, gewandte, kräftige Männer sind. Der ganze gesellschaftliche und bürgerliche Zustand ist, besonders in den Gegenden welche von den Hauptsitzen der Regierung entfernter sind, von der Art, dafs der Einzelne häufig in den Fall kommt, sich selbst Recht oder Rache zu schaffen und Unrecht abzuwehren, wobei die Sklaven welche ihn umgeben leicht bereit sind seine Sache auszufechten. Hiezu kommt noch der Einfluß einzelner Familien in gewissen Districten, der sich oft von der Zeit der ersten Ansiedlung herschreibt und nicht selten die Macht der Regierung unwirksam gemacht hat, entweder indem gewisse Familien und ihre Anhänger alle Stellen in ihrer Provinz oder ihrem District besetzen und die Macht der Gesetze zu ihren eigenen Zwecken anwenden, oder indem sie sich ihnen geradezu, zuweilen mit offener Gewalt, widersetzen, im Vertrauen auf ihre Verbindungen am Hofe oder unter den höheren Beamten, auf die Langsamkeit gerichtlicher Untersuchung und auf die sorglose Nachsicht der Regierung. Dieser Zustand, der viel von dem Feudalwesen des Mittelalters, wenigstens in seinem Verfall oder in seiner Entstehung hat, verschwindet zwar immer mehr vor einer strengern Administration; allein auch jetzt noch hängt in den entferntern Provinzen oft weit mehr von den persönlichen Eigenschaften und von den Familien-Verbindungen Einzelner als von ihrer Stellung und ihren Befugnissen als Regierungs-Beamten ab. Wenn die Gouverneurs der Provinzen, die *Capitães mores* der Districte, u. s. w., mit ihrer gesetzlichen Autorität zugleich einen hohen Grad von persönlichem Muthe, Klugheit und Rechtlichkeit verbinden, so wird es ihnen sehr leicht die Gesetze und Befehle der Regierung auszuüben und in Achtung zu halten: allein wenn ihnen diese Eigenschaften fehlen, so fällt sehr oft in der That die erste Stelle in allen öffentlichen Angelegenheiten irgend einem Privatmann zu, der durch solche Eigenschaften sich das Zutrauen der Menge, und einen Anhang verschafft hat, auf den er zählen kann, und es kommt dann sehr darauf an, ob ein solcher Mann seinen Einfluß zum Besten der öffentlichen Ruhe ausüben will, oder gegen sie. Dieser Zustand hat sogar eine eigene Klasse von Menschen hervorgebracht, welche sich ein anerkanntes Geschäft daraus machen, sich selbst in allen Fällen Genugthuung zu verschaffen, und man hat Beispiele von solchen *Valentoés*, die Jahre lang ungestraft die größten Gewaltthätigkeiten und Verbrechen begiengen, bis sie etwa den Zorn irgend einer einflußreichen Familie auf sich gezogen hatten, die dann zu ihrer Genugthuung die Gesetze und die öffentliche Macht anrief, oder bis ein Einzelner ihrer Frechheit mit Entschlossenheit zu begegnen wagte. In einem Lande wie Brasilien muß der Einfluß der Religion und der Geistlichkeit von der größten Wichtigkeit seyn, und es ist eben so wahr, dafs sie schon jetzt sehr viel Gutes, besonders auf dem Lande, wirkt,

als dafs es vergeblich seyn würde für's erste irgend eine materielle oder moralische Verbesserung in dem Zustande der brasilianischen Pflanzer anders als durch die Mitwirkung der Geistlichkeit zu erwarten. Jedem unbefangenen Beobachter wird ein längerer Aufenthalt in Brasilien, ein näherer Umgang mit den Pflanzern und mit den Landgeistlichen im Ganzen die günstigste Meinung von den persönlichen Eigenschaften dieser Letztern einflößen. Ihre Stellung als Rathgeber und Freund der Familien, als Tröster und Beschützer der Unterdrückten, als Friedensstifter zwischen entzweiten Familien, das Vertrauen, die herzliche Achtung womit sie überall empfangen werden, machen einen schönen und charakteristischen Zug in dem Leben der brasilianischen Pflanzer aus. Die einzigen gesellschaftlichen Vergnügungen des täglichen Lebens bestehen in der Unterhaltung, welche, bei dem fast gänzlichen Mangel an Kenntnissen und Bildung, ihr Interesse in allerlei Ereignissen des Tages in der Familie, bei den Nachbarn, in dem Distrikt findet, welche in so einfachen Verhältnissen leicht wichtig erscheinen, und in dem natürlichen Verstand und der Lebhaftigkeit, dem Witz der Theilnehmer. Eine Mandoline fehlt selten unter den Geräthschaften einer Pflanzerwohnung, und Musik und Tanz erheitern das häusliche Leben.

Die Einförmigkeit dieses Lebens wird kaum durch eine andere Veranlassung unterbrochen, als durch die Feste der Kirche, die um so wichtiger werden, da sie der Vereinigungspunkt der Pflanzer aus der ganzen Umgegend sind, die hier ihre Geschäfte ausmachen und neue anknüpfen. Der Sonntag in einer Aldea oder einem kleinen Flecken, der vielleicht gerade ein verehrtes Heiligenbild besitzt, bietet einen lebendigen Anblick dar, durch die einzelnen Pflanzerfamilien, welche von allen Seiten herbeiziehen, die Männer zu Pferde, die Damen entweder auch zu Pferde oder in Sänften von Maulthieren oder Sklaven getragen. Größere Kirchenfeste werden mit vielem Aufwande gefeiert, mit Feuerwerken, Tanz und Schauspielen, die freilich sehr an die ersten Anfänge der mimischen Kunst erinnern, aber wobei es dem derben Witz der Schauspieler meistens vollkommen gelingt, ihre Zuschauer zu befriedigen. Bei solchen Gelegenheiten werden geistige Getränke nicht gespart; allein wenn die Anwesenden auch nicht immer innerhalb der Grenzen der strengsten Mäßigkeit bleiben, so sind rohe Ausbrüche der Unmäßigkeit auf jeden Fall weit seltener als sie es unter ähnlichen Umständen bei den meisten europäischen Nationen seyn würden. Häufiger ist die Trunkenheit und ihre Folgen bei den Sklaven, und noch mehr bei den Indiern, wenn sie Gelegenheit haben, an solchen Festen Theil zu nehmen, was um so leichter der Fall ist, da dabei die ausgedehnteste Gastfreiheit herrscht, indem die Kosten des Festes der Reihe nach jeden Tag von einem oder mehrern der reichsten Pflanzer getragen werden,

welche der Geistliche des Ortes ernennt und die sich diese Wahl zur großen Ehre rechnen.

Um auch den entferntesten und einsamsten Pflanzerfamilien und ihren Sklaven den Genuß der Wohlthaten der Kirche zu sichern, giebt es Geistliche welche zu gewissen Zeiten des Jahrs umherziehen mit einem kleinen Altar, den sie vor sich auf dem Pferde oder Maulthier tragen, und auf dem sie gegen eine geringe Gabe in oder vor den Wohnungen der Pflanzer und Hirten Messe lesen. Eine andere Art von herumziehenden Geistlichen, jedoch aber nicht von der allerehrenwerthesten Gattung, sind gewisse Einsiedler, welche sich in irgend einer wilden Gegend eine Hütte bauen und eine Reliquie, die sie sich verschafft haben, der Verehrung der Gläubigen darbieten. Wenn diese sie nicht aufsuchen, so ziehen sie damit im Lande umher, und obgleich sie meistens ansehnliche Almosen dem Heiligen zu Ehren einnehmen, so scheinen sie doch nicht ganz auf seinen Schutz zu trauen, sondern sind meistens noch mit sehr materiellen Vertheidigungsmitteln versehen. Ein solcher würdiger Bruder, das Reliquienkästchen unter dem Arm, auf einem tüchtigen Pferde oder Maulthier und mit Flinte, Pistolen und breitem Waldmesser ausgerüstet, scheint eben nicht geeignet, bei denen die ihm begegnen Gefühle der Andacht zu erregen, und die entgegengesetzten der Furcht und des Mißtrauens, die näher liegen, sollen in manchen Fällen nicht ganz ungegründet seyn.

Eine besondere Erwähnung verdienen die sogenannten *Fazendas de crias*, oder Viehweiden, in den waldlosen Hügeln des hohen Binnenlandes, besonders in den Provinzen *San Paulo* und *Minas Geraes*. Die Weiden, welche einem Eigenthümer gehören, haben oft eine Ausdehnung von vielen *Lagoas*, und die Zahl des Viehes, sowohl Pferde als Rindvieh, beläuft sich oft auf mehrere Tausend: man hat deren sogar von dreißig bis vierzig tausend Stück. Die größern Heerdebesitzer leben jedoch meistens nicht auf den *Fazendas*, sondern überlassen die Besorgung der Heerde einem Pächter, der einen gewissen Antheil von dem Ertrag bekommt. Dies Geschäft ist sehr einträglich, da es dem Eigenthümer nicht möglich ist, eine genaue Uebersicht zu behalten. Die Wartung der Heerden ist das Geschäft eines Oberhirten (*vaqueiro*) und mehrerer Knechte (*piães*), die jedoch alle freie Leute sind. Sklaven braucht man in diesen Gegenden wenige und nur zur Besorgung der kleinen Arbeiten im Hauswesen.

Die Lebensart dieser *vaqueiros* ist noch einsamer und wilder als die der eigentlichen Pflanzer (*roceiros*). Ihr Geschäft erfordert sehr viel Muth und Gewandtheit zum Einfangen und zur Bändigung der wilden Pferde sowohl, als zur Wartung des Rindviehes, insofern hier nämlich von Wartung die Rede seyn kann. Die

Heerden laufen wild umher und werden nur zu gewissen Zeiten im Jahr von den berittenen *piães* in einen umzäunten Kreis (*rodeio*) getrieben. Hier werden die zweijährigen Rinder ausgesucht und verschnitten, den einjährigen das Zeichen des Eigenthümers eingebrannt und die mehrjährigen zum Schlachten eingefangen. Dies Letztere geschieht auf eine Art die sehr viel Gewandtheit erfordert. Der Hirt verfolgt zu Pferde den Ochsen, und wenn er ihn erreicht hat, sucht er ihm entweder sogleich eine starke Schlinge um die Beine zu werfen und ihn damit niederzureißen oder er stößt ihn zuerst mit einer Stange nieder und bindet ihm dann die Füße fest. Ausserdem besteht das Geschäft der Hirten darin, täglich die verschiedenen Weidplätze zu besuchen, damit sich das Vieh nicht verliert, und es vor wilden Thieren, besonders den Wölfen, welche in den *campos* häufig sind, zu schützen. Bei der großen Ausdehnung der Weidplätze kann dies nur zu Pferde geschehen, da der Hirt oft fünfzehn bis zwanzig *Legoas* in einem Tage zurückzulegen hat. In der Nähe der *Fazenda* wird auf einer umzäunten Weide (*corral*) immer eine gewisse Anzahl zahmen Rindviehes, besonders Kühe, gehalten, aus deren Milch ein Käse bereitet wird, der ein bedeutender Handelsartikel dieser Gegenden ist.

Die Pferdezucht erfordert nicht mehr Sorgfalt, aber eben so viel Anstrengung und körperliche Gewandtheit, als die Rindviehzucht. Die Pferde rennen gewöhnlich in Rudeln von zwanzig bis dreißig Stück umher; um sie zuzureiten, sie zu bezeichnen oder zu verkaufen, treiben zu gewissen Zeiten des Jahrs die *piães* einen solchen Rudel nach dem andern in eine Umzäunung. Die Pferde, welche das gehörige Alter haben, werden mit Schlingen eingefangen, mit Zangen an den Ohren und Lippen festgehalten, dann legt man ihnen einen Kappzaum an, und sogleich schwingt sich ein *pião* dem Pferde auf den Rücken, man läßt es los und es rennt nun so lange umher und sucht durch die wildesten Sprünge den Reiter abzuwerfen, bis es, durch die Anstrengung und durch Peitschenhiebe ermattet, dem Zaume anfängt zu gehorchen. Dann läßt man es wieder los, und es schleicht meistens traurig und ermattet umher, und die übrigen noch ungebändigten Pferde vermeiden es. Am folgenden Tage wird dieselbe Behandlung wiederholt; und so ist in wenigen Tagen das Pferd zugeritten. In jeder *Fazenda* werden einige tüchtige Esel gehalten zur Maulthierzucht, wozu immer eine gewisse Anzahl von Stuten in der Nähe der Wohnung auf einer besondern Weide gehalten werden.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Europäerleben.

EINES der wichtigsten, oder doch wenigstens auffallendsten Resultate der politischen Veränderungen und Begebenheiten, welche seit einigen Jahren in Brasilien vorgegangen sind und wovon Rio de Janeiro zum Theil der Schauplatz war, ist das zunehmende Interesse an allen Fragen, welche für die innern oder äussern Verhältnisse Brasiliens von einiger Wichtigkeit seyn können und die freie Aeusserung dieses Interesses. Wenn man diesen Zustand mit der Gewohnheit stummen Gehorsams gegen die Befehle der vom Mutterlande herübergesandten Behörden vergleicht, worin früher die Colonien aller europäischen Staaten und am meisten die südamerikanischen, gehalten wurden und welche als eine faktische Anerkennung der über allen Zweifel erhobenen Ueberlegenheit des Mutterlandes und seiner Einwohner erschien, und von diesen angesehen und benutzt wurde; so wird man nicht läugnen, dafs die lebhaften Diskussionen über politische Gegenstände, welche man gegenwärtig öffentlich unter allen Ständen von Rio de Janeiro hört, und wo die gemischten Gruppen von Geistlichen, Offizieren, Kaufleuten, Handwerkern, u. s. w., welche, wenn auch nicht immer mit vieler Sachkenntniß, doch mit vielem Eifer, vielem gesunden Verstand und Witz und einer großen Leichtigkeit des Ausdrucks die öffentlichen Interessen des Augenblicks diskutieren, einen wesentlichen charakteristischen Theil des Volkslebens in dieser Stadt bilden und von dem Künstler dargestellt zu werden verdienen. Ueber die Zweckmäfsigkeit dieser Diskussionen auf offener Strafsse, welche noch gegenwärtig bei südlichen Völkern an das öffentliche Leben der Alten erinnern, und welche zugleich die öffentliche Meinung bilden und aussprechen, giebt es, wie man leicht denken kann in Brasilien so gut als in Europa, verschiedene Ansichten: wenn aber die Mächtigen des Augenblicks zuweilen das Unbequeme dieses immer mehr um sich greifenden Triebes der Untersuchung und Mittheilung über Begebenheiten und Mafsregeln fühlen, deren gute oder schlimme Folgen alle Glieder der Gesellschaft treffen; so sollten sie wenigstens nicht verges-

sen, daß sie selbst diesen Geist hervorgerufen haben, und daß es jetzt schwerlich mehr in ihrer Macht steht, ihn wieder zu bannen. In wiefern diese Bemerkung auch für Europa gilt, mag dahin gestellt seyn; aber sie findet ihre Anwendung bei allen ehemaligen spanischen und portugiesischen Colonien in hohem Grade. Das Publikum in Brasilien dachte nicht daran, sich um die öffentlichen Angelegenheiten zu kümmern, oder die Mafsregeln seiner Beherrscher zu beurtheilen, bis es von Europa aus und von den Regierenden selbst dazu aufgefordert wurde, indem man sich in Proklamationen und offiziellen Artikeln an das Volk, an die öffentliche Meinung wandte, die bis dahin vielleicht keine Ahndung von ihrer eigenen Existenz hatte.

Dieser Geist wirkt unter Umständen im Süden noch mächtiger als im Norden, da er, auch wenn die Mittheilung durch Schrift und Druck gehindert und beschränkt wird, in lebendiger Rede und den häufigeren Berührungen, welche das Klima selbst unter großen Massen herbeiführt, mächtig um sich greift, und die Puerta del Sol in Madrid, der Rocio in Lisboa, und der Platz gleiches Namens vor dem kaiserlichen Pallast in Rio de Janeiro sind Mittelpunkte geistiger Kräfte, deren Wichtigkeit im kalten Norden nicht hinreichend gewürdigt werden kann. Es ist übrigens nicht zu verwundern, daß die öffentliche Meinung in Rio sich entschiedener zu Gunsten der gegenwärtigen Regierung ausspricht als in manchen Gegenden Brasiliens. Die Gegenwart des Kaisers und des Hofes verschafft der Stadt nicht nur sehr viele materielle Vortheile, welche entferntere Theile des Reichs entbehren, sondern die Persönlichkeit des jungen Herrschers ist auch von der Art, daß sie ihm überall, wo er sich öffentlich zeigt, eine verdiente Popularität sichert. Ein charakteristischer Zug von ihm, der den Enthusiasmus eines großen Theils seiner Unterthanen leicht erklärt, ist die Art, wie er im Jahr 1822 die in der Provinz Minas Geraes ausgebrochenen Unruhen stillte. Kaum hatte er die erste Nachricht davon erhalten, so setzte er sich mit einigen Adjutanten zu Pferde und eilte nach jener Provinz, wo es ihm durch seine bloße unerwartete Erscheinung gelang, die Ruhe wieder herzustellen, obgleich er durchaus keine Truppen mitgebracht hatte. Hierauf machte er den Weg von Villa-Rica nach Rio de Janeiro zurück, eine Entfernung von 75 Legoas (92 Stunden), in fünfthalb Tagen zu Pferde, und erschien sogleich im Theater, wo er von seiner Loge herab dem erstaunten Publikum die erste Nachricht von der Stillung der Unruhen mittheilte. — Nicht weniger zeichnete er sich durch wohlberechnete Mafsregeln und durch persönliche Entschlossenheit bei der Ausführung aus, als im selben Jahre die portugiesischen Truppen sich weigerten, sich

nach Lisboa einzuschiffen. An der Spitze der Militz zwang er sie, nach dem gegenüber liegenden Ufer überzusetzen : dort schnitt er ihnen die Lebensmittel ab, und begab sich endlich auf eine Corvette, die dicht am Ufer vor Anker lag, und verließ sie nicht eher, bis die Portugiesen alle eingeschifft waren. Man sah ihn selbst eine Kanone gegen sie richten und den Artilleristen die Lunte aus der Hand reißen, um bei dem geringsten Widerstande Feuer zu geben. — Auch bei der Auflösung der ersten repräsentativen Verfassung war es gewiß nicht Mangel an Energie, was ihm vorgeworfen werden kann.

Es ist kein Zweifel, daß wenn dieser Fürst, der so entschiedene Beweise von Entschlossenheit und von unermüdlicher Thätigkeit gegeben hat, sich nicht durch unwissende oder übelwollende Rathgeber verleiten läßt, seine Interessen von denen der Brasilianer zu trennen und sie fremdem Einflusse aufzuopfern; wenn er die Stimme der öffentlichen Meinung und ihrer Repräsentanten achtet und anhört, auch wo er ihren Wünschen nicht genügen kann, seine Regierung auf immer nicht nur als eine der denkwürdigsten, sondern auch der ruhmvollsten Epochen in der Geschichte der neuen Welt da stehen kann.

Einer der ersten Gegenstände, welcher trotz seiner ausserordentlichen Wichtigkeit für ein Land wie Brasilien, von der Regierung nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt zu werden scheint, die er verdient, ist die Colonisation des Landes durch europäische Einwanderer. Die Vortheile, welche für Brasilien aus einer sorgfältigen und zweckmäßigen Leitung dieser Angelegenheit entspringen müßten, sind zu in die Augen fallend, als daß es nöthig wäre sie hier weiter auseinander zu setzen; sie würde der Regierung mehr wie irgend eine andere Einrichtung die Mittel an die Hand geben, die Fortschritte der Civilisation zu beflügeln und zu leiten. Wir wollen nur auf eine Seite dieses Gegenstandes aufmerksam machen, die noch nicht hinlänglich beachtet worden ist, nämlich den Einfluß, den die Zunahme der weissen Bevölkerung Brasiliens und der neuen Welt überhaupt, durch Einwanderungen aus Europa auf das Verhältniß der Schwarzen und Sklavenbevölkerung und auf die einstige mühe- und gefahrlose Abschaffung des verderblichen Systems der Sklaverei haben kann, indem sie theils die Gefahren, welche man vielleicht sehr übertrieben von der Emancipation der Sklaven fürchtet, in selbem Mafse vermindert; als sie der weissen Bevölkerung auch an Zahl das Uebergewicht sichert; theils aber durch die Zunahme der freien Arbeit die Sklavenarbeit selbst theurer und das Sklavensystem immer weniger vortheilhaft, also dem eigenen Interesse der Herren seine gänzliche Abschaffung wünschenswerth machen muß. Unglücklicherweise hat der schlechte Aus-

gang der meisten Ansiedelungsversuche, sowohl bei der brasilianischen Regierung selbst, als noch weit mehr bei dem Publikum in Europa, und besonders in Deutschland, gegen alle ähnlichen Unternehmungen ein sehr ungünstiges Vorurtheil hervorgebracht. Es sey uns daher erlaubt, hier kurz die Ursachen dieses Mislingens und der Mittel, künftigen Versuchen ein günstigeres Resultat zu sichern, zu berühren.

So wenig es nun auch zu verwundern ist, daß diejenigen, welche das Opfer solcher Unternehmungen wurden, die Schuld des Mislingens überall suchen, nur nicht in ihren eigenen Fehlern, und daß das Publikum sich von solchen Klagen zu sehr verkehrten Ansichten über den Gegenstand hat verleiten lassen, so werden uns doch sicher alle sachkundigen, unparteiischen Personen beipflichten, wenn wir behaupten, daß diese Getäuschten lediglich ihre eigenen Fehler und Thorheiten büßen, und daß besonders die Vorwürfe, welche man der brasilianischen Regierung in dieser Hinsicht gemacht hat, durchaus ungegründet sind. Die Verbindlichkeiten, welche die Regierung in den von ihr anerkannten und ausgehenden Einladungen an Auswanderer übernimmt, hält sie gewissenhaft: wenn aber dagegen die Auswanderer den Lügen der untergeordneten Agenten und Werber Glauben beimessen und sich dann in ihren Erwartungen getäuscht sehen, so ist dies offenbar ihre eigene Schuld, um so mehr, da sie von den Behörden in ihrem Vaterlande zur Genüge gewarnt werden. Wer nach Brasilien auswandert, um schnell und ohne Mühe *sein Glück* zu machen; wer ohne Geldmittel und ohne nützliche Fertigkeit dort ankömmt und sich auf die Unterstützung der Regierung verläßt, geht seinem sichern Verderben entgegen; wer dagegen mit der Erwartung, dem festen Vorsatz und der Fähigkeit auswandert, während einiger Jahre angestrenzter Arbeit, allem zu entsagen, was nicht zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehört; wer, allen europäischen Begriffen, besonders allem europäischen Dünkel entsagend, sich nicht schämt von den Eingebornen zu lernen, der kann, wenn nicht ganz besondere Unglücksfälle eintreten, mit Sicherheit darauf rechnen, in einigen Jahren für sich und die Seinigen eine Stellung zu erlangen, wo, freilich bei fortwährender Arbeit, sie keinen Mangel mehr zu fürchten haben, vielleicht sogar einige Aussichten auf Wohlstand, selten oder nie auf Reichthum finden. Daß auch hiezu ein kleines Kapital zum ersten Anfange fast unentbehrlich ist, ist begreiflich, besonders für den Landmann, der gewöhnlich ein theures Lehrgeld bezahlen muß, ehe er seine europäischen Begriffe den dortigen Umständen angepaßt hat. Vortheilhafter sind die Aussichten des Handwerkers, dessen Arbeit außerordentlich gut bezahlt wird, der aber auch um so größern Versuchungen ausgesetzt ist, das leicht Erworbene zu vergeuden, und

sich dem Einflusse des Clima's, den Verführungen der Seestädte hinzugeben. Auch die Auswahl der Gegenden ist für den landbauenden Auswanderer von großer Wichtigkeit, und ein Hauptgrund des Verderbens für die Meisten ist die Ansiedlung in den heißen, feuchten Küstengegenden, wo die ungebändigte, strenge, fremde Natur der Tropen sie bald überwältigt, statt daß die hochliegenden Provinzen des Innern, zum B. San-Paulo, dem europäischen Landbau viel angemessener sind. — Während wir jedoch die Möglichkeit des Gelingens solcher Unternehmungen darzuthun suchen, so müssen wir dennoch hinzu setzen: wer in Europa noch irgend eine Aussicht hat, im Schweisse seines Angesichts sein tägliches Brod zu erwerben, der bleibe daheim und nähre sich redlich.

Einer besondern Erwähnung verdient der Versuch, den die Regierung gemacht hat, die chinesische Theepflanze und eine Anzahl von Chinesen in Brasilien zu colonisiren. Dieses Unternehmen hat zwar bis jetzt noch keine bedeutende Resultate gehabt, was auch vernünftiger Weise in so kurzer Zeit nicht zu erwarten stand; allein es ist durchaus kein Grund vorhanden, an dem endlichen Gelingen derselben zu zweifeln, und die Folgen, welche die Acclimatisation dieses wichtigen Handelsartikels in Brasilien für den Welthandel haben muß, sind von der Art, daß kaum ein Gegenstand mehr als dieser die ganze Aufmerksamkeit einer weisen Regierung verdient. Man bedenke nur, daß England allein jährlich für etwa 3 Millionen Pfund Sterling Thee aus China einführt, und daß dieser Artikel größtentheils mit Piastern bezahlt werden muß, so daß der Orient der Schlund ist, der den größten Theil der edlen Metalle verschlingt, welche von Amerika nach Europa fließen. Es ist kein Zweifel, daß das Aufhören des Zuflusses der edlen Metalle aus Amerika und der fortdauernde Abfluß nach dem Orient, eine der Hauptursachen der beispiellosen Crisis ist, welche in dem Geld- und Handelssystem Englands und Europa's überhaupt vor einiger Zeit eingetreten ist. Welche ungeheure Veränderung in diesem ganzen für Europa so verderblichen Handelssystem läßt sich aber nicht von der Acclimatisation des Thees in Brasilien erwarten? Sobald Europa seinen Bedarf an Thee ganz oder größtentheils aus Brasilien beziehen könnte, so wäre es nicht mehr gezwungen, denselben mit edlen Metallen zu bezahlen, sondern es könnte für den ungeheuern Betrag des Thees, den es jährlich konsumirt, Waaren nach Brasilien senden. Der Abfluß der edlen Metalle nach dem Orient würde gehemmt und die europäische Industrie würde sowohl in dem vermehrten Kapital als in dem vermehrten Absatz einen neuen, mächtigen Impuls erhalten. Die Vortheile einer solchen Veränderung für Brasilien fallen in die Augen,

und wir bemerken blofs, dafs gegenwärtig auch von Brasilien aus zuweilen grofse Exportationen von edlen Metallen nach dem Orient Statt finden, wodurch ein höchst nachtheiliges Schwanken, ein oft sehr plötzliches, unverhältnifsmäfsiges Steigen in ihrem Werthe entsteht.

Die Versuche, welche bis jetzt an dem Anbau der Theepflanze gemacht worden sind, verdankt man besonders dem vormaligen Minister, Grafen von Linhares, der vor einigen Jahren mehrere Theestauden und auch einige Chinesen zu deren Wartung kommen liefs, und beim botanischen Garten, der in geringer Entfernung von der Stadt, hinter dem Corecovado an dem kleinen See Lagoa Rodrigo das Freitas liegt, eine Theepflanzung anlegte. Im Jahr 1825 betrug die Zahl der Theesträuche 6000; sie sind reihenweise, drei Fufs von einander gepflanzt, und gedeihen vollkommen: ihre Blüthezeit dauert vom Julius bis in den September, und die Samen werden ganz reif. Die Blätter werden dreimal jährlich mit Auswahl gebrochen, dann auf thonernen Oefen leicht gedörret, und nach ihren verschiedenen Sorten eingetheilt, wie es in China geschieht.

Man wirft jedoch diesem Thee mit Recht vor, dafs er nicht den feinen, aromatischen Geschmack habe, wie die bessern chinesischen Sorten, sondern etwas herb und erdig schmecke. Dieser Fehler läfst sich jedoch leicht daraus erklären, dafs die Pflanze noch nicht lang genug eingeführt worden ist, um sich vollkommen zu acclimatisiren; und man kann mit Recht hoffen, dafs eine länger fortgesetzte sorgfältige Pflege dem Thee in Brasilien alle die Eigenschaften geben oder erhalten wird, die an dem besten chinesischen Thee geschätzt werden. Unterrichtete Männer glauben, dafs der erdige Geschmack des brasilianischen Thees gröfstentheils einem Fehler in der Behandlung der Blätter nach der Aernte, besonders beim Dörren, zuzuschreiben ist, und dafs man bei der Auswahl der Chinesen, welche man zu diesem Geschäfte hat kommen lassen, nicht sorgfältig und vorsichtig genug gewesen ist. Es ist leicht einzusehen, wie wichtig es bei dieser Unternehmung ist, nur solche Chinesen kommen zu lassen, die in ihrem Lande den Theebau wirklich getrieben und darin erfahren sind; sonst wäre es ungefähr so, als wenn man etwa holsteinische Bauern nach Brasilien kommen lassen wollte, um den Weinbau dort einzuführen. So lächerlich und schädlich ein solcher Mißgriff wäre, so scheint es doch nicht, dafs man ihn hier ganz vermieden hat.

Die Zahl bei der Lagoa de Rodrigo Freitas und auf der Pflanzung von Santa Cruz angesiedelten Chinesen beträgt gegen 300, wovon jedoch die wenigsten unmittelbar sich mit dem Theebau beschäftigen; viele davon sind Mäckler und Köche:

sie vertragen das brasilianische Clima sehr gut, und mehrere haben sich im Lande verheirathet. Es wäre die Frage, ob chinesische Colonisationen auf einen größern Fufs nicht sehr vortheilhaft für Brasilien wären und von der Regierung begünstigt zu werden verdienten. Die zunehmenden Ansiedelungen von Chinesen in den brittischen Colonien von Australien scheinen wenigstens diesen Gegenstand einer reiflichen Ueberlegung zu empfehlen.

Wir können diese kurze Nachricht von der Lebensart der verschiedenen Bewohner der Hauptstadt Brasiliens und ihrer nächsten Umgebung nicht schliessen, ohne einige Worte über die angenehmste Seite derselben, das Landleben der wohlhabendern Einwohner beizufügen. Schwerlich läfst sich etwas reizenders denken, als die Landhäuser, welche besonders südlich von der Stadt, an dem Strande von Catete und Botafogo auf den Abhängen des Gebirges und in den Thälern, welche sich nach der Bay zu öffnen, zerstreut sind. Eines derselben, welches auch durch seine Lage und geschmackvolle Bauart ausgezeichnet ist, verdient schon deshalb bemerkt zu werden, weil es lange Zeit von einem Manne bewohnt worden ist, der aus dem ungeheuern Schiffbruch unsers Jahrhunderts sich an diesen gastfreien Strand gerettet hatte und, von der üppigsten Vegetation der neuen Welt umgeben, das Andenken an den Steuermann bewahrte, der indessen, als neuer Prometheus an den kahlen Felsen gefesselt, verschmachtete. — Möchten alle Schiffbrüchigen, an denen das alte Europa noch in Zukunft das Strandrecht üben wird, in der neuen Welt eine so liebliche Zukunft finden!

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Europäer in Bahia und Pernambuco.

DER gesellschaftliche Zustand der Einwohner von Bahia und Pernambuco, ihre Sitten und Lebensart, ihr Charakter, bieten sehr viele Analogien dar, und unterscheiden sie in mancher Hinsicht von den Bewohnern von Rio de Janeiro und den südlichen Provinzen. In den beiden ersteren Städten haben zwar ebenfalls seit der Epoche welche Brasilien dem europäischen, besonders dem englischen Handel öffnete, europäische Bedürfnisse, Genüsse, Ansichten und Kenntnisse einen immer wachsenden Einfluß gewonnen; doch scheinen die Nordbrasilianer weniger die glänzenden Aussenseiten europäischer Bildung ergriffen zu haben als die ernsteren Gaben der Betriebsamkeit, der Wissenschaften. Beide Städte sind weniger glänzend als der Sitz des kaiserlichen Hofes; aber sie tragen mehr den Charakter allgemeiner Wohlhabenheit und unabhängiger Thätigkeit. Dies gilt besonders von den untern und mittlern Volksklassen. Die Zahl der kleinen Landeigenthümer, der freien Arbeiter ist größer als in den südlichen Provinzen; das Volk ist weniger lärmend, weniger ausschweifend und weniger verweichlicht als in Rio de Janeiro. Der gemeine Mann, von welcher Farbe er auch sey, zeigt einen gewissen Stolz, eine Entschlossenheit, die freilich sehr oft auch zu Gewaltthaten, Beleidigungen und Selbstrache führt.

Die Nordbrasilianer zeichnen sich besonders als Seeleute aus, und der Wallfischfang ernährt eine bedeutende Anzahl von Menschen in diesen Provinzen. Schon die Flöße deren sich die Fischer an der Küste bedienen, geben ihnen von früher Jugend an Gelegenheit sich mit der See und allen ihren Gefahren vertraut zu machen. Diese sogenannten *Jangadas* bestehen aus fünf bis sechs Stücken eines leichten Holzes, die auf eine besondere Art zusammengefügt sind; sie haben ein großes lateinisches Segel, einen schmalen Sitz für den Steuermann und ein gabelförmiges Holz woran einige Lebensmittel und Wassergefäße gehängt werden. Auf diesem unsichern Fahrzeuge vertrauen sich zwei bis drei Menschen den Wellen, die sie oft ganz den Blicken des verwunderten Zuschauers entziehen.

In Pernambuco haben vielleicht noch mehr wie in andern brasilianischen Städten die Ideen, welche das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert in Europa hervorgehoben haben, Eingang gefunden; allein auffallend ist es hierbei, daß in Brasilien, und besonders in den nördlichen Provinzen, die Geistlichkeit wenig oder nichts an Einfluß durch diese Veränderung in den Ansichten des Volkes verloren hat; sondern daß sie im Gegentheil in mancher Hinsicht, wenigstens bis jetzt, an der Spitze dieser Bewegung zu stehen scheint. Der Reisende, der in Bahia oder Pernambuco die Pracht und die Andacht sieht womit die Feste der Kirche gefeiert werden, kann sich wenigstens schwer überzeugen, daß die gegenwärtige Lage Brasiliens größtentheils durch Ideen herbeigeführt worden ist und auf Grundsätzen beruht, welche in Europa die katholische Kirche als ihren entschiedensten Gegner erkennen.

Ehe wir von Pernambuco und von Brasilien Abschied nehmen, sey uns ein Blick auf die Geschichte jener Provinz vergönnt. Die früheste Geschichte von Pernambuco bietet wenig oder nichts Bemerkenswerthes dar. Im Jahr 1534 gründete Duarte Coelho Pereira, der nach dem damaligen Colonisationssystem mit diesem Theile der Küste belohnt worden war, die Stadt Olinda. Allmälige Zunahme dieser Colonie durch Handel und Ackerbau, Unterhandlungen mit den Cahetes und andern Indiern welche diesen Theil der Küste bewohnen, allmälige Bemühungen der portugiesischen Regierung, die Gewalt der ersten Lehnsleute in den Colonien zu vermindern und sie den von Portugal ernannten und abgeschickten Generalcapitains zu unterwerfen; endlich einige Versuche der Franzosen, sich an diesem Theile der Küste niederzulassen, nachdem sie von Rio de Janeiro vertrieben worden waren — dies sind die Ereignisse welche das erste Jahrhundert der Existenz von Pernambuco bezeichnen. Wenn man die Hülfsmittel aller Art bedenkt, welche der Reichthum des Bodens an dieser Küste darbietet, so kann man nicht läugnen, daß der Wachstum dieser Colonien nur sehr langsam vor sich gieng. Dies läßt sich leicht aus dem Charakter der ersten Ansiedler, welche meistentheils nicht sowohl Kaufleute und Landbauern, sondern auch Soldaten und Abentheurer aller Art waren, und aus den ersten bürgerlichen Einrichtungen der neuen Colonien erklären, welche eine rohe Nachbildung des europäischen Feudalwesens darboten, und Kriegszüge gegen die Indier, so wie andere gefahrvolle Unternehmungen, weit mehr beförderten als die ruhigen Fortschritte des Ackerbaues und des Handels. Wenn diese Einrichtungen und der Einfluß den sie auf den Charakter der Colonisten haben mußten, aber auch der Benutzung der Hülfsmittel der Colonie und ihrer Blüthe in mercantilischer Hinsicht manches Hinderniß in den Weg legten,

so mußten sie offenbar dazu beitragen, den Pernambucanern jenen kriegerischen Muth, jene Ausdauer, jene Liebe zur Freiheit zu geben, welche zu entwickeln sich ihnen bald eine Gelegenheit darbot, und welche ihnen eine der rühmlichsten Stellen in der Geschichte aller Völker anweist.

Diese Veranlassung war der Versuch der Holländer, sich in Brasilien festzusetzen und die Pernambucaner ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Nachdem sie durch den spanischen Admiral Don Fadrique de Toledo von Bahia vertrieben worden waren, wandten die Holländer alle ihre Anstrengungen gegen Pernambuco. Der spanische Hof, von den Rüstungen der Freistaaten unterrichtet, sandte einen portugiesischen Feldherrn, Mathias de Albuquerque, mit einigen Truppen nach Pernambuco, um den Oberbefehl zu übernehmen und Vertheidigungsanstalten zu treffen. Seine Streitkräfte waren jedoch zu gering, um die schlechtbefestigte Stadt Olinda gegen eine zahlreiche mit allen Kriegsbedürfnissen und mit Landungstruppen versehene holländische Flotte zu vertheidigen, welche sich im Jahr 1630 der Stadt und des Hafens nebst Recife bemächtigten. Allein wie in Bahia, so zeigte es sich auch hier, daß die Eroberung der Hauptstadt das Schicksal der Provinz nicht entscheiden könne. Die Pernambucaner, durch die Grausamkeiten der holländischen Truppen noch mehr erbittert, ergriffen in der ganzen Provinz die Waffen, und die Holländer blieben auf den Besitz der Hauptstadt und einiger anderer festen Punkte beschränkt, von wo aus sie das ganze Land verwüsteten, und dagegen nicht selten von den Pernambucanern mit bedeutendem Verlust angegriffen und zurückgetrieben wurden. Diese waren jedoch zu schwach an disziplinierten Truppen und zu wenig mit Waffen und Kriegsbedarf versehen, um etwas Entscheidendes zu unternehmen. Eine Flotte ward von Spanien aus unter dem Admiral Oquendo abgeschickt, um die mexikanischen Galionen zu schützen und zugleich einige Verstärkung nach Pernambuco zu bringen. Auf der Höhe von Olinda traf Oquendo die holländische Flotte unter Admiral Patry, und nach einem wüthenden Kampfe wurden die Holländer geschlagen und gezwungen sich nach dem Hafen von Recife zu flüchten. Der Admiral Patry, dessen Schiff schon genommen war, entzog sich durch einen freiwilligen Tod der Gefangenschaft, und sicherte sich in seiner Niederlage seinen ewigen Ruhm, dessen Denkmal der Ozean selbst ist. Er stürzte sich von seinem Schiffe ins Meer, indem er ausrief: « Der Ozean ist das einzige Grab eines holländischen Admirals würdig! »

Oquendo setzte 700 Mann unter dem General Bagnolo ans Land, und die Holländer in dem ersten Schrecken verließen Olinda, nachdem sie es in Asche gelegt

hatten, und zogen sich nach Recife zurück. Es ist hier nicht der Ort, alle Wechsel und Vorfälle dieses Kampfes aufzuzählen, worin es der hartnäckigen Ausdauer der Holländer, das einmal begonnene Unternehmen durchzuführen, von wiederholten Verstärkungen aus Europa und allen Vortheilen der überlegenen Kriegskunst und des Reichthums unterstützt, endlich nach vier Jahren, trotz des heldenmüthigen Widerstandes der aller fernern Hülfe aus Europa beraubten Pernambucaner, gelang, sich nicht nur Pernambuco's, sondern auch der benachbarten Provinzen gegen Süden bis nach Bahia zu bemächtigen. Uneinigkeit unter den Anführern der Brasilianer, Unfähigkeit oder Verrath des Generals Bagnolo, eines Neapolitaners, endlich der Verrath des Mulatten Calabar, der, zu den Holländern übergehend, ganz besonders zu dem Gelingen ihrer Unternehmungen beitrug, waren hauptsächlich die Ursachen welche endlich den muthigen Widerstand der Pernambucaner und viele ihrer anfangs glücklichen Unternehmungen vereitelten. Wenn aber auch die Namen einiger von den Vertheidigern der Freiheit Brasiliens von der Geschichte tadelnd genannt werden, wenn sie den Namen eines Verräthers brandmarkt der später der Rache seiner Landsleute nicht entgieng, so sind der Namen, welche durch die edelste Aufopferung, den kühnsten Heldenmuth, mit List und Besonnenheit gepaart, die Unsterblichkeit in den Annalen der neuen Welt verdient haben, nicht wenige, und als Adelsbrief der schwarzen und der rothen Menschenraçen glänzen vor allen die Namen des Negeranführers *Henrique Diaz* und des Indierhäuptlings *Cameram*.

Auch als alles verloren schien, verschmähte es ein großer Theil der Bewohner von Pernambuco sich den Holländern zu unterwerfen. Sie wanderten mit Weib und Kind nach dem benachbarten Porto-Calvo, und als sie auch dort von den Holländern vertrieben wurden, nach Bahia aus. Viele von ihnen, ihre Weiber und Kinder verloren auf diesen Zügen in den Wüsten von Sertaos durch Hunger und Ungemach das Leben. Der Ueberrest trug wesentlich dazu bei, Bahia vor dem Angriffe des holländischen Feldherrn Moritz von Nassau zu schützen.

Um diese Zeit (1638) schien es entschieden zu seyn, daß Brasilien künftig zwischen Holland und Portugal getheilt bleiben sollte, um so mehr, da auch der letzte Versuch mißlang, der von Seiten des spanischen Hofes zur Rettung Pernambuco's durch eine Flotte unter Francisco Mascarenhas unternommen wurde. Moritz von Nassau suchte in den von ihm eroberten Provinzen durch eine kräftige, weise Verwaltung die Wunden zu heilen, welche ein langer Verwüstungskrieg geschlagen hatte. Die Betriebsamkeit der Holländer schien auch bald die schnellste Entwicklung und

Benutzung der Hülfsmittel dieses reichen Landes zu versprechen und Pernambuco zu einer der wichtigsten Colonien der damals ersten Seemacht Europa's erheben zu sollen. Ein Ereigniß was auf den ersten Anschein alle diese Aussichten noch mehr sichern zu müssen schien, trug jedoch wesentlich dazu bei, sie mit einem Schlag zu zerstören. Am 1sten Dezember befreite eine der ruhmvollsten Verschwörungen welche die Geschichte aufzuweisen hat, Portugal von dem spanischen Joch und erhob das Haus Braganza auf den Thron. Hiedurch schienen die vereinigten Staaten an Portugal einen natürlichen Bundesgenossen gegen Spanien zu gewinnen, und der neue seines Thrones noch nicht sichere Herrscher sah sich genöthigt durch einen zehnjährigen Waffenstilland den Holländern den ruhigen Besitz ihrer Eroberungen von Brasilien zu sichern. Die Holländer selbst jedoch brachen diesen Vertrag durch einen treulosen Angriff auf Maranham; zugleich ward Moritz von Nassau von den eifersüchtigen Häuptern der Republik zurückgerufen und die Verwaltung der eroberten Provinzen dreien Commissarien anvertraut, welche in kurzer Zeit die Erbitterung der Pernambucaner, die Nassau's weise und kräftige Regierung einigermaßen beruhigt hatte, durch kleinliche Plackereien aller Art, endlich sogar durch religiöse Intoleranz aufs äusserste steigerten. Da unternahm es ein junger Mann, Fernandez Vieira, sein Vaterland von dem verhafsten Joche zu befreien. Vieira gehörte zu einer geachteten Familie und besafs ausgedehnte Pflanzungen in der Provinz; er hatte sich schon in den früheren Kämpfen gegen die Holländer ausgezeichnet, und als eben dem Knabenalter entwachsener Jüngling bei der Einnahme von Olinda mit sieben und dreissig Gefährten das kleine Fort San Jorge sechs Tage lang gegen die ganze Macht der Holländer vertheidigt und es endlich nur auf ehrenvolle Bedingungen übergeben. Die Zumuthung des Versprechens, nie wieder gegen die Holländer zu fechten, hatte er mit Verachtung abgewiesen. Im Jahr 1645 hatte Vieira einen Plan entworfen um sich der Hauptstadt der Provinz zu bemächtigen: durch Verrath ward er entdeckt und entschlofs sich sogleich durch offene Empörung den Folgen dieses Verraths zuvorzukommen. An der Spitze eines schwachen schlecht bewaffneten Haufens griff Vieira die Holländer an. Seinem unerschütterlichen Muthe, seiner Klugheit, seiner glühenden Vaterlandsliebe gelang es, nach und nach auch seine Landsleute zu begeistern, und trotz mancher Niederlagen, die er durch den überlegenen Feind erlitt, verbreitete sich die Flamme des Aufstandes bald über die ganze Provinz Pernambuco und die benachbarten Gegenden. Vieira war die Seele aller Unternehmungen. Seine Reichthümer dienten dazu, die Patrioten zu bewaffnen und zu ernähren; und ohne Zaudern warf er selbst die Brand-

fackel in seine Pflanzungen, damit der Feind ihrer nicht genieße. Anfangs blieb Vieira's Unternehmen ohne Unterstützung von Seiten der portugiesischen Regierung, und er erhielt sogar vom König den ausdrücklichen Befehl, die Waffen niederzulegen: « Wenn ich dem Könige, meinem Herrn, die schönste Provinz seines Reiches wieder erobert habe (antwortete Vieira), will ich von seinen Händen die Strafe meines Ungehorsams empfangen. » Doch erhielt er nach und nach einige geringe Unterstützungen von Seiten des Vicekönigs Vidal, der seinen Sitz zu Bahia hatte. Dagegen rüstete aber auch Holland eine Flotte aus, um seine Eroberungen zu retten, und dies, nebst den Siegen Vieira's, vermochte endlich die portugiesische Regierung sein Unternehmen förmlich anzuerkennen und einige Truppen unter Francisco Baretto de Menezes nach Pernambuco zu senden. Hier zeigte Vieira eine neue Seite seines großen Charakters; ohne Murren überließ er dem von seinem König ernannten Feldherrn den Oberbefehl und zeigte denselben Eifer, dieselbe Aufopferung im Gehorsam auf einer untergeordneten Stelle, die er bis dahin als Haupt der Unternehmung gezeigt hatte.

Im Jahr 1648 wurden die Holländer in einer entscheidenden Schlacht bei Guararapi in der Nähe von Olinda besiegt, und von der Zeit an nahte sich, trotz einzelner Vortheile und trotz der Tapferkeit und Kriegserfahrenheit des Generals Sigismond, ihre Herrschaft rasch dem Ende. Im Jahr 1653 ward Olinda erobert, und im folgenden Jahre sahen sich die Ueberreste der holländischen Streitkräfte in Recife eingeschlossen. Vieira hatte sich auch hier bei der letzten Anstrengung, die sein Werk krönen sollte, den ersten Platz der Gefahr und des Ruhms erwählt, und nach einer tapfern Vertheidigung sah sich der holländische Feldherr am 17ten Januar 1655 gezwungen, Recife den Patrioten zu übergeben und Brasilien zu verlassen. Vieira erhielt von seinem Könige die Belohnungen, welche Höfe und Fürsten dem großen Manne bieten können, und von seinem dankbaren Vaterlande den Namen des Befreiers von Brasilien.

Man möchte uns aber tadeln, warum wir in diesen Blättern das Andenken des größten Mannes ehren, den Brasilien, den Amerika in seiner früheren Geschichte aufzuweisen hat — eines Mannes, der sich kühn neben die gefeiertesten Namen unserer Zeit stellen kann? — Welchen Reiz auch die große reiche Natur der neuen Welt haben mag, wie mächtig sie auch auf unsern Geist wirkt, die Erinnerung an große Männer die sie hervorgebracht, an edle Thaten deren Zeuge sie war, giebt ihr erst eine Seele, eine Bedeutung, die sie unserm Geiste menschlich näher bringt; und mit welchem Interesse wir auch das Wesen und Treiben der Gegenwart

in Brasilien ansehen, so adelt doch der Ruhm ihrer Vorfahren die Brasilianer und kann uns zugleich manche Erscheinung des Augenblicks erklären, manche Frage für die Zukunft beantworten — warum sollte also ein Werk, was freilich nur dazu bestimmt ist, die Natur und die Gegenwart Brasiliens darzustellen, sofern es den bloßen Farben, dem flüchtigen Griffel des Künstlers möglich ist — warum sollte es der ernstesten Weihe entbehren, die den Rückblick in eine ruhmvolle Vergangenheit giebt? —

Seit der Epoche der Befreiung Pernambuco's von dem Joche der Holländer bis zu unserer Zeit bietet die Geschichte von Pernambuco nichts dar was bemerkt zu werden verdient; allein die neuesten Ereignisse haben bewiesen, dafs sich dennoch neben dem äussern Wohlstand der Provinz auch ein Geist der Selbstständigkeit und der Unabhängigkeit entwickelte, der seine Entstehung und seine Rechtfertigung in jener Epoche des Kampfes und des Ruhmes findet und von dem grösstentheils das künftige Schicksal Brasiliens abzuhängen scheint. Indem unser Jahrhundert auch in der neuen Welt zum Theil durch den Mund des Fürsten selbst die Völker mündig erklärte und ihnen eine Stimme bei der Entscheidung ihres Looses einräumte, mußte es auch diesen Geist in den nördlichen Provinzen Brasiliens, besonders in Pernambuco, aufrufen.

Während die öffentliche Meinung in den südlichen Provinzen und in dem grössten Theile von Brasilien sich immer lauter und deutlicher für eine Trennung vom Mutterlande aussprach, äusserte sich in Pernambuco unverholen der Wunsch einer Trennung von dem Mittelpunkte der Regierung in Brasilien selbst. Die Unruhen welche 1817 in Pernambuco durch Marinho erregt wurden, die Empörung von 1824, an deren Spitze Carvalho stand, waren ohne Zweifel grosstentheils das Werk einzelner Ehrgeiziger; allein es wäre ein gefährlicher Irrthum, wenn man sich die Wahrheit verbergen wollte, dafs der Geist des Federalismus, der immer mehr in Amerika überhand nimmt, auch unter den Bewohnern von Bahia und Pernambuco grosse Fortschritte gemacht hat. Wie dem auch sey und wie man auch die Beweggründe jener Unruhen beurtheilen mag, so läfst sich nicht läugnen, dafs besonders bei der unglücklichen Vertheidigung von Pernambuco gegen die kaiserlichen Truppen 1824 die Einwohner einen Muth und eine Aufopferung gezeigt haben, die der besten Sache und eines bessern Ausganges würdig war. Die Bürger von Recife und Olinda haben mit ihren Leichen die Stellungen bedeckt, deren Vertheidigung unerfahrene Führer ihnen anvertraut hatten; sie haben gezeigt, dafs der Geist ihrer Vorfahren noch nicht von ihnen gewichen ist. Wenn ein solcher

Geist, wenn die trefflichen Anlagen, die sich in dem Nationalcharakter der Nordbrasilianer finden, eine Bürgschaft für die Zukunft Brasiliens geben, so kann man doch nicht läugnen, daß sie zugleich Keime enthalten, welche durch Eigennutz der Parteihäupter, oder durch Beschränktheit, Verblendung oder Schwäche des Oberhauptes jenes neuen Staates einst die verderblichsten Früchte tragen können. Möchte der gegenwärtige Beherrscher dieses schönen Landes auch diese schwierige Aufgabe zu lösen wissen und sich oder seinen Nachfolgern, auf jeden Fall aber seinem Volke die Prüfungen ersparen, die ihm bevorzustehen scheinen.



Dess. d'après un tableau par Bogardas.

Lith. de Engelmann, rue Louis-le-Grand N° 29 à Paris.

Bogardas del.

RENCONTRE D'INDIENS AVEC DES VOYAGEURS EUROPEENS.



Dess. d'après nature, par Ruyquendas.

Lith. de Engelmann, rue Louis-le-Grand N° 37 à Paris.

V. Adams del.

INDIENS DANS LEUR CABANE.



Lith. de Engelmann, rue Louis-le-Grand, N.º 27 à Paris.

V. Adams del.

Dess. d'après nat. par Bigondas

CHASSE AU TIGRE.



Dess. d'après notes. par Bugeonnières.

Lith. de Bugeonnières, rue Louis le Grand N^o 27 à Paris.

A. Joby del.

PONT DE LIANNE.



Deppreiser fig par VAdan.

Lab de Engelmann sur un Fossil Montroustie 1865 Paris.

Dees d'up and pour Bicyclicas.

CANOT INDIEN.



Des. et grav. par Rigaudet.

Lith. de l'Égyptienne, rue de Valenciennes N. 6, à Paris.

Lith. par V. Adam et Lecomte.

DANSE DES PURYS.



Lithé par F. Adam.

Lith. de Engelmann rue du Croix-Marchandre N. 10 à Paris.

Dess. d'après nat. par Reynaud.

G U E R R I L L A S .



Des. et grav. par Breyerstedt.

Lith. de Engelmann, sur du Fieré, Monténac, N° 6

V. Adam et Lescault.

ENTREPRISEMENT.



Escue d'exp. nat. par Rodrigues.

Lith. de Engelmann sur. des. francs. M. de. M. de. N. 6.

Lith. par V. Astruc.

INDIENS DANS UNE PLANTATION



Dess. d'esp. nat. par Baggeot.

Lith. de Engelmann, Rue de Valenciennes N° 8, à Paris.

Lith. par Adams et Levesque.

ALDEA DES TAPUYOS.

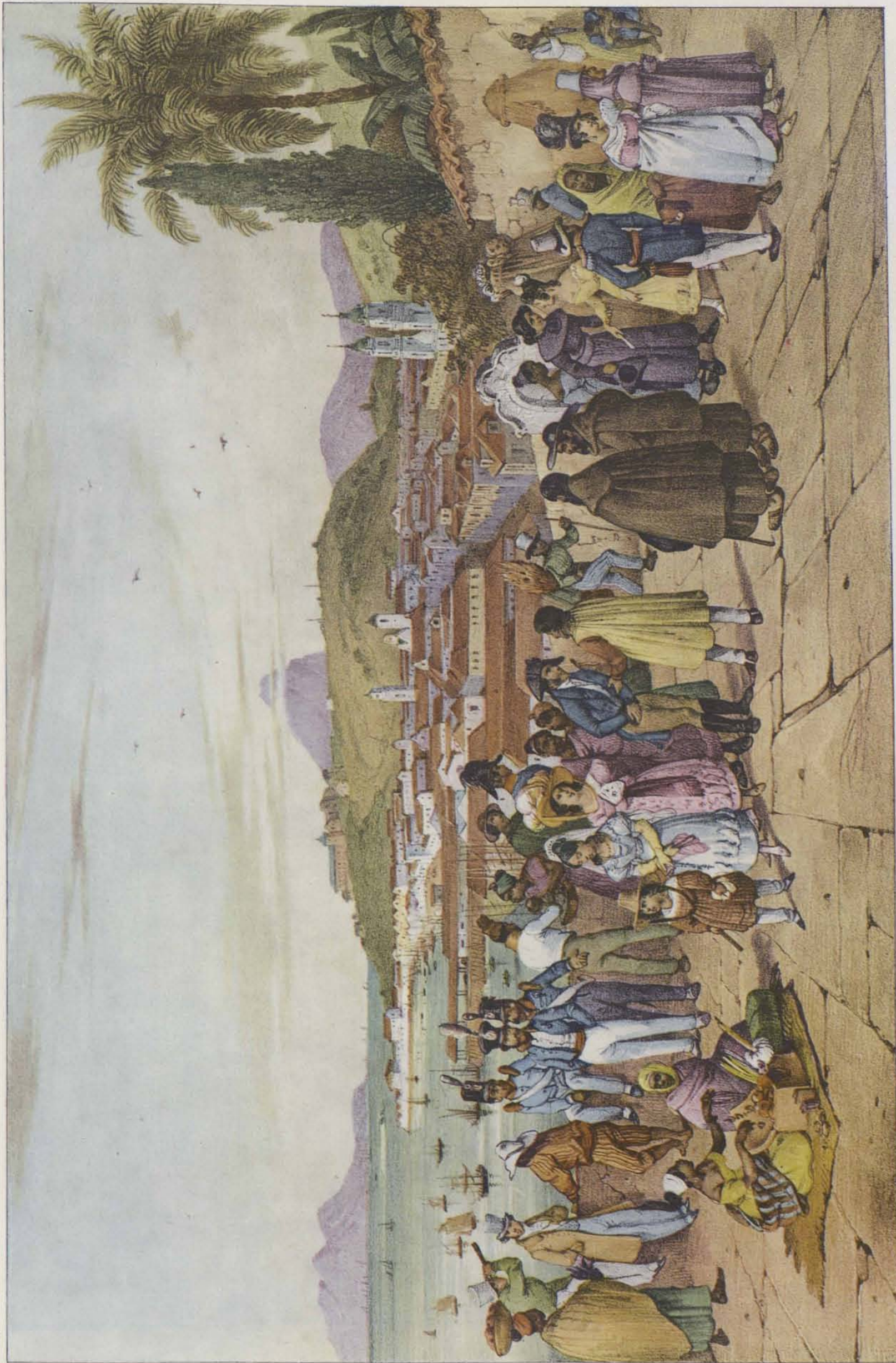


V. Adam del.

Des d'après une gravure de Rousselle

BRAIA DOS MINEROS
à Rio-Janeiro.

Libr. de Engelmann rue du F. Montmartre N. 6 à Paris



V. Adam del.

Des. d'ap. nat. par Rugendas.

Lith. de Engelmann.

VUE PRISE DEVANT L'ÉGLISE DE SAN-BENDO
à Rio Janeiro.

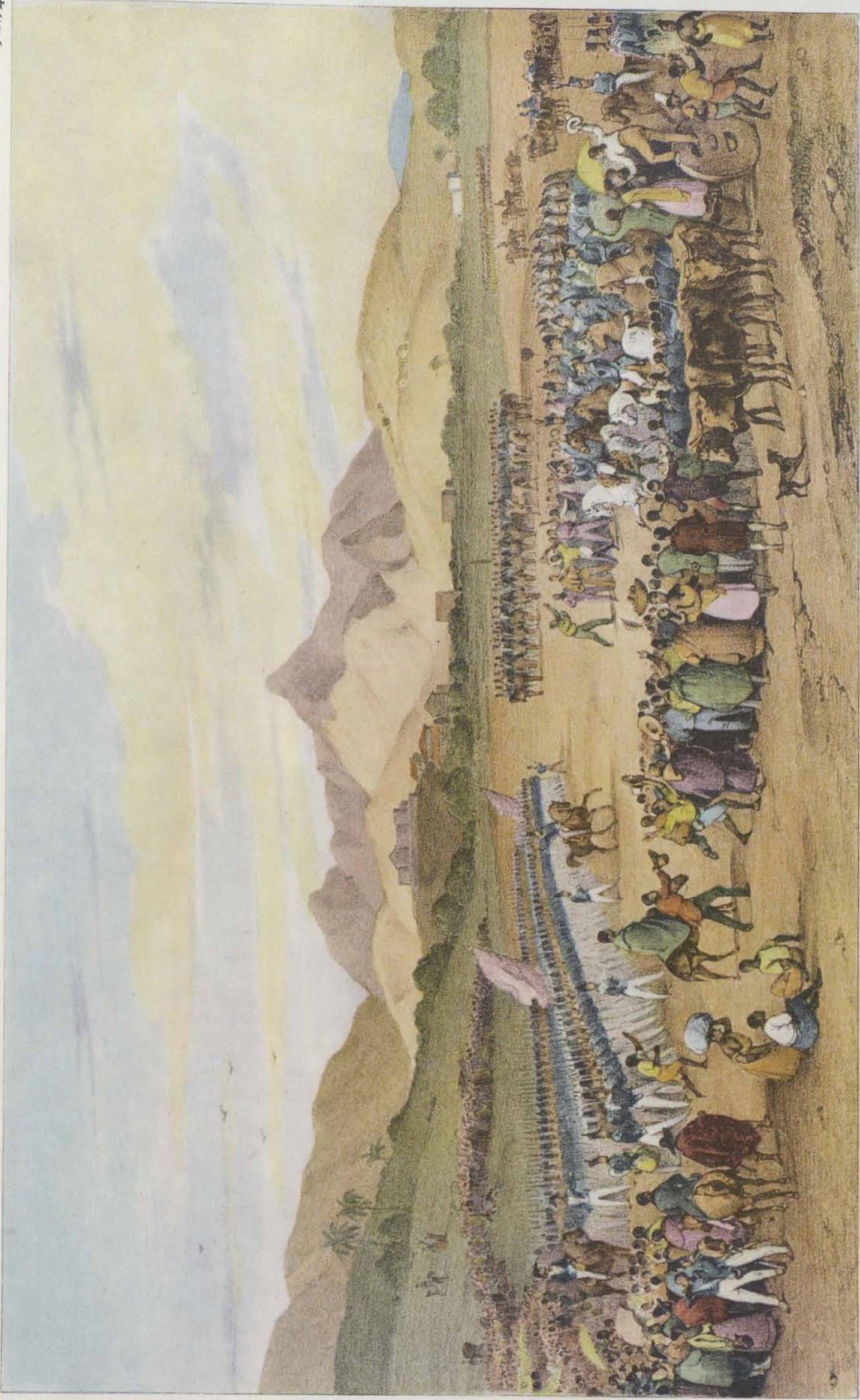


V. Adam del.

Dess. d'après notes par Auguste de

Lith. de Engelmann

RUE DROITE
à Rio Janeiro.



V. Aron del.

Dess. et 'ap. nat. par Regardus.

Lith. de L'Époux, rue du P. Montmartre N^o 6

SAN CHRISTOVAO.



V. Adams del.

Des. d'après nat. par Rugendas.

Lith. de Engelmann, rue de la Harpe, Montmartre, N^o 6, à Paris.

LAGOA DAS TRETAS.

3^e Div.

Pl. 16.



Desseins par M. B. B.

Lith. de E. Goussier, 47, rue de la Harpe.

Lith. par M. B. B.

FAMILLE DE PLANTIEURS.



Desc. d'up. nat. par. Paganini.

Lith. de Engstrom. Cité Paganini, N° 1.

Lith. par Vaucluy par V. Adam.

FAMILLE DE PLANTEUR
 Allant à l'Eglise.



Dancers at a night party

Les danseurs à la nuit

Les danseurs à la nuit

DANSE LANIDU.

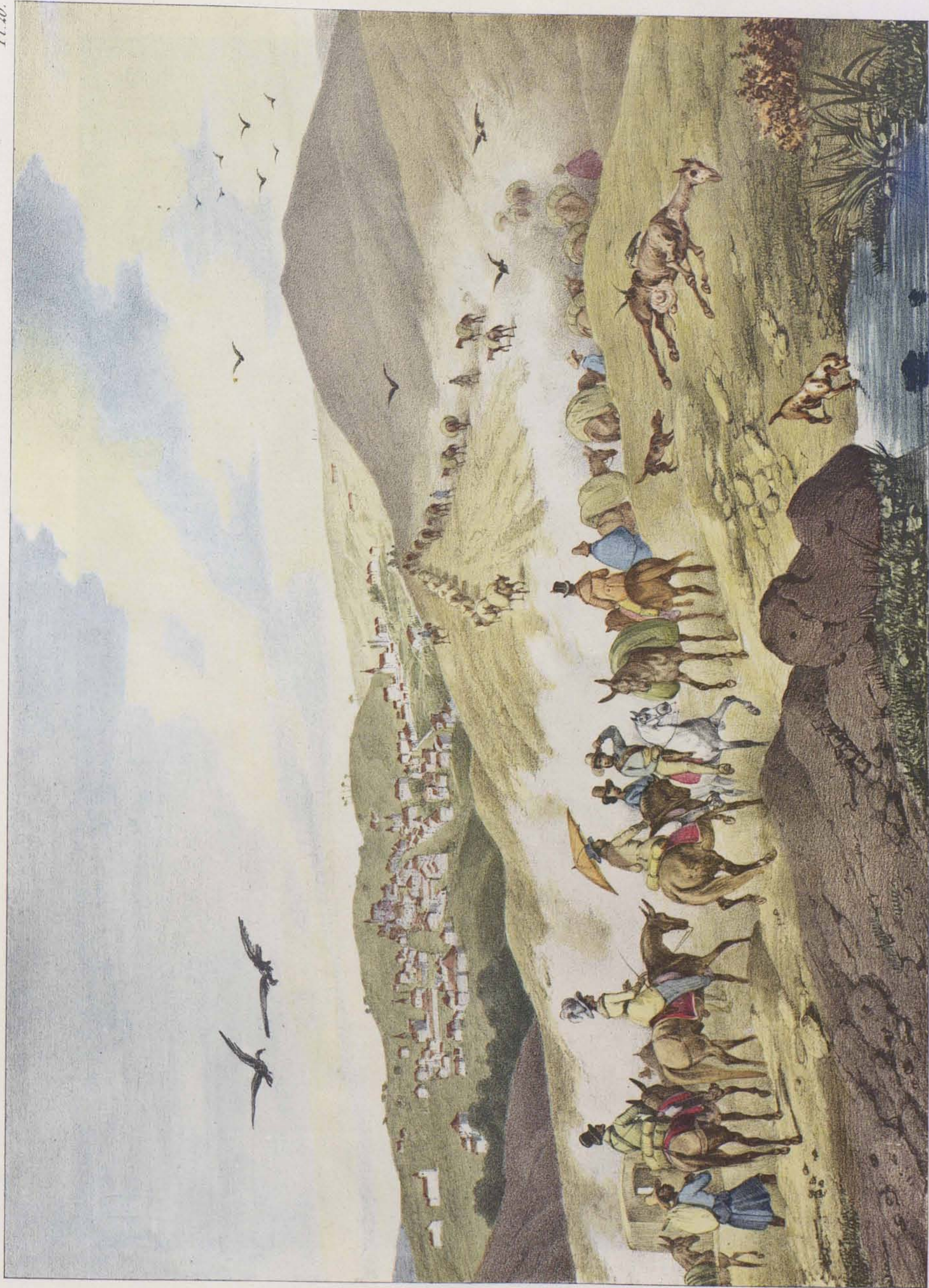


Des d'esp. nubi. par Rognard.

Les de Engéman, Côte d'Opote, 181, à Paris.

Les pour Topone, 181, par V. Adam.

REPOS D'UNE CARAVANNE.



Deux d'op. nat. par Ruyssendaes.

Lith. d'Engelmanns. Cité-Beyrout. N° 1. à Paris.

Lith. par Vivard. fig. par T. Adan.

CARAVANNE DE MARCHANDS
 Allant à Tijiweca.



Resende de

Lith. de Thierry frères, Cit. Bayeux N. 3 à Paris.

Vie et les figures par F. Adami.

CONVOI DE DIAMANS PASSANT PAR CAIETTE



Dessiné d'après nat. par Rugendas.

Lith. de Thierry Frères, Succ^{rs} de Engelmann & C^o, à Paris.

Lith. par Joly, scy. par Welter.

LAVAGE DU MINÉRAI D'OR
près de la montagne Itacolumi.



Des. d'ap. nat. par Rugendas.

Lith. de Thierry Frères, Succ. de Engelmann et C^{ie}

Sebat. livr. fig. par Adun.

CHASSE DANS UNE FORÊT VIERGE.

5^e Div.

Pl. 24



Dubret del.

Lith. de Thierry, Paris. Cote d'Opéine N° 2. a Paris.

Diobéba del. figuré par Bayet.

COLONIE EUROPÉENNE PRÈS DE ILHÉOS



Dess. d'après nat. par Agostolli.

Tab. de Théiers Exot. Soc. de l'Empérou.

Tab. pour Visiter, Fig. par V. Adam.

PLANTATION CHINOISE DE THÉ,
 dans le Jardin Botanique de Rio-Janeiro.



Dessiné d'après nature par Rugendas

Lith. de Thierry Steere, Cité Evreux N^o 11 Paris.

Lith. par Jacotte, Figure par A. Engel.

HOSPICE DE N. S. DA PIUADAIE A BAHIA

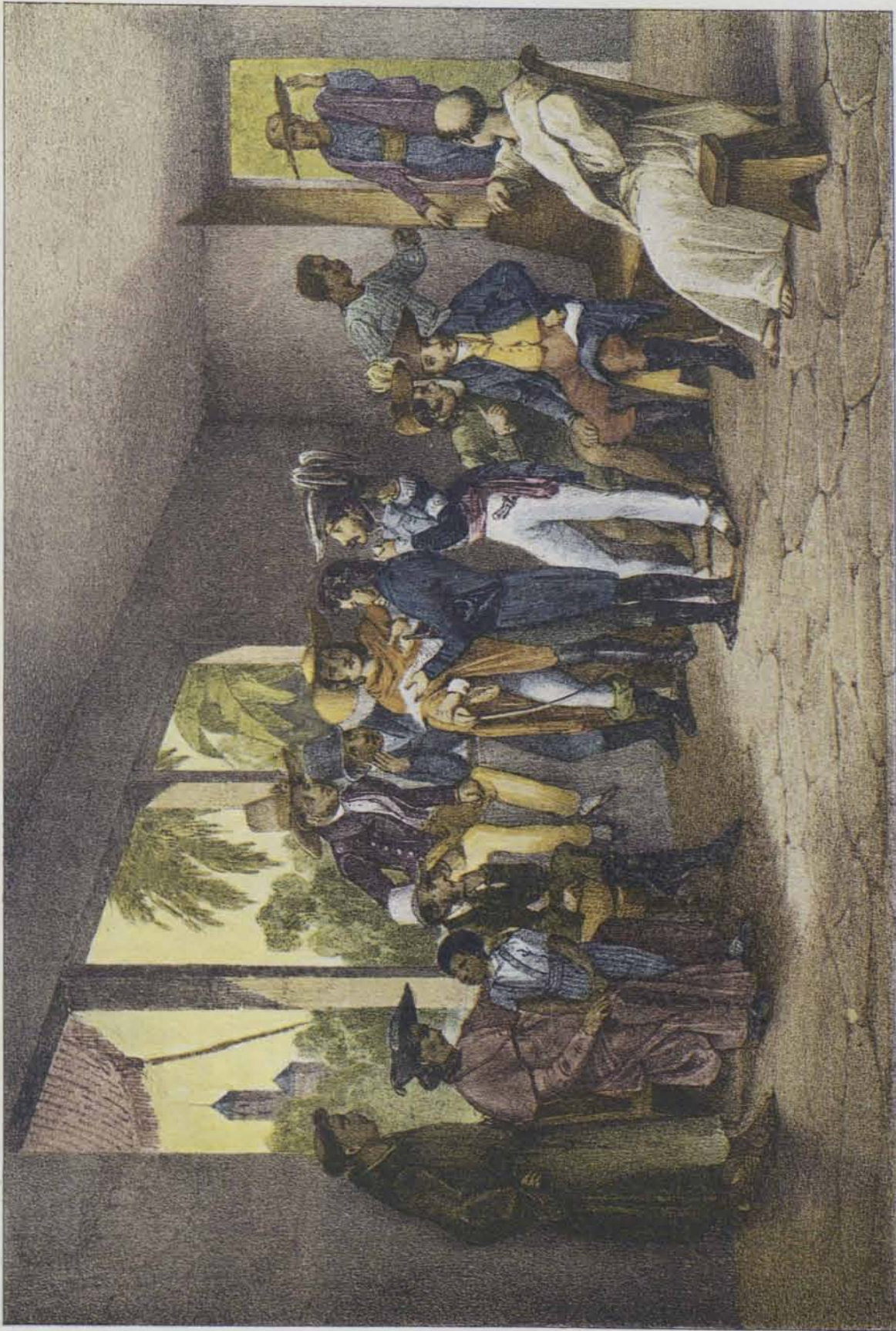


Dess. d'après nature par B. Dupont.

Lith. de Thierry Savoy, Soc. des Ingénieurs et de la Broyerie N. à Paris.

Lith. par Drey.

VENTA A REZIFFE.



Dess. d'après nat. par Roggenbach.

Lith. de Thiery, Paris, succ. de Engelmann & Co.

Lith. par Jules David.

JUNTA À FERNAMBouc.



Dessiné d'après nature par Rugoncel

Lith. de Thiery 1838. Cité Beqere N°1 à Paris

Lith. par Villeneuve, Figures par Wallier.

MESSE DANS L'ÉGLISE DE N.S. DE CANDELARIA A FERNAMBOUC



Deux d'après nature par Bayard.

L'île de Thierry, sous le règne de l'Empire et de la République.

Subsistances, par Walker.

HABITANS PÊCHEURS

Côte des Iles.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Sitten und Gebräuche der Neger.

Es läßt sich nicht läugnen, daß manche sehr verdiente Männer die über die Sklaverei der Neger geschrieben haben, ohne durch eigene Anschauung oder doch nach einer vorsichtigen Prüfung der Berichte Anderer eine genaue Kenntniß des Gegenstandes zu besitzen, durch übertriebene oder unrichtige Schilderungen des unglücklichen Zustandes der Neger, der guten Sache die sie befördern wollten, geschadet haben, indem das Publikum, über die Unrichtigkeit einiger Punkte belehrt, es bereuet hat sein Mitleiden in Unkosten gesetzt zu haben, und mit seinem gewöhnlichen Mangel an Urtheil und Mafß sogleich mit Beifall die Berichte derjenigen aufgenommen hat, welche aus Eigennutz, oder um als starke Geister zu gelten, versichern, es habe mit der Sklaverei gar nichts auf sich, und das Loos der Neger sey nicht nur das einzige zu dem die Natur sie geschaffen, sondern auch wirklich so glücklich, daß, wenn die arbeitenden Klassen in Europa es kennten, leicht eine den Negern sehr nachtheilige Concurrenz entstehen könnte. Dies Resultat war um so mehr zu erwarten, da das Mitleid der meisten Menschen nur ein sinnlicher Eindruck ist, der seine Genüsse hat wie die Gespensterfurcht. Obgleich wir wahrscheinlich, durch eine unbefangene und leidenschaftlose Darstellung des Zustandes der Neger in Brasilien, weder die mitleidigen Seelen, noch die starken Geister zu befriedigen hoffen dürfen, können wir doch darin nicht von unserer Pflicht weichen, treu zu berichten was wir gesehen haben.

Es ist eine Thatsache, worin alle sachkundigen und unbefangenen Zeugen übereinstimmen, daß die Lage der Sklaven in dem portugiesischen und spanischen Theil der neuen Welt ohne Vergleich besser ist, als in den Colonien anderer europäischer Nationen und besonders im englischen Westindien. Diese Erscheinung läßt sich theils aus Nationalverschiedenheiten zwischen dem Charakter der Völker des Nordens und denen des Südens erklären, theils aus den Verschiedenheiten in der Lage der Pflanzer selbst.

Es sind vielleicht eben so sehr die Fehler als die guten Eigenschaften in dem portugiesischen und spanischen Nationalcharakter, die dazu beitragen, das Loos der Sklaven in den von diesen Nationen colonisirten Theilen Amerika's zu erleichtern. Jeder der diese beiden Nationen längere Zeit und unbefangen beobachtet hat, wird sich überzeugen, dafs, was auch sonst für Verschiedenheiten zwischen ihnen Statt finden, die Masse des Volkes, denn von dieser kann hier nur die Rede seyn, wenn man den Nationalcharakter verschiedener Völker vergleichen will, zwar leichter aufgeregt und in der Leidenschaft heftiger ist, als die nordischen Völker; dafs aber gerade die Leichtigkeit, womit äufsere Eindrücke auf sie wirken, ihren Grund in einem höhern Grade von Sensibilität, in einer zarteren Organisation hat, welche sie vor der fühllosen Rohheit bewahrte, die bei den nordischen Völkern aus dem beständigen Kampfe mit einer rauhen Natur entsteht, und ohne Zweifel wiederum durch die Civilisation zu den edelsten Tugenden ausgebildet werden kann; während der Südländer unter einem verschwenderischen Clima seine inwohnende Kraft nicht im täglichen Leben anzuwenden braucht, und daher wirklich träge und gleichgültig scheint, bis ein besonderes Ereignifs ihn aufregt. Wie sehr es auch hergebrachte Ansichten und verzeihliche Eitelkeit kränken mag, so kann ein unbefangener Beobachter sich der Ueberzeugung nicht erwehren, dafs man bei dem Südländer im täglichen Leben und unter gewöhnlichen Umständen eine gewisse Milde, eine geistige Gewandtheit und eine Humanität im weitesten Sinne des Wortes findet, die man beim Nordländer, besonders aber beim Engländer, vergebens sucht. Der spanische und portugiesische Pflanzer, obgleich er im Nothfalle und wenn aufserordentliche Umstände seine Leidenschaften entflammen, der grössten geistigen und körperlichen Anstrengungen fähig ist, fühlt in sich keinen Beruf zu jener rastlosen Thätigkeit und täglichen Anstrengungen, welche der Nordländer zu seinen Tugenden zählt; eben so wenig verlangt er diese Eigenschaften von Anderen, und er muthet verhältnismäfsig seinen Sklaven nicht mehr zu, als wozu sein eigenes Beispiel ihn berechtigt.

Das Verhältnifs der Arbeit der Sklaven in Brasilien zu der Arbeit der Sklaven in den englischen Colonien ist ziemlich dasselbe wie das der Arbeit der Freien in England zu derjenigen in Brasilien oder Portugal. Welche Nachtheile dieses Gehenlassen, diese Nachlässigkeit auch in anderer Hinsicht haben kann, so wirkt sie doch auf jeden Fall sehr zu Gunsten der Sklaven. Wichtig ist auch in dieser Hinsicht für die Sklaven die grofse Leichtigkeit und Freiheit im Umgang, welche bei den Herren selbst unter allen Ständen herrscht und einem drückenden Verhältnifs sehr viel von seinen beschwerlichen Formen nimmt. Wichtiger als diese Eigenschaften der Herren

sind aber unstreitig für das Loos der Sklaven ihre religiösen Ideen, und es ist kein Zweifel, daß das katholische Christenthum, wie es bei den Portugiesen und Spaniern besteht, hauptsächlich dazu beiträgt, die Sklaverei so erträglich zu machen, als ein so unnatürlicher Zustand es überhaupt seyn kann. Es ist hier nicht der Ort zu erklären, wie es möglich ist, daß das Christenthum nicht überall dieselbe wohlthätige Wirkung hat; es genügt hier die Thatsache anzuführen, daß auf den englischen Colonien, von Seiten der anglikanischen Geistlichkeit bis jetzt wenig oder nichts für die religiöse und moralische Bildung der Sklaven gethan worden ist, und daß die Bemühungen einiger dissentirenden Geistlichen zu diesem Zwecke sowohl bei den Behörden als bei den Pflanzern nicht nur keine Unterstützung, sondern in vielen Fällen den entschiedensten Widerstand gefunden haben. Das Schicksal des Missionnärs Smith in Demerary wird ewig ein Schandfleck in den Annalen der brittischen Colonien bleiben. Durch dieses unchristliche Christenthum und durch den Geist der Aristokratie und der formellen Ungeselligkeit, der sich in allen gesellschaftlichen Verhältnissen der Engländer zeigt, so wie durch den rastlosen Spekulations-Geist dieser Nation, wird die Kluft zwischen dem Herrn und dem Sklaven der brittischen Colonien noch weiter und tiefer, als sie es sonst wäre. Die Gesinnungen der ersten gegen die letztern werden zu einem Gemisch von Habsucht, von aristokratischer Racen-Verachtung und von religiösem Hochmuth; denn der Pflanze sieht in dem Mangel an Glauben oder in dem Irrglauben, so wie in den Lastern des Sklaven, ein neues Recht ihn zu unterdrücken und ihn von den Ansprüchen der gewöhnlichsten Menschlichkeit auszuschließen, ohne zu bedenken, daß er selbst diese Laster in ihm erzeugt, oder doch durchaus nichts thut um ihn durch religiöse und moralische Belehrung zu bessern. Diese Bemerkungen können nur denjenigen hart scheinen, die mit den Verhandlungen und Aufklärungen unbekannt sind, wozu die hartnäckige Weigerung der Pflanze, etwas zur Verbesserung des moralischen und physischen Zustandes der Sklaven zu thun, in England Veranlassung gegeben haben.

In Brasilien sieht es der Herr für seine erste Pflicht an, den Sklaven in den Bund des Christenthums aufnehmen zu lassen, und nichts würde die Vernachlässigung dieser Pflicht vor der Ahndung der Geistlichkeit und der öffentlichen Meinung schützen. Die meisten Sklaven werden schon vor ihrer Einschiffung noch an der afrikanischen Küste, oder sobald wie möglich nach ihrer Ankunft in Brasilien, getauft, sobald sie nur so viel Sprachfertigkeit erlangt haben, um die wichtigsten Gebete des katholischen Gottesdienstes hersagen zu können. Die Sklaven werden

dabei nicht um ihre Einwilligung gefragt, und man sieht die Aufnahme derselben in die christliche Kirche als eine Sache an, deren Nothwendigkeit sich von selbst versteht; doch ist wohl noch nie der Fall eingetreten, dafs man die Sklaven zur Taufe hätte zwingen müssen. Sie gewöhnen sich sehr bald daran, diese Feierlichkeit als eine Wohlthat und Gunst anzusehen, indem die ältern schon getauften Sklaven mit einer Art von Verachtung auf diese Neulinge herabsehen, wie auf Wilde, bis sie durch die Taufe ihnen gleichgestellt sind.

Was nun auch gegen diese Art von Christenthum gesagt werden mag, und obgleich ohne Zweifel mit der Taufe unter solchen Umständen noch nicht alles gethan ist, so ist doch so viel gewifs, dafs die Brauchbarkeit und der Werth der Sklaven, ihr gutes Verhalten und die gute Behandlung von Seiten ihrer Herren, in sehr direktem Verhältnifs mit der gewissenhaften Beobachtung dieser und ähnlicher Vorschriften der katholischen Kirche stehen; ehe daher eine mißverstandene Aufklärung diese als bloße äusserliche leere Formen oder als Aberglauben verdammt, sollte sie sehr sichere Bürgschaft geben, dafs sie etwas Besseres, nicht nur an diese Stelle zu setzen vermag, sondern auch wirklich setzen wird. Wenn man den Zustand der Sklaven in Brasilien und Westindien, und das Betragen der Geistlichkeit in beiden Colonien vergleicht, so werden die Ansprüche der anglikanischen Geistlichkeit auf höhere Bildung und Aufklärung sehr zweifelhaft. Es ist eine bekannte Thatsache, dafs solche Sklaven, die Klöstern oder andern geistlichen Corporationen angehören, die fleißigsten, ordentlichsten und auch am besten ernährt und gehalten sind. Bei diesen kommt noch zur Verbesserung in ihren eigenen Augen die Ueberzeugung hinzu, dafs sie nicht die Sklaven der Mönche oder der Geistlichen seyen, sondern die unmittelbaren Sklaven der Heiligen, denen das Kloster oder die Kirche gewidmet ist, des heiligen Benediktus, Dominikus, u. s. w., worauf sie sich nicht wenig gegen ihre übrigen Schicksalsgenossen zu gute thun. Einen sehr günstigen Einfluß auf die Lage der Sklaven hat auch die Verpflichtung, welche in diesem Lande die tief in der öffentlichen Meinung gegründeten religiösen Ansichten dem Taufpathen gegen den Täufling vorschreiben, wodurch der Sklave sicher ist, irgend einen Freund und Rathgeber zu finden, der seine Klagen anhört und ihn zu trösten sucht, wenn er ihn auch nicht in allen Fällen schützen kann. Diese Verpflichtungen sind so anerkannt, dafs deshalb der Herr sehr selten seinem Sklaven als Taufpathe dient, weil er dadurch zu sehr in seinen Rechten und in seiner Gewalt über ihn beschränkt würde. Auch die unabhängige Stellung der Geistlichkeit in diesen katholischen Ländern kömmt den Sklaven zu gute, da sie in den meisten Fällen mit Vertrauen ihre Fürsprache und ihren Rath nachsuchen können.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Zustand der Sklaven in Brasilien gehen wir zu einer ausführlicheren Darstellung ihrer Lage in den verschiedenen Verhältnissen über, worin sie durch das sonderbare Loos, das ihre Farbe ihnen bereitet, während ihrer Ueberfahrt nach Amerika und in die Colonien selbst, versetzt werden.

Am traurigsten ist ohne Zweifel das Schicksal der Neger während ihrer Ueberfahrt von Afrika nach Amerika, und es ist nur zu gewiss, daß während dieser Epoche auch unter den günstigsten Umständen die Leiden der Neger von der Art sind, daß keine Beschreibung es wagen möchte, ein solches Bild der geschäftigen Phantasie zum Ausmalen zu überlassen, und daß der Künstler eine solche Scene nur dann darzustellen berechtigt ist, wenn er sie so viel wie möglich mildert.

Leider kann man sich nicht verbergen, und die tägliche Erfahrung lehrt es, daß die Mafsregeln welche von den europäischen Mächten zur Unterdrückung des Sklavenhandels genommen worden sind, nicht nur die Ausdehnung dieses verderblichen Handels nicht vermindert, sondern das Loos der Tausende, die jährlich sein Opfer werden, sehr verschlimmert haben. Daß eine solche Erscheinung, wie der Negerhandel, Jahrhunderte lang fortbestehen konnte, ohne daß auch nur eine Ahndung seiner Ungerechtigkeit und Schädlichkeit für alle dabei beteiligten Völker aufgestiegen ist, möchte einer Nachwelt, die vielleicht klarere Ansichten von den Bedingungen und dem Ziele der Civilisation haben wird, wahrscheinlich weniger unglaublich scheinen als daß, nachdem einmal alle sogenannten civilisirten Mächte ihn als einen Schandfleck des Jahrhunderts öffentlich und feierlich anerkannt haben, dennoch wesentlich nichts geschehen ist, um sein Aufhören oder auch nur die Verminderung der mit ihm unzertrennbaren Leiden zu sichern; sondern daß er im Gegentheil durch die Gewissenlosigkeit der Gesetzgeber und die Nachlässigkeit oder Treulosigkeit derjenigen, denen die Ausübung der Gesetze obliegt, gleichsam eine negative gesetzliche Garantie erhalten hat.

Den deutlichsten Begriff von der Art und der Ausdehnung des Uebels giebt die Thatsache, daß von 120,000 Negern, welche im Durchschnitte jährlich an den afrikanischen Küsten für Brasilien allein eingeschifft werden, selten mehr als 80 — 90,000 den Ort ihrer Bestimmung erreichen, so daß ungefähr ein Drittheil von ihnen auf einer Seereise von dritthalb bis drei Monaten umkommen. Dies traurige Resultat wird leicht erklärlich, wenn man bedenkt, welchen moralischen Eindruck die gewaltsame Losreißung von allem was ihm theuer war auf den Neger haben muß, und wie in einem solchen Zustande der tiefsten Niedergeschlagenheit oder der furchtbarsten Aufregung aller Gefühle die körperlichen Entbehrungen und

Leiden der Ueberfahrt auf ihn wirken müssen. Man denke sich 2 — 300 solcher Unglücklichen in einem die ganze Länge und Breite des Schiffes einnehmenden Raume, dessen Höhe selten mehr als 5 Fufs beträgt, so zusammengedrängt, dafs auf den einzelnen erwachsenen Mann höchstens 5 Cubikfufs Raum gerechnet werden können. Ja, officiële dem Parlamente vorgelegte Berichte von der brasilianischen Küste lassen keinen Zweifel, dafs auf vielen Schiffen dieser Raum nur 4 Cubikfufs beträgt, und die Höhe des Zwischendecks nur 4 Fufs. Hier liegen die Sklaven dicht aneinander geprefst längs der Schiffswände und um die Masten her, und jeder Raum, wo nur ein menschliches Wesen in irgend einer Stellung hinein geprefst werden kann, wird benutzt. Rings an der Wand her ist meistens in halber Höhe noch eine Art von Verschlag angebracht, worauf eine zweite Schichte von menschlichen Körpern liegt. Alle sind, besonders in der ersten Zeit der Reise, an Händen und Füfsen gefesselt und noch untereinander durch eine lange Kette verbunden.

Man denke sich diesen Zustand bei der glühenden Hitze des Aequators, oder im Rasen der Stürme, dabei die ungewohnte Nahrung von Bohnen und gesalzenem Fleisch, und den Wassermangel, der fast unvermeidlich ist, da jeder Raum gespart wird, um die Ladung so reich wie möglich zu machen, so wird man sich die grofse Sterblichkeit an Bord der Negerschiffe leicht erklären können. Oft geschieht es, dafs ein Leichnam Tagelang unter den Lebenden liegen bleibt. Der Wassermangel ist die häufigste Ursache der Empörungen unter den Negern. Bei dem geringsten Anschein von Widersetzlichkeit werden die Feuegewehre ohne Unterschied in diesen mit Männern, Weibern und Kindern angefüllten Raum abgeschossen. In der Verzweiflung fallen die Neger oft wie rasend über ihre Nachbarn her, oder zerfleischen ihre eigenen Glieder.

Man darf nicht vergessen, dafs wir hier keine einzelne Ausnahmen schildern, sondern die gewöhnliche Einrichtung der Sklavenschiffe, das gewöhnliche Loos von 120,000 Negern, die jährlich allein nach Brasilien ausgeführt werden; dafs auch bei der bestmöglichen Einrichtung eine Verzögerung von einigen Tagen in der Reise die furchtbarsten Folgen haben kann. Einzelne von den vielen Fällen von aufserordentlicher Unmenschlichkeit aufzuführen, welche jährlich zur Kenntnifs der brittischen Kreuzer kommen, oder von den Agenten der afrikanischen Societät berichtet werden, könnte hier zu nichts führen.

Es ist weder in Rio de Janeiro noch in andern brasilianischen Häfen Sitte, die Sklavenschiffe eine regelmäfsige Quarantaine halten zu lassen, so wie überhaupt

keine eigentliche Quarantaine-Anstalt daselbst existirt. Zuweilen müssen die Sklavenschiffe einige Tage auf der Rhede oder im Hafen vor Anker liegen, ehe man ihnen erlaubt ihre Ladung auszushippen; allein die Dauer dieses Verzugs scheint blofs von der Laune oder von dem Interesse der Zollbehörde und des Medico-mor abzuhängen, und es sind damit keine weitem Vorsichtsmafsregeln verbunden, so dafs es immer einem blofsen Glück oder einem ganz besonders gesunden Clima zugeschrieben werden mufs, wenn brasilische Häfen noch nie von ansteckenden Krankheiten heimgesucht worden sind. Sobald der Sklavenhändler die Erlaubnifs erhält seine Sklaven auszushippen, werden sie am Zollhause ans Land gesetzt und dort in die Zollregister eingetragen, nachdem die festgesetzten Abgaben bezahlt sind.

Vom Zollhause werden sie nach den Sklavenhäusern, oder eigentlich Ställen gebracht, wo sie bleiben bis sie einen Käufer finden. Diese Sklavenställe liegen meistens in dem Quartier Vallongo, längs dem Strande, und bieten dem Europäer einen eben so auffallenden als unangenehmen Anblick dar. Den ganzen Tag liegen oder sitzen diese armen Geschöpfe, Männer, Weiber und Kinder durcheinander, längs den Wänden der großen Gebäude oder, wenn das Wetter gut ist, auf der Strafsse. Ihr Anblick ist, besonders ehe sie sich von der Seereise ein wenig erholt haben, scheufslich, und der Geruch den die Ausdünstung dieser dichten Haufen von Negern verbreitet, ist so widrig und so stark, dafs der Neuling aus Europa es kaum in ihrer Nähe aushalten kann. Männer und Weiber sind nackt bis auf ein Stück grobes Tuch um die Hüfte. Ihre Nahrung, Mandioccamehl, Bohnen und getrocknetes Fleisch, wird mitten auf der Strafsse in großen Kesseln für sie zubereitet, und an erfrischenden Früchten fehlt es ihnen nicht.

So unangenehm dieser Zustand ist, so erscheint er doch immer als eine Erleichterung nach den Leiden der Ueberfahrt, und man kann es sich deshalb einigermaßen erklären, dafs die Sklaven in diesen Vendas im Ganzen sich nicht sehr unglücklich zu fühlen scheinen, wenigstens hört man sie selten laut klagen, und oft fangen sie, um das Feuer hockend, ihren einförmigen lärmenden Gesang an, wozu sie mit den Händen klatschen. Das Einzige was sie bekümmert, scheint eine gewisse Ungeduld nach einer endlichen Entscheidung ihres Schicksals zu seyn. Die Erscheinung eines Käufers erregt daher oft ihre laute Freude, und sie drängen sich herbei, um sich betasten und genau untersuchen zu lassen. Sie sehen es als eine wahre Erlösung, als eine Wohlthat an, wenn man sie kauft, und folgen ihrem neuen Herrn mit der größten Bereitwilligkeit, während ihre weniger begünstigten Gefährten sich betrübt und nicht ohne Neid von ihnen trennen. Es erhält sich

jedoch unter solchen Sklaven die zusammen auf Einem Schiffe gekommen sind und Molungos genannt werden, immer eine nähere Verbindung, deren gegenseitige Verpflichtungen von Freundschaft und Hülfe gewissenhaft gehalten werden. Beim Verkaufe der Sklaven wird leider selten auf die Familienverbindungen derselben Rücksicht genommen, und die Trennung der Eltern von den Kindern und der Geschwister von einander giebt freilich oft zu lauten Ausbrüchen des Jammers Anlaß; dennoch zeigen die Neger auch bei diesen Gelegenheiten eine Gleichgültigkeit oder eine Herrschaft über ihre Gefühle, die psychologisch um so schwerer zu erklären ist, da sie später eine so große Anhänglichkeit an ihre Blutsverwandten zeigen.

Des Käufers erste Sorge ist, seinen neuen Sklaven durch einige Kleidungsstücke zu erfreuen, und das bunte Tuch was er um die Hüfte bindet, die blaue baumwollene Jacke und die rothe Mütze tragen nicht wenig dazu bei, dem Neger den Uebergang in seine neue Lage angenehm zu machen. Außerdem erhält er noch eine große Decke von grobem wollenem Zeug, die ihm zugleich als Mantel und als Lager dient, und an der ihn besonders grelle Farben, roth und gelb, anziehen. Auch auf dem Transport von dem Markt nach der Pflanzung sucht man die Sklaven durch gute Behandlung und Nahrung munter zu erhalten, und nicht selten sieht man in der Lagerstätte (oder Rancho) den Pflanzer ankommen, der seinen ermüdeten Sklaven hinter sich auf dem Pferde sitzen läßt, oder das Pferd langsam am Zügel führt.

Bei der Ankunft in der Pflanzung wird der neue Sklave irgend einem ältern, schon getauften und erfahrenen Sklaven zur Pflege und Aufsicht übergeben. Dieser nimmt ihn in seine Hütte auf, sucht ihn allmählig zur Theilnahme an seinen eigenen häuslichen Geschäften aufzumuntern und ihm einige portugiesische Worte beizubringen. Erst wenn der neue Sklave ganz von den Folgen der Ueberfahrt hergestellt ist, fängt man an, ihn an den Feldarbeiten der Uebrigen Theil nehmen zu lassen, wobei sein erster Beschützer auch sein Lehrer ist, und noch lange wird auf seine Ungeschicklichkeit oder Schwäche Rücksicht genommen. Auf diese Art wird dem Sklaven der Eintritt in sein neues Verhältniß sehr erleichtert, und es kann nicht auffallen, daß sie im Ganzen damit zufrieden sind, und bald alle die frühern Bande vergessen, um so weniger da sehr viele von ihnen schon in ihrem Vaterlande Sklaven waren, und schlechter behandelt wurden als in Amerika.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Sitten und Gebräuche der Neger.

NACHDEM wir im vorigen Hefte den Neger von der afrikanischen Küste bis nach der Pflanzung begleitet haben, gehen wir zu einer nähern Schilderung seiner Lebensart und der Beschäftigungen in seiner neuen Lage über.

Die Sklaven werden mit Sonnenaufgang zur Arbeit geschickt. Die Kühle des Morgens scheint ihnen viel unangenehmer zu seyn, als die größte Mittagshitze, und sie bleiben wie betäubt bis die Sonne hoch am Himmel steht und sie durchglüht hat. Um acht Uhr läßt man ihnen eine halbe Stunde zum Frühstück und zur Ruhe. Auf einigen Pflanzungen läßt man jedoch die Sklaven frühstücken ehe sie anfangen zu arbeiten, also gleich nach Sonnenaufgang. Um Mittag haben sie wieder zwei Stunden zum Mahl und zur Ruhe, wonach sie wieder bis um sechs Uhr arbeiten. Doch läßt man sie in den meisten Pflanzungen von fünf bis sieben Uhr, statt auf dem Felde fortzuarbeiten, Futter für die Pferde, oder in den nächsten Waldungen Palmitas und Holz zur Feuerung sammeln, womit sie oft Abends spät schwer beladen nach Hause kehren. Oder sie müssen, vom Felde nach Hause kommend, noch eine bis zwei Stunden Mandioccamehl mahlen; allein diese Arbeit kommt auf den meisten Pflanzungen doch nur ein- oder zweimal die Woche vor, da nur auf wenigen mehr Mandioccamehl bereitet wird, als zur Nahrung der Sklaven selbst nöthig ist. Es ist Sitte, daß die Sklaven, wenn sie von der Arbeit kommen, sich dem Herrn vorstellen und ihm einen guten Abend wünschen.

Die verschiedenen Epochen in den Arbeiten des Ackerbaues haben mancherlei Veränderungen in dieser gewöhnlichen Tagesordnung zur Folge. Während der Zuckerernte, zum Beispiel, dauert die Arbeit Tag und Nacht fort, und die Neger lösen sich dann truppweise ab, wie die Matrosen auf den Schiffen. Diese Zeit dauert von Ende Septembers bis zu Ende Oktobers, und während derselben thut man Alles, um die Neger munter und rüstig zu erhalten, weshalb

es im Anfange sehr lustig und lärmend hergeht; allein nach und nach werden die Sklaven doch von der anhaltenden Arbeit erschöpft, besonders in den Zuckermühlen (*Engenhos*), so dafs sie vor Müdigkeit einschlafen wo sie auch seyn mögen, woher die Redensart kommt: *he dorminhoço como negro de engenho* (er ist schläfrig wie ein Neger in der Zuckermühle). Diese Abmattung giebt besonders oft zu Unglücksfällen Anlafs, indem die Hand oder ein Keidungsstück des Negers, der das Zuckerrohr zwischen die Walzen der Mühle zu stecken hat, von denselben ergriffen wird, wodurch öfters der ganze Arm und zuweilen der ganze Leib, zerquetscht wird, wenn nicht augenblickliche Hülfe da ist. In einigen Pflanzungen liegt neben der Maschine eine starke eiserne Stange, welche man bei solchen Fällen zwischen die Walzen stöfst, um sie aufzuhalten oder auseinander zu zwängen. Oft ist der Unglückliche jedoch nur dadurch zu retten, dafs man ihm mit einem Beil sogleich den Finger, die Hand oder den Arm abhaut, der von den Walzen ergriffen worden ist. Man glaubt allgemein, dafs die Gefahr geringer ist, wenn die Maschine durch Ochsen getrieben wird, als wenn man Maulthiere dazu braucht, indem diese durch das Geschrei der Neger scheu werden, und die Maschine nur desto schneller herum treiben, während die Ochsen von selbst stehen bleiben.

Die Nahrung, welche den Sklaven von dem Herrn gereicht wird, besteht aus Mandioccamehl (*farinha da mandioca*), schwarzen Bohnen (*feixaos*), an der Sonne gedörrtem Fleische (*carne secca*), Speck und Bananen. Es ist vortheilhafter ihnen die Zubereitung dieser Speisen auf dem Felde selbst zu überlassen, da sie oft sehr viele Zeit verlieren würden, wenn sie jedesmal von den oft ziemlich entfernten Pflanzungen nach Hause kommen sollten, daher ist auch dies häufig Sitte. Ihre Nahrung wird ihnen im Ganzen sehr sparsam gereicht, und würde zu ihrem Unterhalte kaum hinreichen, wenn sie nicht Gelegenheit hätten, sich nebenbei mancherlei Nahrungsmittel, als Früchte, wildes Gemüse, selbst Wildpret, zu verschaffen.

An den Sonntagen und an den so zahlreichen Feiertagen, die weit mehr als hundert Tage des Jahrs ausmachen, brauchen die Sklaven nicht für ihre Herren zu arbeiten, sondern können entweder ruhen oder für ihre eigene Rechnung arbeiten. Auf jeder Pflanzung ist eine verhältnißmäfsig grofse Strecke Land, welches der Eigenthümer nicht benutzt und es den Sklaven überläfst, wovon jeder so viel anbaut als er will oder kann. Mit dem Ertrag dieser Felder verschafft er sich nicht nur eine hinreichende und gesunde Nahrung, sondern er kann ihn oft sehr

vortheilhaft verkaufen. Hiedurch wird eines der Gebote der katholischen Kirche, was besonders häufig als ein verderblicher Gebrauch getadelt worden ist, zu einer wahren Wohlthat für die Sklaven, und als die portugiesische Regierung den Forderungen der Aufklärung genügen zu müssen glaubte, indem sie Mafsregeln traf, um die Zahl der Feiertage zu vermindern, fand diese Neuerung in Brasilien bei den aufgeklärtesten Männern keinen Beifall, indem sie mit Recht sagten: « Was in Portugal eine Wohlthat seyn möge, sey in Brasilien eine Grausamkeit gegen die Sklaven. » — Hiergegen läfst sich nichts einwenden, als etwa dafs gerade dieser Widerspruch ein Beweis von der Absurdität des ganzen Systems ist. Wie dem auch sey, so ist so viel gewifs, dafs die Hütten der Sklaven ziemlich alles enthalten, was in jenem Klima ein Bedürfnifs genannt werden kann; dafs sie gewöhnlich einiges Federvieh, Schweine, und zuweilen sogar ein Pferd oder Maulthier besitzen, was sie mit Vortheil vermiethen, da ihnen der Unterhalt nichts kostet.

Im Allgemeinen befördern die Pflanzer die Heirathen unter ihren Sklaven, weil sie aus Erfahrung wissen, dafs dies das beste Mittel ist, sie an die Pflanzung zu fesseln und ihre gute Aufführung zu verbürgen. — Doch kann man nicht läugnen, dafs es viele Ausnahmen von dieser Regel giebt, dafs die Herren sehr oft selbst die Sklaven durch ihr Beispiel zur Sittenlosigkeit verführen, und dafs das Mißverhältnifs zwischen weiblichen und männlichen Sklaven eine gröfsere Strenge in diesem Punkt und eine sehr gewissenhafte Beobachtung der ehelichen Treue unmöglich machen.

Dies ist im Allgemeinen die Lage der Negerklaven auf den brasilianischen Pflanzungen: allein es versteht sich von selbst, dafs darin unendlich viele Gradationen und Verschiedenheiten Statt finden, und dafs in letzter Instanz das Wohl oder Weh der Sklaven immer von dem persönlichen Charakter, den Launen ihrer Herren, oder noch mehr vielleicht ihrer unmittelbaren Aufseher, abhängt. Wenn man diesen Gegenstand mit Sachkenntnifs und ohne Leidenschaft oder Vorurtheile ansieht, so überzeugt man sich immer mehr, dafs einerseits die traurigen Folgen, welche die Sklaverei in aller ihrer gesetzlich anerkannten Unmenschlichkeit für den Neger unvermeidlich haben zu müssen scheint, in der Ausführung durch den mächtigen Einflufs des eigenen Interesse, des gesunden Menschenverstandes, der Menschlichkeit und der Religion, sehr gemildert werden; andererseits aber auch diejenigen Gesetze, welche zum Schutze der Sklaven gegen ihre Herren gegeben worden sind, wenig oder keinen Einflufs auf das Loos der

erstern hat, da für ihre Beobachtung wiederum keine andere Garantie vorhanden ist, als jene moralischen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, welche endlich sich zu dem vereinigen, was man die öffentliche Meinung nennt, dem einzigen Tribunal, was der Herr in seinen Verhältnissen zum Sklaven wirklich zu fürchten hätte. Es kann daher zu eben so falschen Ansichten führen, wenn man *a priori* die möglichen Folgen eines solchen Verhältnisses auch in ihrer ganzen Ausdehnung, als in der Wirklichkeit bestehend, annehmen zu können glaubt, als wenn man den vorhandenen Gesetzen zu Gunsten des Sklaven einen sehr wichtigen, günstigen Einfluss auf ihr Loos zuschreibt. Beide Fehler findet man bei solchen Schriftstellern, die nicht Gelegenheit hatten, die Sache mit eigenen Augen zu sehen.

Am meisten kommt es auf den Charakter des Sklavenaufsehers (*Feitors*) an, der die Sklaven mit der Peitsche in der Hand zur Arbeit führt, und den ganzen Tag über die unmittelbare Aufsicht über sie hat. Der Gedanke, Menschen wie das Vieh unter der geschwungenen Peitsche arbeiten zu lassen, ist es ohne Zweifel besonders, der uns bei diesem unseligen System empört; und obgleich es im Allgemeinen wirklich wahr ist, was die Vertheidiger der Sklaverei behaupten, daß die Peitsche nur ein Symbol der Autorität des *Feitors* ist, daß er sich ihrer nicht bedienen darf um die Neger zur Arbeit anzutreiben oder nach Willkühr zu bestrafen, so ist es nicht weniger wahr, daß durchaus nichts als die Gegenwart oder der Wille des Herrn, den Aufseher hindern kann, die Peitsche anzuwenden wie er will; daß es *a priori* nicht wohl möglich ist, daß ein immer roher, oft boshafter, grausamer, rachsüchtiger Mensch eine solche Macht nicht zuweilen mißbrauche, und endlich, daß die wirklich erwiesenen Beispiele eines solchen Mißbrauches nur zu häufig sind. Unter dem gegenwärtigen System, und bis die Sklaverei entweder ganz aufgehört hat, oder doch der Willkühr des Herrn und des *Feitors* zureichende gesetzliche Gränzen gesetzt sind, ist es eine der ersten und wichtigsten Pflichten des Herrn, in der Wahl des *Feitors* mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Im Ganzen kann man sich auf solche *Feitores*, die selbst Sklaven sind, mehr verlassen als auf andere, da sie selbst ganz von dem Herrn abhängen; allein gerade bei diesen muß der Herr ganz besonders darüber wachen, daß sie gegen ihre Mitsklaven nicht zu streng seyen. Man nimmt zu den *Feitores* auch Brasilianer oder freie Mulatten, und unter diesen stehen sich die Sklaven meistens am besten. — Am härtesten sind dagegen die europäischen *Feitores*. — Ueberhaupt ist es eine Thatsache, die durch tägliche Erfahrung bestätigt wird, daß die Euro-

päer es sind, welche den Sklaven ihr Loos am meisten erschweren, in welchen Verhältnissen sie auch mit ihnen in Berührung kommen. Ohne eine so entehrende Auszeichnung entschuldigen zu wollen, können wir sie theils aus dem höhern Grade von Stolz und Dünkel erklären, den die Europäer mitbringen, theils und besonders daraus, daß die meisten Europäer, die sich in Brasilien niederlassen, hauptsächlich die welche Pflanzungen übernehmen oder sich als *Feitores* verdingen, Spekulanten sind, die es nur darauf abgesehen haben, sich in kurzer Zeit so geschwind als möglich zu bereichern, und dann mit ihrem Erwerb nach Europa zurückzukehren. Vielen von ihnen gereichen schon die Ursachen, welche sie bewogen ihr Vaterland zu verlassen, eben nicht zur Ehre: keiner von ihnen fühlt sich durch irgend ein Band an dieses Land oder an seine Bewohner gebunden; er sieht vielmehr alles nur als einen Gegenstand der Spekulation an, und sogar für sein Eigenthum, seine Pflanzung und seine Sklaven hat er nicht die Sorgfalt, nicht die natürliche Anhänglichkeit, wie der Eingeborne, der sie einst seinen Kindern zu hinterlassen hofft, während jener nur darauf denkt, in möglichst kurzer Zeit den größten Gewinn daraus zu ziehen, ohne sich weiter um die Zukunft zu bekümmern. Die Sklaven dieser Menschen werden daher meistens durch übermäßiges Arbeiten zu Grunde gerichtet. Hiezu kommt noch, daß diese Fremden aus denselben Ursachen wenig nach der öffentlichen Meinung und dem, was sie die religiösen Vorurtheile der Brasilianer nennen, fragen, oder einen Stolz darein setzen sie zu verachten, so daß nichts ihre Sklaven vor ihrer unersättlichen Habsucht und kalten, berechneten Grausamkeit schützt. Hier zeichnen sich leider die Nordländer auch vor den europäischen Portugiesen aus.

Die Lage der Sklaven hängt ferner auch sehr von der Art des Anbaues ab, welche auf der Pflanzung, zu der sie gehören, vorzüglich getrieben wird. So ist z. B. die Arbeit der Sklaven bei der Anlage neuer Pflanzungen, oder sogenannter *Roças*, beschwerlicher wie in solchen die schon eingerichtet sind, besonders wenn die neue Pflanzung in einer großen Entfernung von bewohnten Gegenden angelegt wird, da in solchen Fällen die Sklaven oft allen Einflüssen der Temperatur und des Clima's, z. B. in sumpfigen Gegenden, ohne einen andern Schutz als leichte Hütten von Zweigen, und unter Entbehrungen aller Art, ausgesetzt sind. Ferner kommt hier die Gefahr von reisenden Thieren, giftigen Schlangen, lästigen Insekten mehr in Anschlag. Am besten behandelt werden die Sklaven auf den der Geistlichkeit oder Klöstern zugehörigen Pflanzungen; schon die gewohnte Ordnung erleichtert ihnen hier die mäßig aufgetragenen Arbeiten, und für Nah-

rung ist meist reichlich gesorgt. — Die Sklavenkinder werden regelmässig im geistlichen Gesang und nothdürftig in dem Verständnifs des Catechismus unterrichtet. Jeden Abend um sieben Uhr hört alle Arbeit auf, dann versammelt man die Sklaven, um ein geistliches Lied zu singen und den Rosenkranz zu beten. — Aufser den Sonn- und Feiertagen läfst man ihnen auch den Sonnabend um für ihren eigenen Vortheil zu arbeiten, so dafs die meisten Sklaven genug erwerben, um ihre Freiheit zu erkaufen. In diesem Fall, oder wenn ein Sklave stirbt, wird ihm gestattet sein kleines Feld zu vermachen wem er will, obgleich er durchaus kein Eigenthumsrecht daran hat. Die Kinder werden bis in ihr zwölftes Jahr zu keiner andern Arbeit angehalten, als etwa die Bohnen zur Nahrung der Sklaven oder Saamen zum Säen zu reinigen, oder zum Hüten der Thiere und den kleinen Diensten im Hause. — Später läfst man die Mädchen Baumwolle spinnen, während die Knaben dann schon im Felde mitarbeiten. Zeigt ein Kind besondere Anlagen für irgend ein Handwerk, so läfst man es dasselbe erlernen, um es einst auf der Pflanzung auszuüben, wodurch aber auch zugleich die Erlangung der Freiheit durch Nebenerwerb erleichtert und die Zukunft des Sklaven gesichert wird.

Mädchen heirathen im vierzehnten, die Männer im siebzehnten bis achtzehnten Jahre, und die Heirathen werden gewöhnlich sehr begünstigt. Nach der Heirath fangen die jungen Weiber auch an auf dem Felde mitzuarbeiten, und zugleich erhalten die Neuverehlichten ein Stückchen Land um ihre Hütte darauf zu bauen, und das Recht, an den dazu bestimmten Tagen für ihre eigene Rechnung zu arbeiten. Auch wird bei neuen Ankömmlingen aus Afrika besondere Rücksicht darauf genommen, sie nicht zu früh arbeiten zu lassen, was eben so sehr den Herren als den Sklaven zu statten kommt; denn in der Regel gehen sechs bis acht Monate hin, ehe diese Neger die gewöhnlichen Feldarbeiten erlernen. Zu den Hausarbeiten und den Handwerken braucht man vorzugsweise Creolen, das heifst, in Brasilien selbst geborne Neger. — Auch die Sklaven auf sehr kleinen Pflanzungen werden gewöhnlich besser behandelt als auf gröfsern, indem hier bei gemeinschaftlichen Arbeiten und gleicher Kost und Ruhe der Unterschied zwischen Herren und Sklaven fast ganz verschwindet. Die Sklaven auf den Pflanzungen beneiden häufig das Loos derjenigen, welche in den Campos des Binnenlandes leben. Da hier die Hauptbeschäftigung der Einwohner die Viehzucht ist, und man den Sklaven selten Muth und Gewandtheit genug zutraut um die Geschäfte der Viehzucht, wie sie in jenen Gegenden getrieben werden, zu besorgen, so überläfst man ihnen die Arbeiten im Hause und die Besorgung der sehr einfachen Wirthschaft.

Eine eigene Klasse bilden diejenigen Sklaven, deren Herren mit dem Transport der Waaren von der Küste nach dem Innern und von dem Innern nach der Küste beschäftigt sind. Die unstäte Lebensart dieser Troperos setzt sie zwar manchen Entbehrungen aus, vor denen die Sklaven auf den Pflanzungen mehr geschützt sind, allein sie verschafft ihnen auch mehr Freiheit, und stellt sie durch gemeinschaftliche Ertragung und Ueberwindung des Ungemachs und der Schwierigkeiten der Reise fast auf gleichen Fuß mit ihren Herren.

Wenn ein Sklave wirklich ein Verbrechen begeht, so übernimmt gewöhnlich die öffentliche Gewalt seine Bestrafung, wie wir weiter unten sehen werden: wenn er dagegen nur die Unzufriedenheit seines Herrn durch Trunkenheit, Faulheit, Unvorsichtigkeit, kleine Diebstähle, u. s. w., erregt hat, so bleibt es diesem überlassen, ihn nach Gutdünken zu bestrafen. Es bestehen zwar Gesetze um in dieser Hinsicht der Willkühr und dem Zorne des Herrn Grenzen zu setzen, und es ist, z. B., die Anzahl der Peitschenhiebe bestimmt, welche der Herr dem Sklaven auf einmal und ohne Dazwischenkunft der Behörden geben lassen darf. Diese Gesetze sind jedoch, wie schon oben gesagt ist, ganz machtlos, und den meisten Herren sowohl als den Sklaven vielleicht gar nicht einmal bekannt, oder die Behörde zu weit entfernt, so, daß in der That der Bestrafung des Sklaven für ein wirkliches oder eingebildetes Vergehen, oder endlich der Mißhandlung desselben durch die bloße Laune oder Grausamkeit des Herrn, keine andere Grenzen gesetzt sind, als die Furcht den Sklaven durch den Tod oder durch die Flucht zu verlieren, und die Scheue vor der öffentlichen Meinung. — Diese Rücksichten reichen jedoch freilich nicht immer hin, und es ist leider zu wahr, daß es an einzelnen Fällen der scheuflichsten Grausamkeit, welche die Verstümmelung oder den Tod des Sklaven zur Folge hatten, nicht fehlt, und daß diese Verbrechen ungestraft geblieben sind; allein eben so wahr ist es, daß diese Fälle selten sind, daß sie kaum häufiger sind als andere ähnliche Verbrechen, von Freien gegen Freie ausgeübt, es auch in Europa sind; daß die meisten dieser Fälle Fremden, Europäern zur Last fallen, und daß die öffentliche Meinung sich laut und allgemein so ausspricht, wie solche Abscheulichkeiten es verdienen. Man kann keinen Augenblick zweifeln, daß die Fortschritte, welche Brasilien gegenwärtig in der Civilisation zu machen verspricht, auf solche Verbrechen auch die verdiente gesetzliche Ahndung herabrufen werden. Die ausführliche Schilderung solcher Vorfälle kann durchaus keinen vernünftigen Zweck haben. — Man glaubt vielleicht Mitleiden dadurch zu erregen. — Allein dies Mitleiden ist ganz werthlos, wenn es bloß das Resultat eines sinnlichen Eindrucks oder einer

aufgeregten Phantasie ist. Um ein vernünftiges Wesen von der Nothwendigkeit zu überzeugen , dafs dieses System der Sklaverei von Grund aus abzuändern sey, um seine baldige , gänzliche Abschaffung möglich zu machen , braucht man nur die Möglichkeit zu zeigen, dafs solche Verbrechen begangen werden können und begangen werden , ohne die verdiente Strafe zu empfangen. — Sollte man aber meinen, dafs es solcher Schilderungen bedürfe , um auf rohe Gemüther zu wirken, so vergißt man , dafs eine solche Befleckung der Phantasie bei ihnen mehr schaden kann, als dies sogenannte Mitleid nützen wird.

Man darf sich auch nicht durch ein mißverstandenes Mitleid verleiten lassen, zu glauben, dafs, so wie die Sklaven nun einmal sind, es möglich wäre, einen Haufen von 50 — 100 roher, leidenschaftlicher Männer und noch unbändigerer Weiber, ohne einen hohen Grad von Strenge und ein sehr summarisches Verfahren, in Ordnung zu halten. — Auf den meisten Pflanzungen werden grössere Vergehen mit Peitschenhieben bestraft; kleinere mit sogenannten Palmados oder Hieben auf die flache Hand. Diese Züchtigungen werden meistens in Gegenwart aller Sklaven vorgenommen. Es ist ohne Zweifel zu wünschen, dafs der Gebrauch der Peitsche nach und nach ganz abgeschafft werde, und man kann dies um so mehr erwarten, da auch das Interesse der Pflanzer ganz damit einverstanden ist. Die Erfahrung hat gelehrt, dafs nichts die Sklaven so sehr verschlechtert und so sehr im Werthe herabsetzt, als der häufige Gebrauch der Peitsche, welcher ihr Ehrgefühl unterdrückt. — Und wenn es wahr ist, dafs schlechte Sklaven sich häufigere Züchtigungen zuziehen, so ist es nicht weniger wahr, dafs hierin eine beständige verderbliche Wechselwirkung Statt findet. Aufserdem gewöhnen sich die Sklaven bald so sehr an diese Art von Schmerz, dafs häufig der Fall vorkömmt, dafs Sklaven, die bei ihren frühern Herren nur mit der Peitsche bestraft wurden, einen neuen Herrn bitten, sie lieber zu peitschen, als, wenn auch nur auf kurze Zeit, einzusperren. Das beste Mittel, die Sklaven ohne Grausamkeit durch die nöthige Strenge im Gehorsam zu erhalten, ist, sie auf längere oder kürzere Zeit, besonders an ihren freien Tagen, einzusperren, oft ohne weitere Entbehrung als die des Lichtes. Einen Tag im Dunkeln und allein eingesperrt zu bleiben und zu hungern, fürchtet der Neger mehr als alle Peitschenhiebe.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Sitten und Gebräuche der Neger.

NACHDEM wir in früheren Heften einige Nachricht von dem Zustande der Sklaven auf den Pflanzungen gegeben haben, gehen wir zu der Lage, der Lebensart der Sklaven in den Städten über, welche sich in mancher Hinsicht von jener unterscheidet. Ein großer Theil der Sklavenbevölkerung von Rio de Janeiro lebt im Dienste der Großen und der Reichen als Hausbedienten, und bildet einen Luxusartikel, der sich mehr nach der Eitelkeit des Herrn als nach den Bedürfnissen der Haushaltung richtet. Diese Sklaven tragen Livreen und zwar meistens sehr altfränkische, welche sie nebst den dazu gehörigen Haarbeuteln oft zu wahren Caricaturen machen. Sie haben wenig oder nichts zu thun, sind wohlgenährt und, mit einem Worte, fast eben so überflüssige Geschöpfe, wie die Bedienten in großen Häusern in Europa, deren Laster sie auch ohne Mühe sich aneignen. Die meisten Sklaven in den größeren Städten sind jedoch solche, die wöchentlich oder täglich ihren Herren eine bestimmte Summe bezahlen müssen, welche sie durch verschiedene Handarbeiten zu verdienen suchen; als Schreiner, Schuster, Schneider, Bootsleute, Lastträger, u. s. w. In dieser Lage können sie sich mit Leichtigkeit mehr verdienen, als ihr Herr von ihnen verlangt, und wenn ein solcher Sklave nur einigermaßen sparsam lebt, kann es ihm nicht schwer werden, in neun bis zehn Jahren seine Freiheit zu erkaufen.

Dies geschieht jedoch nicht so häufig als man glauben sollte, weil die Neger sehr geneigt zu der tollsten Verschwendung sind, und besonders in Kleidern, bunten Tüchern und Bändern alles verthun was sie erwerben.

Da sie den ganzen Tag frei ihrem Geschäfte nachgehen, und nur Abends nach Hause kommen müssen, auch ihre Herren sich nur insofern um sie bekümmern, als ihre wöchentliche Abgabe dabei in Betracht kommt, so haben sie viel Freiheit und im Ganzen eine sehr erträgliche Existenz. Morgens ehe sie das Haus ihres Herrn verlassen, und Abends wenn sie zurückkehren, erhalten sie Mandioca-

mehl und Bohnen, den Tag über müssen sie selbst für ihre Nahrung sorgen. — Auf dieselbe Art erwerben auch viele Sklavinnen ihren Unterhalt als Ammen, Wäscherinnen, Blumen- und Fruchthändlerinnen, u. s. w.

Der größte Vorzug den das System der Sklaverei, wie es in Brasilien besteht, vor demjenigen in den englischen Colonien hat, ist die große Leichtigkeit, welche es dem Sklaven zur Erlangung seiner Freiheit darbietet. Dieser Vorzug ist freilich in gewisser Hinsicht den gesetzlichen Bestimmungen über diesen Gegenstand zuzuschreiben, jedoch mehr negativ als positiv; denn das einzige, was man zum Lobe der brasilianischen Sklaven-Gesetze sagen kann, ist, daß sie wenigstens der Emancipation der Sklaven keine Hindernisse in den Weg legen, während im Gegentheil in den englischen Colonien sogar die Freilassung eines Sklaven durch den freiwilligen Entschluss des Herrn mit einer Geldbusse belegt ist.

Ein gewöhnlicher Weg auf welchem ein Sklave seine Freiheit erlangen kann, ist der, daß er sich nach und nach so viel erspare, als er seinen Herrn gekostet hat, oder als er zur Zeit werth ist, und sich damit loskauft. Dies wird solchen Sklaven, die in den Städten als Handwerker, u. s. w., leben, wie wir oben sahen, am leichtesten; auf den Pflanzungen dagegen ist es nur dann möglich, wenn die Nähe einer Stadt dem Sklaven den Absatz der Produkte seines kleinen Feldes oder seiner sonstigen Industrie sichert.

Es liegt in dieser Loskaufung eigentlich ein sonderbarer Widerspruch zwischen dem bestehenden Gesetze und dem gewöhnlichen Gebrauche, der den besten Beweis für die Absurdität des Gesetzes giebt. Nach dem Gesetze kann der Sklave eigentlich kein Eigenthum besitzen, oder vielmehr Alles was er besitzt ist das Eigenthum seines Herrn; dieser läßt sich also die Freiheit des Sklaven mit seinem eigenen Gelde bezahlen und hat eigentlich das Recht, ihm seine Ersparnisse wegzunehmen, ohne ihm die Freiheit oder irgend einen Ersatz dafür zu bieten. Es giebt jedoch kaum ein Beispiel, daß ein Herr von diesem Rechte Gebrauch gemacht hätte, und auch wenn er unmenschlich genug seyn sollte, den Willen dazu zu haben, so würde er es schwerlich wagen, darin der öffentlichen Meinung zu trotzen. Ueberdies würde ein Sklave weder durch Drohungen noch durch Mißhandlungen zu bewegen seyn, seinen kleinen Schatz auszuliefern, oder den Ort anzugeben wo er ihn aufbewahrt. — So wie aber in diesem Fall die Sitte und die öffentliche Meinung die Sklaven vor einer Gewaltthätigkeit schützen, der das Gesetz sie Preis giebt, so wird auf der andern Seite durch dieselbe Sitte, die einzige wirkliche Schutz-

wehr die der Sklave bei diesem widersinnigen System gegen die Willkühr des Herrn hat, ein Gesetz zu Gunsten des Sklaven entkräftet. Dies Gesetz zwingt den Herrn seinem Sklaven die Freiheit zu geben, wenn dieser ihm dafür den Preis bietet, den er selbst für ihn bezahlt hat, oder seinen dermaligen Werth nach einer billigen Schätzung, im Fall dieser Werth jenen Kaufpreis übersteigt. Dies weise Gesetz wird aber, wie alle andere welche zu Gunsten der Sklaven bestehen, so ganz vernachlässigt, daß seine Existenz kaum bekannt ist, und daß es selten oder nie den Sklaven einfällt, seinen Schutz anzurufen, theils weil sie es nicht kennen, theils weil sie zu gut wissen, daß ihnen dies nichts helfen würde, da nur ein seltener günstiger Zufall ihnen die Möglichkeit verschaffen kann, ihre Klage bei den höheren Gerichten auch nur anzubringen, geschweige denn sie gegen ihren Herrn durchzuführen, der tausend Mittel in Händen hat, die Entscheidung zu verzögern oder die Klage ganz abweisen zu lassen, und den Sklaven durch Mißhandlungen aller Art für einen solchen Versuch zu bestrafen und zu schrecken. In diesem wie in allen andern Verhältnissen hängt also in der That der Sklave einzig von der Willkühr seines Herrn ab, und wenn dieser aus Bosheit, Eigensinn oder irgend einer anderen Ursache ihm seine Freiheit nicht verkaufen will, so wird die Lage des Sklaven um so drückender, da er die Frucht von jahrelangem Fleiß und Sparsamkeit verloren sieht. Er ist in die Sklaverei zurückgestoßen in dem Augenblicke, wo er seiner Freiheit gewiß zu seyn schien und während er die Mittel in Händen behält sie zu erlangen, ohne davon Gebrauch machen zu können, und muß ausser dem bitteren Gefühle getäuschter Hoffnung die Folgen des Mißtrauens oder des Zorns seines Herrn tragen. Doch sind solche Fälle selten, weil der Herr nicht leicht einen Grund haben kann, seinem Sklaven die Freiheit zu verweigern, da einem Sklaven, der einmal in diesem Falle war, selten mehr zu trauen ist, er nunmehr mit Unlust arbeitet und die erste Gelegenheit ergreift um zu entfliehen, und wenn ihm dies auch nicht gelänge, so wird er entweder sich selbst das Leben nehmen, oder auf jeden Fall wird der Herr wenig Vortheil mehr von der Arbeit eines solchen Sklaven zu erwarten haben. Die öffentliche Meinung, besonders unter den niedern Volksklassen, spricht sich auch zu bestimmt gegen eine solche Weigerung von Seiten eines Herrn aus und läßt ihn ihre Mißbilligung auf mancherlei Art fühlen. Hierin, wie in so vielen andern Fällen, hat der Einfluß der Geistlichkeit sehr wohlthätige Folgen, und sie begünstigt im Ganzen die Freiheit der Sklaven so offenbar, daß schon darum selten es Jemand wagt, durch eine solche Weigerung Aufsehen zu

erregen. Wo dies aber geschieht, trifft es gewifs die geschicktesten und fleifsigsten Sklaven, solche die ihren Herren wirklich unentbehrlich geworden sind, und man hat Beispiele von solchen, die als Aufseher einer Pflanzung Jahre lang das ganze Vertrauen ihrer Herren besessen, die sich bis zu einem gewissen Grad von Wohlhabenheit erhoben hatten und deren äussere Lage durchaus nichts zu wünschen übrig zu lassen schien, und die plötzlich mit der grössten Strenge und durch Mißhandlungen zur Fortsetzung ihrer Geschäfte gezwungen wurden, weil sie, mit dem Scheine von Freiheit nicht zufrieden, darauf bestanden, ihre wirkliche Freilassung zu erkaufen.

Ein anderes Mittel, was in Brasilien sehr vielen Negern die Freiheit verschafft, ist die Sitte der Negerinnen, ihre Kinder durch wohlhabende Leute über die Taufe halten zu lassen. Selbst die angesehensten Personen dürfen es nicht leicht wagen eine solche Bitte abzuschlagen, ohne einen allgemeinen Unwillen zu erregen, und ein solches Verhältnifs, weit entfernt sie zu entehren, wird, Dank den religiösen Ansichten des Volkes und dem Einflusse der Geistlichkeit, als etwas sehr Verdienstliches angesehen. Der kleine Sklave erhält dadurch die sehr wahrscheinliche Aussicht, dafs sein Taufpathe ihm die Freiheit erkaufen werde, was auch wirklich um so leichter geschehen kann, da der Preis für ein Negerkind nur wenig beträgt und selten die Summe von 60 bis 80 Piastern übersteigt.

Auf dieselbe Art kaufen auch solche Weifse, die Kinder mit einer Sklavin gezeugt haben, diese häufig ihren Herren ab, und schenken ihnen die Freiheit. Endlich werden sehr oft Sklaven von ihren eigenen Herren freigelassen, um sie nach langen Jahren für ihr gutes Verhalten zu belohnen; dies geschieht besonders häufig in Testamenten, und es ist selten, dafs der Eigenthümer einer grossen Pflanzung und vieler Sklaven nicht in seinem letzten Willen, oder auch bei andern feierlichen Gelegenheiten, einigen von ihnen die Freiheit schenkte. Alle diese verschiedenen Verhältnisse und Sitten, welche dem Sklaven die Möglichkeit geben seine Freiheit zu erlangen, vermehren jährlich die Zahl der freien schwarzen Bevölkerung Brasiliens. Diese beträgt gegenwärtig 159,500 Seelen, also ungefähr den zwölften Theil der Sklaven-Bevölkerung (1,987,500), die Hälfte der freien Farbigen (416,000), den fünften Theil der Weifsen (843,000), und endlich ungefähr den fünf und zwanzigsten Theil der Gesamt-Bevölkerung.

Dies Verhältnifs könnte auf den ersten Anblick wenig günstig für die Hoffnung einer allmählichen Emancipation scheinen; allein es erhält ein anderes Ansehen, wenn man bedenkt dafs durch die häufigen Wechselheirathen der freien Schwar-

zen mit den freien Farbigen, und durch die nicht seltene Verbindung freier schwarzer Weiber auch mit weissen und farbigen Männern, sich die schwarze Farbe in der freien Bevölkerung nach wenig Generationen, meistens schon bei den Kindern oder Enkeln, verliert, und dafs also die Nachkommen der freien Schwarzen, statt die freie schwarze Bevölkerung zu vermehren, sich allmählig in die Masse der freien Farbigen verlieren, so dafs die zu jeder gegebenen Epoche vorhandene Anzahl von freien Schwarzen, eigentlich und grösstentheils nur diejenigen in sich begreift, die in den nächst vorhergegangenen Jahren ihre Freiheit erlangt haben, und allenfalls die Kinder der vorhergehenden Generation freier Schwarzen, während die Kinder derjenigen Generation welche dieser vorhergieng, grösstentheils schon zu den Farbigen gehören.

Die Lage der freien Neger ist sehr verschieden, je nachdem sie durch Fleifs und Glück einiges Vermögen erwerben. Manche sind ziemlich wohlhabend, nur selten findet man aber in Brasilien unter den freien Negern reiche Leute, wie sie hie und da in Westindien vorkommen.

Die freigelassenen Neger von den Pflanzungen siedeln sich meistens in der Nähe der Pflanzung an, auf der sie früher als Sklaven gedient haben, und bearbeiten ein kleines Feld, was ihnen oft gegen eine sehr geringe Pacht oder auch umsonst von ihren ehemaligen Herren überlassen wird; zugleich arbeiten sie für Taglohn. Die bessern Arbeiter, besonders die Aufseher in den Zuckersiedereien, die am häufigsten in dem Falle sind ihre Freiheit zu erkaufen, pflegen ihr Gewerbe auf den umliegenden Pflanzungen als freie Arbeiter fortzutreiben, und nach der Zuckerärnte das Sieden des Zuckers und die übrigen Zubereitungen desselben auf solchen Pflanzungen, denen es an den nöthigen Geräthschaften oder an werkverständigen, geübten Aufsehern fehlt, zu übernehmen: auf diese Art können sie sich leicht und in kurzer Zeit zu einer grossen Wohlhabenheit bringen.

In den Städten findet man die freien Neger überall in den untern Ständen vertheilt, als Handwerker, Krämer und Tagelöhner. Nur wenigen ist es bis jetzt gelungen sich bis zu der Klasse der wohlhabenden Bürger, Kaufleute und Landeigenthümer emporzuschwingen; doch kann es ihnen nicht schwer werden ihren Lebensunterhalt zu erwerben, da der Taglohn, wie in allen Ländern wo die Sklaverei existirt, sehr hoch, und geschickte Arbeiter sehr gesucht sind.

Die freie Negerbevölkerung ist ohne Zweifel eine sehr achtbare und in mancher Hinsicht, besonders durch die Bedeutung für die Zukunft, eine der wichtigsten Klassen der Bevölkerung in den Colonien. Dies gilt besonders von den eigentlichen

freien Creolen, den in Amerika gebornen Negern; und ein Vergleich mit den afrikanischen Negern giebt die tröstliche Gewifsheit, dafs die afrikanische Race durch ihre Verpflanzung nach Amerika, auch unter den traurigen Umständen womit sie verbunden ist, in geistiger und physischer Hinsicht bedeutend gewinnt. Diese Creolen sind, im Durchschnitte, ausgezeichnet wohlgebaute, kräftige Männer, dabei kühn und thätig, auch viel mäfsiger als die afrikanischen Neger. Den Weissen räumen sie willig einen gewissen Vorrang in den gesellschaftlichen Verhältnissen ein, der sich im Ganzen jedoch mehr auf den Stand als auf die Farbe bezieht; dagegen aber haben sie auch ihrerseits einen gerechten Stolz, der auf dem Bewusstsein ihrer Kräfte und auf dem Gefühl der Freiheit beruht, und um so leichter zu verletzen, um so argwöhnischer ist, da sie sich zugleich bewusst sind die Farbe der Sklaverei zu tragen. Sie halten sehr genau darauf dafs man auch in den Kleinigkeiten des täglichen Umganges sie niemals den Sklaven gleichstelle und vergesse dafs sie frei sind, und wenn der Weisse sie offen und mit Achtung behandelt und sie den Unterschied der Farbe nicht fühlen läfst, so suchen sie ihm bei jeder Gelegenheit Dienste und eine gewisse Ehrerbietung zu zeigen; dagegen aber jede verächtliche Anspielung auf ihre Farbe ihren Stolz und ihren Zorn erregt, der keineswegs gleichgültig ist, da es ihnen nicht an Entschlossenheit fehlt, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die Creolen wohl zu antworten: *Negro sim, porem direito* (ein Neger, ja; aber gerade). In gesellschaftlicher Hinsicht nehmen die freien Neger, wenigstens in den untern Ständen, ziemlich denselben Platz ein, wie die übrigen Farben unter denselben Umständen von Wohlhabenheit und persönlichen Eigenschaften; doch sind Heirathen zwischen wirklich weissen Frauen und schwarzen Männern sehr selten, und auch zwischen weissen Männern und schwarzen Frauen sind förmliche Ehen nicht häufig, desto gewöhnlicher aber sind Wechselverbindungen zwischen freien Schwarzen und freien Farbigen, besonders jemehr sich diese letztern der schwarzen Farbe nähern. Da unter der grossen Masse der untern Volksklassen die weisse Farbe selten ganz ungemischt vorkommt, so hat die Ausschliessung der Schwarzen von den Verbindungen mit Weissen weniger demüthigendes oder nachtheiliges für jene, als man vielleicht glauben möchte. — In gesetzlicher Hinsicht finden mehrere Beschränkungen gegen die Zulassung der Schwarzen zu Aemtern Statt, und obgleich dieselbe Zurücksetzung auch die farbigen Freien treffen sollte, so ist doch nichts leichter, als dies Gesetz zu umgehen, indem man jede hellere Schattirung unter sonst günstigen Umständen von Reichthum, Verbindungen und persönlichem Talent leicht als

weifs durchgehen läfst, da in der That sehr oft die Weissen eine sehr dunkle Gesichtsfarbe haben. Das übrigens gröfstentheils in Vergessenheit gerathene oder wenig beobachtete Gesetz trifft eigentlich nur solche, bei denen die schwarze Farbe unvermischt ist und die unter keinem Vorwande für Weisse gelten können. Obgleich in der gegenwärtigen Epoche diese gesetzliche Zurücksetzung nicht so demüthigend und drückend ist, als sie auf den ersten Blick erscheint, weil unter den freien Schwarzen nur wenige sind, deren Kenntnisse, Wohlhabenheit und sonstige Verhältnisse sie in den Fall setzen könnte, auf Anstellungen Ansprüche zu machen, so ist nicht der geringste Zweifel, dafs jemehr die Zahl der freien Schwarzen zunimmt, jemehr sie durch persönliche Eigenschaften und durch Besitz zu solchen Ansprüchen berechtigt werden, eine förmliche Aufhebung dieser gesetzlichen Ausschließung durchaus nothwendig seyn wird, um Brasilien vor den furchtbaren Folgen eines Bürgerkrieges zwischen der schwarzen und den übrigen Farben zu bewahren. — In diesem Augenblick begnügen sich die freien Sklaven mit der Aussicht, dafs ihre Nachkommen einst als Farbige in den Stand gesetzt werden, Staatswürden zu bekleiden, und die Farbigen scheinen mit jener stillschweigenden Duldung, wodurch ihnen die wesentlichen Vortheile, auf die sie Ansprüche machen, gesichert werden, zufrieden zu seyn; allein es wäre thöricht zu glauben, dafs diese Gesinnungen hinreichen, um Brasilien eine dauernde Ruhe zu sichern, und eine weise Politik wird sie im Gegentheil nur benutzen, um durch eine frühzeitige freiwillige Verbesserung der Gesetzgebung in dieser Hinsicht einem möglichen gewaltsamen Ausbruch vorzubeugen, der sonst um so weniger zu vermeiden wäre, da die bürgerliche Gesellschaft jenes Landes, so wie aller andern amerikanischen Staaten, ausserdem noch so viele Elemente des Streites enthält. In einem solchen Staate wäre es die grösste Thorheit zu glauben, man könne eine so zahlreiche und, wenn die Gewalt entscheiden soll, so mächtige Classe der Einwohner wie die Schwarzen und Farbigen, mit Gewalt unterdrücken und ihr etwas verweigern, woran sie ein Recht zu haben glaubt, während unter den Weissen selbst die verschiedenen Partheien um wirkliche oder vermeinte Rechte kämpfen. Ob Brasilien für die Zukunft noch bürgerliche Umwälzungen und Partheikämpfe bevorstehen, von welcher Art sie seyn können, und ob es noch in der Macht derjenigen steht, welche die Angelegenheiten jenes Landes leiten, diesen Umwälzungen vorzubeugen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; soviel aber scheint uns gewifs zu seyn, dafs es jetzt noch von ihnen abhängt, durch zeitgemäße Modifikationen in den gesetzlichen Verhältnissen der freien farbigen

und schwarzen Bevölkerung zu verhindern, daß zu dem bevorstehenden Kampf der politischen Partheien sich nicht zugleich die furchtbare Complication eines Kampfes der Farben geselle. Dieser Schritt ist um so dringender nothwendig, da, nach dem Urtheile aller vernünftigen sachkundigen Männer, die Emancipation der Sklaven, so nothwendig und wünschenswerth sie ist, doch nur sehr allmählig vor sich gehen und vielleicht erst nach einem Jahrhundert, auch unter den günstigsten Umständen, vollendet seyn kann. Sollte aber der Gang der Angelegenheiten, die Unvorsichtigkeit der Partheien oder der Regierenden jemals eine Bewegung unter den Sklaven anregen, so wäre die freie farbige und schwarze Bevölkerung der einzige wirksame Damm, den man einer Sklavenempörung entgegensetzen könnte: es ist also von der höchsten Wichtigkeit, sie definitiv mit dem gemeinsamen Interesse der Weissen als Freie im Gegensatz zu den Sklaven zu verbinden.

Eine andere gesetzliche Ausschließung der schwarzen Farbe, kam bisher den freien Negern sehr zu statten. Sie durften nämlich in keinem Linienregiment und in keinem andern Corps dienen, als in denjenigen welche ausschließlich für sie errichtet sind: hierdurch entgehen sie den Mißbräuchen und Plackereien ohne Zahl, denen die übrigen Einwohner hinsichtlich des Militärdienstes ausgesetzt sind, der durch wahre Preßgänge erzwungen wird. Es giebt in Brasilien drei Negerregimenter, worin alle Soldaten und Offiziere Neger sind; sie zeichnen sich durch gute Haltung und Disciplin vor allen andern Truppen aus, und es herrscht die innigste Verbindung zwischen den Soldaten und den Offizieren. Diese Regimenter tragen den Namen Henriquez, zum Andenken des Negeranführers Henriquez, der während des Befreiungskrieges von Fernambuco gegen die Holländer sich unsterblichen Ruhm in der Geschichte Brasiliens erwarb.

MALERISCHE REISE IN BRASILIEN.

Sitten und Gebräuche der Neger.

Aus dem was wir in frühern Heften über den Zustand der Sklaven in Brasilien gesagt haben, geht schon hervor, daß derselbe in der That nicht so traurig ist, als man sich ihn gewöhnlich in Europa vorstellt, und wir müssen eher fürchten, daß unsere unparteiische Darstellung solchen, die gewohnt sind bloß nach den ersten sinnlichen Eindrücken ihre Ansichten zu bilden und nur eine Seite der Dinge zu sehen, einen zu günstigen Begriff von der Sklaverei gegeben und sie zu Vertheidigern derselben gemacht hat. — Dies ist wenigstens der Fall bei vielen Europäern, die sich an Ort und Stelle überzeugen, daß der Teufel nicht so schwarz ist als man ihn malt, und deshalb leicht zu starken Geistern in Hinsicht auf die Sklaverei werden. Hiezu trägt ohne Zweifel viel bei, daß die Neger die glückliche Gabe haben, wie die Kinder, ohne sich um Vergangenheit oder Zukunft zu bekümmern, den Augenblick ganz und leidenschaftlich zu genießen, während zugleich außerordentlich wenig dazu gehört, um sie in einen wahren Taumel von Entzücken zu versetzen.

Man sollte wirklich oft glauben, daß die lärmendsten Vergnügungen für den Neger nach der Arbeit des Tages dieselbe Wirkung haben wie die Ruhe, deren er so sehr zu bedürfen scheint; und wenn man am Abend selten einige Sklaven beisammen sieht, ohne daß bald Gesang und Tanz die Gruppe belebt, so kann man sich mit Mühe überzeugen, daß sie den ganzen Tag die beschwerlichsten Arbeiten verrichtet haben — daß sie Sklaven sind.

Der gewöhnlichste Tanz der Neger ist die *Batuca*, und kaum sind ein paar Neger versammelt, so erschallt auch das abgemessene Zusammenschlagen der Hände, womit sie sich gewissermaßen zum Tanze auffordern und begeistern. Die *Batuca* wird von einer Person vorgetanzt; sie besteht hauptsächlich in gewissen, vielleicht zu ausdrucksvollen Bewegungen des Körpers, besonders der Hüften, die der Tanzende mit dem Schnalzen der Zunge, der Finger, und einförmigem Gesange begleitet,

dessen Refrain die andern, einen Kreis um den Vortanzenden bildenden Tänzer wiederholen.

Ein anderer sehr gewöhnlicher Negertanz ist der sogenannte *Landu*, der auch unter Portugiesen üblich ist, und von einem oder zwei Paaren mit Begleitung der Mandoline getanz wird, und den man sehr veredelt vielleicht in dem *Fandango* und *Bolero* der Spanier wieder erkennt.

Diese Tänze werden von den Negern oft ohne Unterbrechung ganze Nächte fortgetanzt; sie wählen dazu besonders den Sonnabend und andere Abende, die einem Feiertage vorhergehen. — Hier verdient auch noch eine Art von Kriegstanz angeführt zu werden. Es stellen sich zwei Parteien mit Stangen bewaffnet gegenüber, und die Kunst besteht darin, den Stößen des Gegenüberstehenden auszuweichen. Viel gewaltsamer ist ein anderes Kriegsspiel der Neger, *Jogar capoera*, das darin besteht, daß einer den andern durch Stöße mit dem Kopf auf die Brust, denen sie durch gewandte Seitensprünge und Pariren ausweichen, umzuwerfen sucht, indem sie fast wie Böcke gegeneinander anspringen und zuweilen gewaltig mit den Köpfen gegeneinander rennen. Hierbei geschieht es nicht selten, daß der Scherz in Ernst übergeht und blutige Köpfe oder Messer dem Spiel ein Ende machen.

Eine Feierlichkeit von ganz eigener Art und worauf die Neger großen Werth legen, ist die Wahl des Königs von Congo. Wir können keine bessere Beschreibung davon geben, als die welche sich in dem trefflichen Werk von *Koster* über Brasilien findet: es sey uns daher erlaubt, sie wörtlich hier wieder zu geben¹: « Im Monat März wurde
« von den Negern das Fest von *Nossa Senhora do Rosario* gefeiert. Bei dieser Gele-
« genheit pflegen sie den König von Congo zu wählen, wenn der, welcher die
« Würde bekleidete, im Laufe des Jahres gestorben ist, wenn er aus irgend einer
« Ursache abgedankt, oder wenn ihn seine Unterthanen, was zuweilen geschieht,
« abgesetzt haben. Man erlaubt den Congo-Negern, sich einen König und eine
« Königin von ihrer Nation zu wählen, und die Wahl kann sowohl einen Sklaven
« als einen Freigelassenen treffen, und dieser Fürst übt über seine Unterthanen
« eine Art von Gewalt aus, die den Weissen viel Stoff zum Lachen giebt. Sie
« zeigt sich besonders bei den religiösen Festen der Neger, wie z. B. bei dem ihrer
« speziellen Patronin *Nossa Senhora do Rosario*. Der Neger, welcher in dem
« Distrikt von Itamarca (denn jeder Distrikt hat seinen eigenen König) diese

¹ Von allen Werken, die bis jetzt über Brasilien erschienen sind, ist keines so reichhaltig an trefflichen Beobachtungen und Bemerkungen über die Sitten und den gesellschaftlichen Zustand, als das von *Koster*.

« Würde bekleidet hatte, wünschte seines hohen Alters wegen die Krone abzu-
 « legen, und man hatte deshalb einen neuen König gewählt, einen alten Sklaven
 « von der Pflanzung *Amparo*. Die alte Königin hatte keine Lust zu abdiziren,
 « und behielt daher ihre Würde.

« Der Neger, der an diesem Tage gekrönt werden sollte, kam am frühen Mor-
 « gen zum Pfarrer, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen; und dieser sagte
 « ihm scherzend: « Wohlan, Herr, ich soll also heute euer Kapellan seyn! » —
 « Um eilf Uhr begab ich mich mit dem Pfarrer in die Kirche, und bald sahen
 « wir einen großen Haufen Neger heranziehen mit fliegenden Fahnen und Trom-
 « melschlag; Männer und Weiber trugen die buntesten Kleider, die sie hatten
 « aufreiben können. Als sie uns nahe gekommen waren, unterschieden wir den
 « König, die Königin und den Staatsminister. Die beiden erstern trugen Kronen
 « von Pappendeckel mit Goldpapier überklebt. Der Rock des Königs war grün,
 « die Weste roth und die Beinkleider gelb: alles nach dem ältesten Schnitt. In
 « der Hand trug er einen Szepter von vergoldetem Holz. Die Königin trug einen
 « uralten Staatsrock von blauer Seide. Der arme Staatsminister konnte sich zwar
 « eben so vieler Farben rühmen als sein Herr; allein er war nicht glücklich in der
 « Wahl seiner Kleidungsstücke gewesen, indem das Beinkleid sehr viel zu enge und
 « zu kurz, die Weste dagegen übermächtig lang war. — Die Kosten dieser Feier-
 « lichkeit mußten von den Negern bezahlt werden; es war daher in der Kirche
 « ein kleiner Tisch aufgestellt, an dem der Schatzmeister und einige andere Beam-
 « ten der schwarzen Bruderschaft *do Rosario* (zum Rosenkranze) saßen, um
 « in einer dazu bestimmten Büchse die Gaben der Anwesenden zu empfangen.
 « Die Beiträge kamen sehr sparsam und langsam ein, viel zu langsam für den
 « Appetit des Pfarrers, dessen Essensstunde geschlagen hatte: er trat daher unge-
 « duldig zum Schatzmeister und versicherte ihn, er werde die Ceremonie nicht
 « vornehmen, bis alle Kosten gedeckt seyen; zugleich schalt er die ihn umgebenden
 « Neger weidlich für ihren geringen Eifer, zu dem Werke beizusteuern. Nachdem
 « er diese Gruppe verlassen hatte, entstanden unter den Negern einige gegensei-
 « tige Erklärungen und Vorwürfe, die mit den komischsten Geberden und Aus-
 « drücken begleitet waren, welche dem heiligen Orte eben nicht sehr angemessen
 « schienen. Endlich jedoch vereinigten sie sich. Ihre schwarzen Majestäten knieten
 « vor dem Gitter des Altars nieder und der Gottesdienst begann. Nachdem die
 « Messe zu Ende war, sollte der König feierlich in seine Würde installirt werden;
 « aber da der Pfarrer hungrig war, so kürzte er ohne Skrupel die Ceremonie ab:

« er verlangte die Krone, und gieng damit nach der Thüre der Kirche, wo ihm
 « der neue König entgegen kam und sich auf die Kniee niederliefs. Der Pfarrer
 « setzte ihm die Krone auf, drückte ihm den Szepter in die Hand und sprach:
 « *Agora, Senhor Rey, vai te embora* (Jetzt, Herr König, scheer dich fort)!
 « und gieng eilig nach seinem Hause zu. Die Neger zogen hierauf jubelnd und
 « lärmend nach der Pflanzung *Amparo*, um den Tag und die Nacht mit Essen,
 « Trinken und Tanzen zuzubringen. »

Es könnte vielleicht auffallen, daß unter den Negern in Brasilien sich so äußerst wenige Spuren von den religiösen Ideen und Gebräuchen finden, welche in ihrem Vaterlande herrschen; allein in diesem, wie in vielen andern Punkten, zeigt es sich, daß für die Neger die Ueberfahrt nach Amerika wirklich in gewisser Hinsicht ein Tod ist, der durch das Uebermaß gewaltsamer Eindrücke alle frühern Ideen und Interessen fast gänzlich auslöscht, so daß Amerika wirklich eine neue Welt für sie wird, in der sie ein neues Leben beginnen. Hiezu kommt unstreitig noch der mächtige Einfluß der katholischen Religion, die ihnen gleich als Trösterin entgegen tritt und deren Diener dem Neger beständig als seine natürlichen Beschützer erscheinen, und sich auch in den meisten Fällen als solche bewähren, indem zugleich die äussern Formen dieser Kirche einen unwiderstehlichen Eindruck auf das Gemüth und auf die Phantasie des Afrikaners machen müssen. So ist es leicht erklärlich, daß die Neger in Brasilien sehr bald zu den eifrigsten Christen werden und alle Erinnerungen an ihr früheres Heidenthum vergessen oder verabscheuen.

In den Colonien mancher anderer Nationen, besonders in den englischen, wo der religiöse und moralische Unterricht der Sklaven auf das gewissenloseste vernachlässigt wird, wo die *aufgeklärten* anglikanischen Geistlichen sich kaum daran gewöhnen können die Neger als Menschen anzusehen, und nicht daran denken, irgend eine ihrer Bequemlichkeiten aufzuopfern, um sich bis zu diesen Unglücklichen herabzulassen; in diesen Colonien ist es auch nicht zu verwundern, daß die Neger noch viele ihrer frühern Ideen und Gebräuche beibehalten, und daß auf jeden Fall nichts Besseres bei ihnen an dessen Stelle tritt. Hieraus erklärt sich auch der auffallende, oft bis zum Unglaublichen gehende Einfluß, den die sogenannten *Obeahs* oder Zauberer auf den englischen Colonien ausüben, und wovon auch auf Häiti zur Zeit des Krieges gegen die Franzosen einige merkwürdige Beispiele vorgekommen sind. Ganz frei sind jedoch die Neger in Brasilien nicht von dieser Art von Aberglauben, und hier nennt man diese Zauberer *Mandingos* oder *Mandingueiros*. Man glaubt unter anderm, sie hätten die Gabe, die giftigsten Schlangen

ohne irgend eine Gefahr in die Hand zu nehmen, und auch durch Gesänge und Beschwörungen andere Personen vor den Wirkungen des Giftes zu schützen. Sie sollen durch ihre Beschwörungen diese Thiere und anderes Ungeziefer aus ihren Löchern und Schlupfwinkeln hervorlocken und um sich versammeln, und vor allem soll die Klapperschlange dieser Art von Zauber unterworfen seyn. Auch pflegen sie Schlangen von der nicht giftigen Art zu zähmen, und diesen schreibt man ebenfalls übernatürliche Kräfte zu. Besonders gefürchtet ist die Wirkung der sogenannten *Mandingua*, einer Art von Talisman, womit der *Mandingueiro* die Personen, die ihm beleidigt haben, oder denen er aus andern Ursachen schaden will, langsam tödten, oder es ihnen auf andere Art *anthun* kann. Die *Mandingua* besteht aus einer großen Menge von Kräutern, Wurzeln, Erden und animalischen Ingredienzien, welche unter allerlei Zauberformeln zusammengewickelt und in oder unter die Schlafstätte der Person, auf die es abgesehen ist, gelegt werden. Sie heißen auch *Feiticos*, und die Eingeweihten *Feiticeiros*. Es giebt deren verschiedene, z. B. um Liebe oder Haß zu erregen, und andere weiter. Dieser Aberglaube ist jedoch nicht auf die Neger allein beschränkt, sondern bei allen untern Volksklassen verbreitet, und es ist eigentlich schwer zu sagen, ob er afrikanischen oder europäischen Ursprungs ist, da er, trotz der afrikanischen Benennung und Form, die größte Analogie mit manchen in Europa seit den ältesten Zeiten herrschenden Ideen hat. Die *Mandingueiros* sind jedoch fast immer Neger; sie treiben meist zugleich allerlei Seiltänzer- und Taschenspielerkünste, wobei sie oft mit sehr wenigen Mitteln erstaunliche Wirkungen hervorbringen und große Gewandtheit zeigen. Obgleich die *Mandingos* von den Negern gehaßt und gefürchtet, keineswegs geehrt werden, und obgleich sehr viele Neger den Glauben an diese Dinge als etwas Unchristliches verabscheuen, so haben diese Menschen doch oft einen bedeutenden Einfluß auf ihre Umgebungen, und sind zuweilen die Veranlassung zu ernstlichen Unordnungen und Verbrechen, so daß in einem Distrikt Ruhe und Ordnung oft nur durch die Entfernung eines solchen *Mandingos* hergestellt werden kann.

Die Lustbarkeiten der Neger führen überhaupt häufig zu Streitigkeiten, die um so ernstlicher werden, da sie selten nüchtern bleiben, nicht sowohl weil sie sehr viel trinken, als weil sie meistens sehr wenig vertragen können und von einer geringen Dosis *Cachaza*, oder schlechten Rhum, betrunken werden. Dann greifen sie bald zu den Messern, und Verwundungen, auch Mordthaten, sind in solchen Fällen nicht selten. Die Bestrafung solcher und anderer bedeutender Verbrechen bleibt dann der öffentlichen Behörde überlassen; allein da dieselbe häufig für den Herrn den Verlust des

Sklaven, durch Hinrichtung mit dem Strange oder Deportation und Verdammung zu öffentlichen Arbeiten, nach sich ziehen kann, so ist es nicht selten der Fall, daß der Eigenthümer Alles thut, um seinen Sklaven den Händen der Behörde zu entziehen und ihn wo möglich heimlich nach irgend einer entfernten Gegend zu verkaufen oder zu vertauschen. Es giebt sogar Pflanzer, welche diese Gelegenheiten, sehr wohlfeil die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren, gerne benutzen, indem sie sich auf ihre Festigkeit und persönlichen Muth verlassen, um solche Menschen zu bändigen, so daß es Pflanzungen giebt, wo eine Anzahl von Negern sich zusammen finden, wovon jeder vielleicht den Tod verdient hat, ohne daß die Behörden eben viel darnach fragen, so lang der Eigenthümer glaubt mit ihnen fertig werden zu können. Solche Fälle sind jedoch selten, und die Pflanzer, die dergleichen unternehmen, sind meistens solche, die selbst ihrer Gewaltthätigkeit und persönlichen Muthes wegen berühmt oder berüchtigt sind. Sehr oft aber überlassen die Eigenthümer die Bestrafung ihrer Sklaven der öffentlichen Behörde auch in solchen Fällen, wo diese nicht unaufgefordert einschreiten würde. Wenn z. B. der Sklave wegen irgend eines Vergehens, oder wegen eines größern Diebstahls oder dergleichen, Strafe verdient hat, so schickt ihn der Herr nach dem nächsten Dorf oder Stadt an den *Juiz ordinario*, und dieser läßt ihm dort in dem öffentlichen Gefängnis hundert oder zwei hundert Hiebe, so viel der Herr eben verlangt hatte, aufzählen, oder er sperrt ihn so lange ein als es dem Herrn gefällt, der dann die bestimmte Taxe bezahlt, die sich natürlicherweise nach der Zahl der Hiebe oder der Länge der Zeit richtet, die der Neger eingesperrt war. Bei ernstlichern Vergehen werden diese Bestrafungen immer mit einiger Feierlichkeit auf öffentlichen Plätzen in Gegenwart der Sklaven aus den benachbarten Pflanzungen, oder in den Städten unter Zulauf der Strafsen-Neger vorgenommen.

Eine der häufigsten Veranlassungen zu solchen Auftritten ist, wie man sich leicht denken kann, das Entweichen der Sklaven. Gewöhnlich laufen die Sklaven nur solchen Eigenthümern davon, die sie sehr schlecht behandeln; allein häufig ist es auch bei der besten Behandlung der Fall, denn die Liebe zur Freiheit bleibt immer gleich heftig bei dem Neger, und oft ist die geringste Veranlassung hinreichend, um ihn zu einem raschen Entschluß zu treiben, den er nicht selten wieder bereut, und sich dann an irgend einen Freund seines Herrn wendet, der ihm einen Brief mitgiebt, welcher eine Vorbitte um Straferlassung enthält, womit er denn von selbst nach Hause zurückkehrt. Solche Sklaven, die die Mittel besitzen ihre Freiheit zu erkaufen und denen sie verweigert wird, benutzen meistens die erste Gelegenheit um zu entweichen, und es ist schwer sich ihrer zu versichern.

Man sollte glauben, daß es in einem Lande wie Brasilien kaum möglich sey, eines entlaufenen Neger wieder habhaft zu werden. Dies ist jedoch nicht der Fall, und im Gegentheil sind die Fälle, wo ein Sklave nicht bald wieder eingefangen worden wäre, sehr selten. Dies verdankt man zum Theil der Einrichtung der sogenannten *Capitães do Matto*. Es sind meistens freie Neger, welche einen bestimmten Sold genießen und von Zeit zu Zeit ihren Distrikt durchstreifen, und jeden herrenlosen Neger, den sie antreffen und der keine genaue Rechenschaft von sich geben kann, aufgreifen und ihn dem Eigenthümer, oder wenn sie diesen nicht kennen, dem nächsten Gefängniß abliefern. Es wird hierauf eine Anzeige an den Kirchenthüren publizirt, wornach der Eigenthümer sich bald findet. Diese *Capitães do Matto* bedienen sich zum Aufspüren der entlaufenen Neger nicht selten großer Hunde, die dazu abgerichtet sind. Die Furcht vor den Indiern und vor dem Hunger erlaubt den Negern selten, sich sehr tief in das Innere des Landes und in die Wälder hinein zu verlieren; sie halten sich also meistens in der Nähe von bewohnten Gegenden auf, und sie mögen nun bekannt oder fremd in der Gegend seyn, so dient Beides dazu, sie bald als Flüchtlinge zu verrathen, und die schwache Bevölkerung des Landes, die dergleichen Entweichungen zu begünstigen scheint, ist gerade die Ursache, daß sie so selten gelingen. Die Bestrafung eines entwichenen Sklaven bleibt ganz der Willkühr des Eigenthümers überlassen.

Es fällt zuweilen vor, daß mehrere Neger zusammen entweichen und sich etwa einiger Feuergewehre bemächtigen: dann kann es ihnen gelingen, im Innern der Wälder eine Zuflucht zu finden, sich durch die Jagd ihren Unterhalt zu erwerben und sich vor den Indiern zu schützen. Nicht selten vereinigen sich diese sogenannten Buschneger (*Negros do Matto* oder *Cajambolas*) in stärkern Haufen, und treiben Strafsraub, greifen entweder einzelne Reisende, oder die *Tropas*, die Caravanen oder Pflanzungen an, welche den Verkehr des Innern mit der Küste betreiben. In neuern Zeiten ist es jedoch selten, daß diese Buschneger irgendwo ernstliche Besorgnisse erregt hätten, wie z. B. die *Maroons* in den englischen Colonien, so wie auch Negerempörungen in Brasilien sehr selten und niemals von großer Bedeutung gewesen sind.

Ein merkwürdiges Beispiel in der Geschichte der Neger in Brasilien ist die Entstehung der Negerstadt *Palmares* in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Schon ein Jahrhundert früher hatten sich in der Gegend von Porto-Calvo in der Provinz Pernambuco einige größere Haufen von entlaufenen Negern gesammelt

und niedergelassen, allein sie waren bald von den Holländern vertrieben worden, die damals Pernambuco besetzt hatten. Im Jahr 1650 bildete sich jedoch in derselben Gegend von neuem eine Niederlassung von entlaufenen Negern, unter dem Namen *Palmares*. Sie entführten alle weissen und farbigen Weiber, deren sie habhaft werden konnten, und wurden bald so zahlreich, daß die Pflanzer der benachbarten Provinzen es rathsamer fanden, sich durch einen friedlichen Verkehr vor ihren Räubereien zu schützen, als sie mit Gewalt zu vertreiben. Auf diese Art verschafften sie sich Waffen und andere europäische Waaren gegen die Produkte der Wälder und ihrer eigenen Pflanzungen, und vertauschten allmählig ihre räuberische Lebensart gegen Feldbau und andere Betriebsamkeit. Ihre Verfassung ward nach dem Tode ihres ersten Führers *Hombé* ein Wahlreich: ihre Religion war eine Mischung von Christenthum und von ihrem alten Fetischmus. Nach fünfzig Jahren hatte sich die Bevölkerung von *Palmares* schon bis auf 20,000 Einwohner vermehrt. Ein Verhau deckte die Stadt, deren Umfang sehr groß war, da die Häuser weit zerstreut und von den Pflanzungen des Besitzers umgeben lagen. Diese Fortschritte erregten endlich die Besorgnisse der portugiesischen Regierung. Im Jahr 1696 vereinten sich die General-Capitaine von Bahia und Pernambuco, Joao de Lancastro und Gaetano Mello, zu einer Unternehmung gegen *Palmares*. Ein Heer von 1000 Mann, jedoch ohne Geschütz, griff die Stadt an und ward zurückgeschlagen. Erst als neue Verstärkungen mit grobem Geschütz hinzukamen, gelang es die Neger zu schlagen. Die Stadt ward eingenommen und zerstört, die Weiber und Kinder und was dem Tode auf dem Schlachtfelde entkommen war, zu Sklaven gemacht. Der Anführer der Neger und seine Gefährten zogen den freiwilligen Tod der Knechtschaft vor: sie stürzten sich von der Spitze eines Felsens herab, der sich über der Stadt erhob.

4^e Div.

Pl. 1.



Donc d'op non par Regencia

Lith de Bigelmans, rue de Valenciennes N° 6. - Paris.

Esco del

NÈGRES A FOND DE CALLE.



Dess. d'après nature par Bligny

Lith. de Engelmann rue de la Harpe Montmartre N. 6 à Paris.

Dess. de Schuber del.

DEBARQUEMENT.

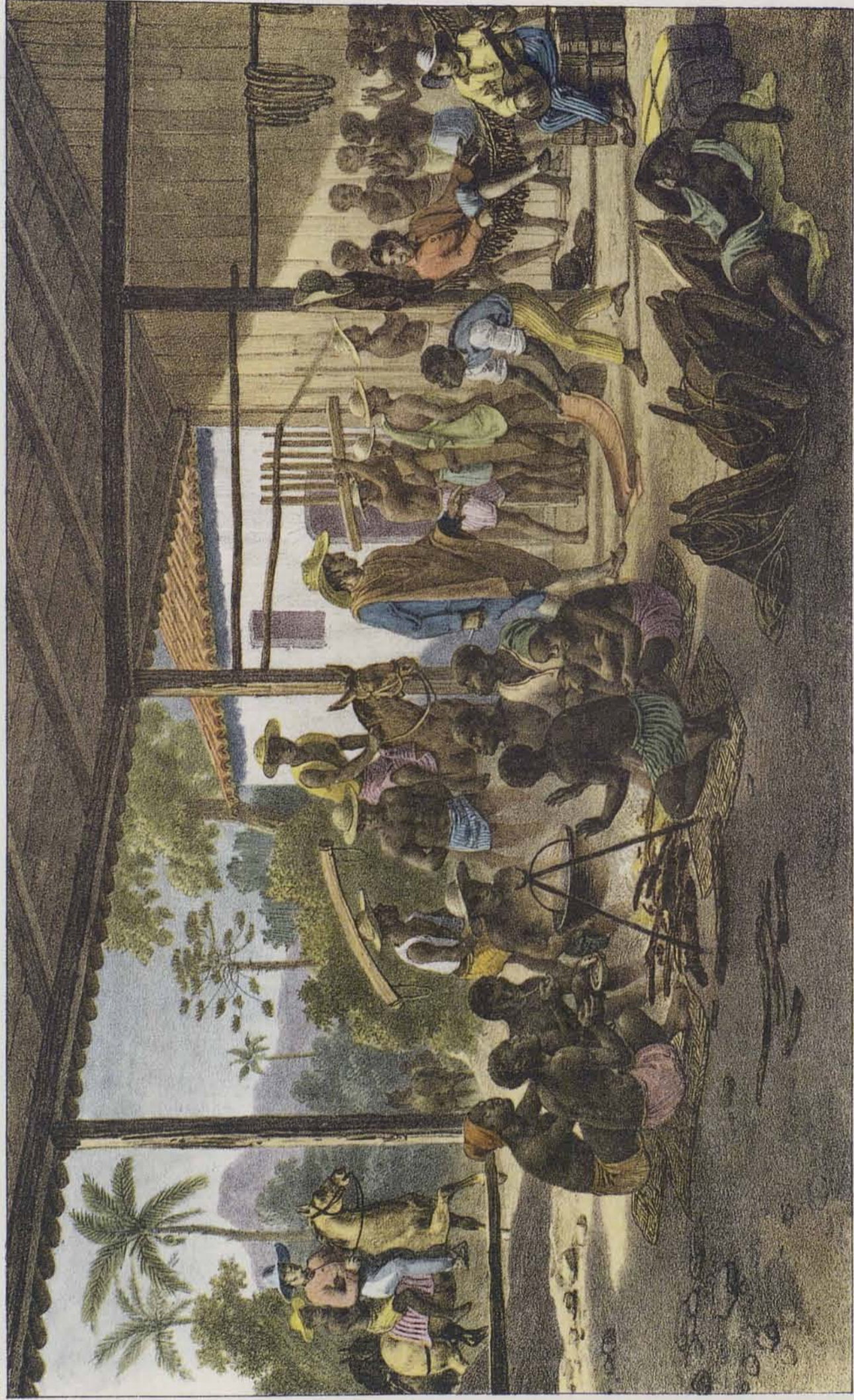


Dess. L. J. G. Del. J. B. Goussier.

Lith. de F. Goussier, rue de l'amb. Mandarine, N. 6 et 8.

Dess. del.

MAIRCHÉ AUX NÈGRES,



Dess. d'après un tableau de B. B. B.

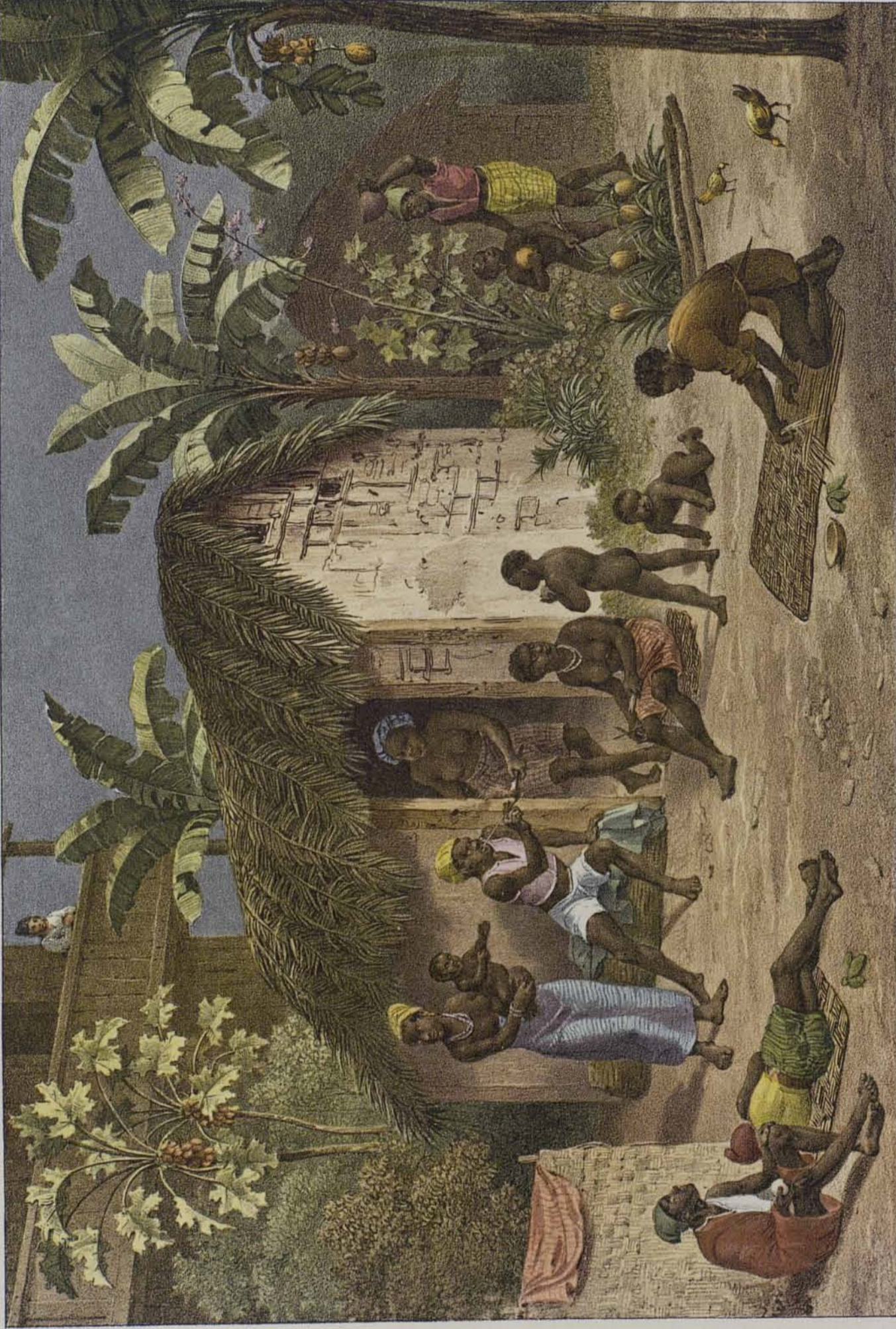
Lith. de Engelmann, rue des Fossés-Montmartre, N. 6 à Paris.

Dess. del.

TRANSPORT D'UN CONVOI DE NÈGRES.

4^e DIV.

Pl. 5.



Dess. et grav. par Basset.

Lith. de Engelmann, rue du Faub. Montmartre, N^o 14 à Paris.

Dess. del.

HABITATION DE NÈGRES.

4. Div.

R. 6.



Des. d'ap. nat. par. Reynaudet

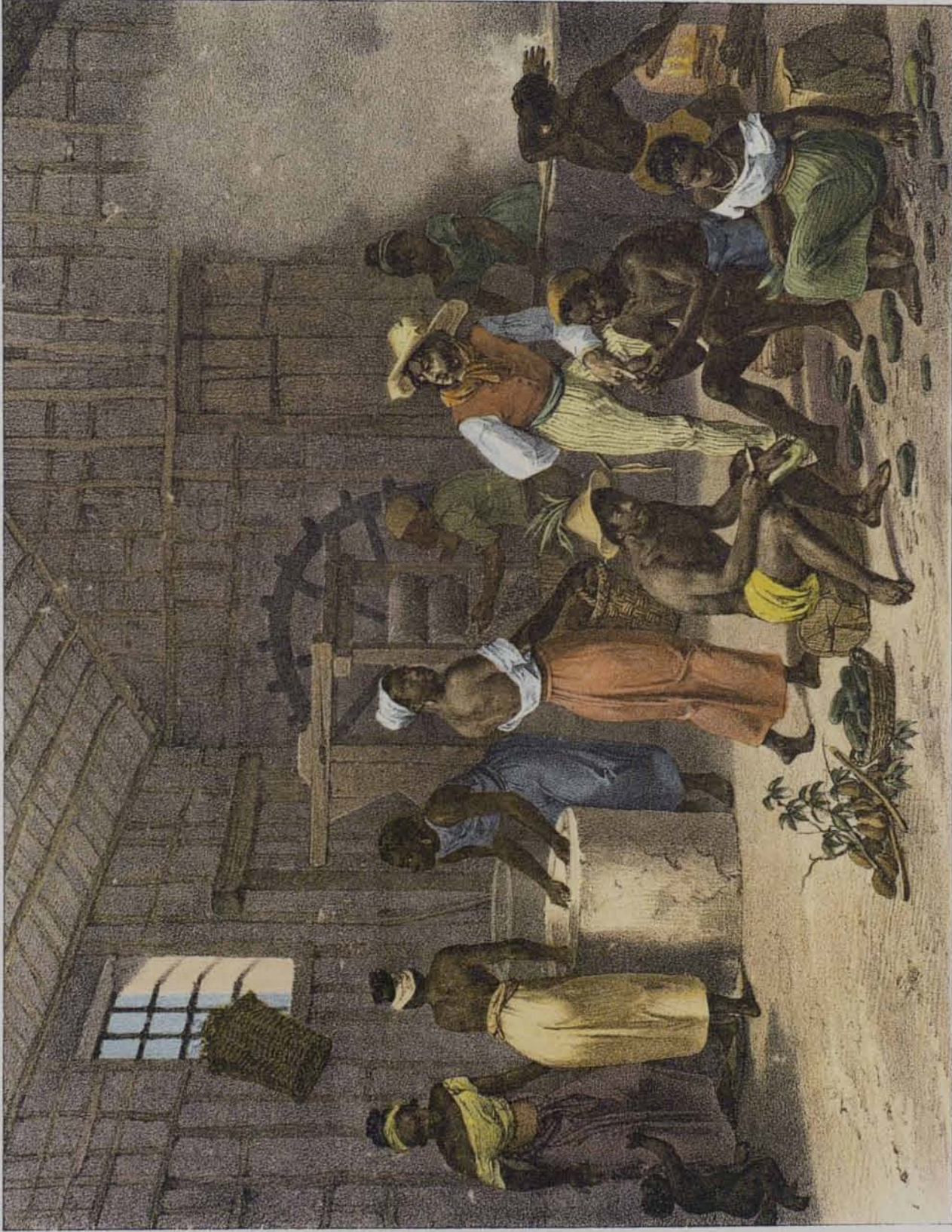
Lith. de Engelman, rue de Valenciennes n.º 6, à Paris.

Devois del.

DEFRICHEMENT D'UNE FORÊT.

4. Div:

Pl. 7.



Dess. d'après nat. par Regnaudet.

Lith. de Englemann, rue du Faub. Montmartre N. 6, à Paris.

Dess. del.

PRÉPARATION DE LA RACINE DE MENDICCA.



Deux d'ég. nat. par Reynaud

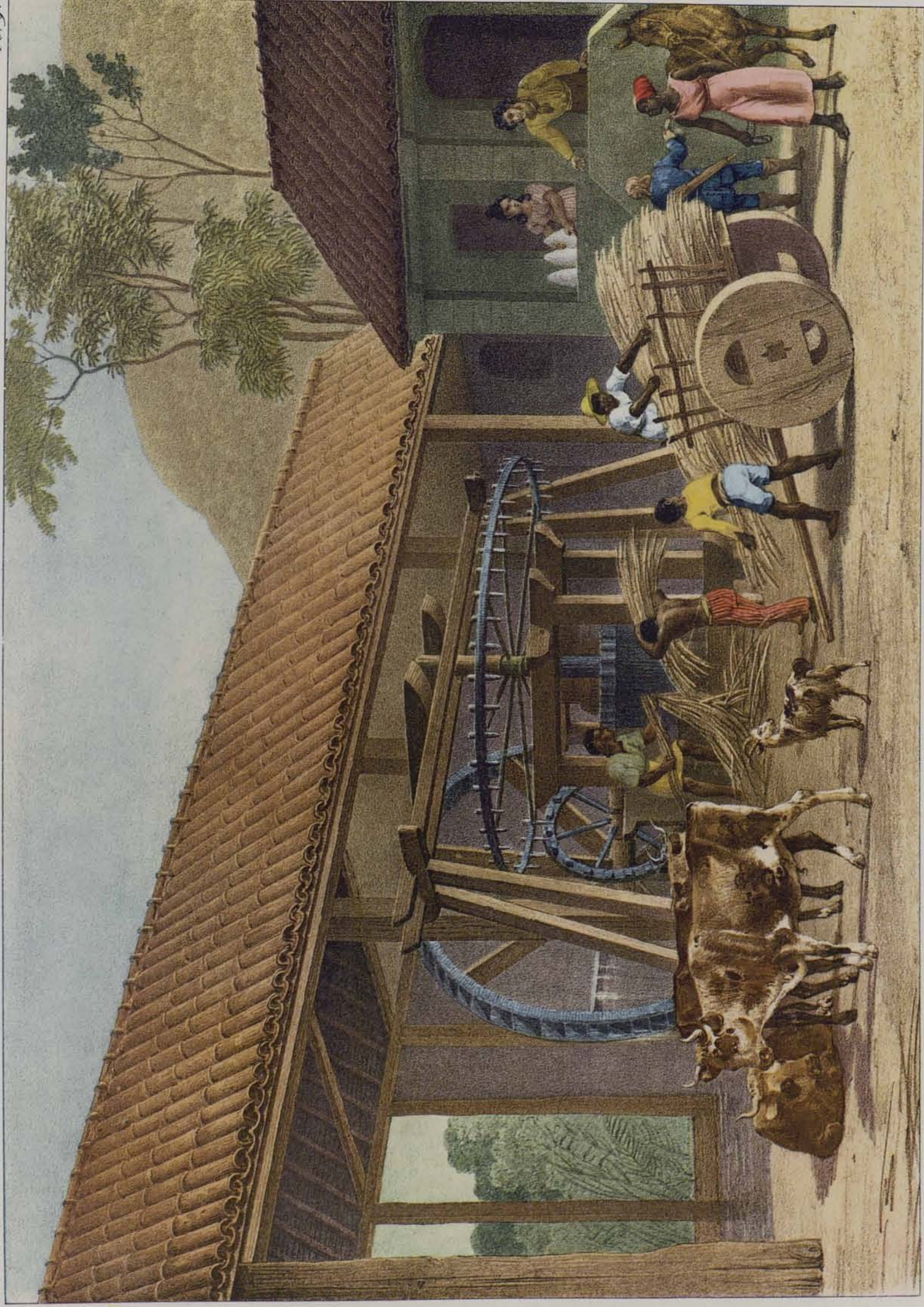
Mts de Englemann sur de sacs, Montmorency N. O. à Paris.

Deux. del.

RECOLTE DU CAFE.

4.^e Div.

Pl. 9.



Dess. d'après un dessin par Ruyouville.

Lith. de Engelmann, rue de Valenciennes, 176, à Paris.

Arnaud et Dorez del.

MOULIN À SUCRE.



Descript. nat. par Maynadas.

Lith. de Engelmann, rue de la Harpe, N. 6. à Paris.

Descript. nat.

CHÂTIMIENS DOMESTIQUES.

4^e Div.

Pl. II.

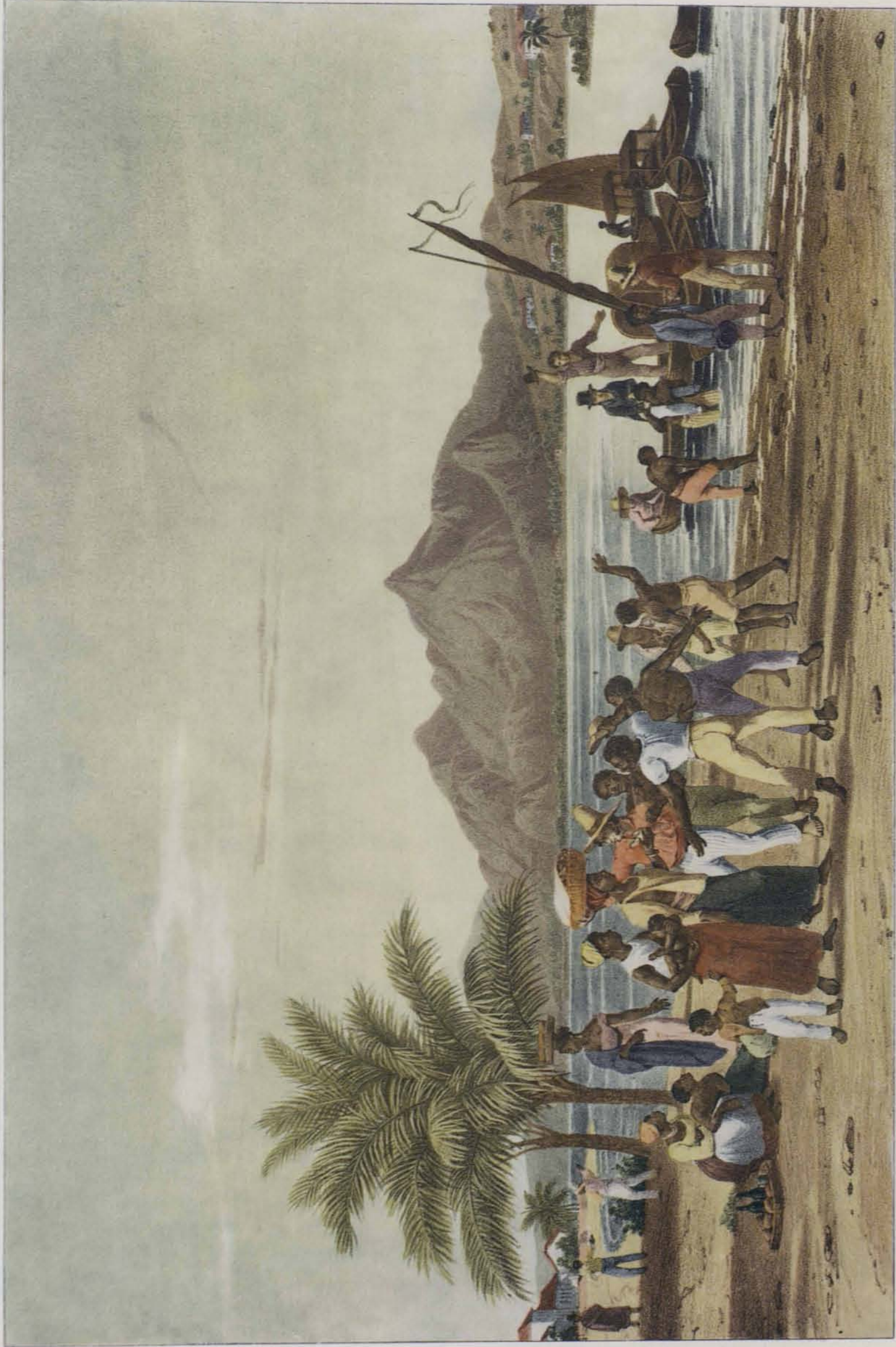


Dessiné par A. G. B.

6th de Engeström

Intérogé par Deane

BLANCHISSEUSES À RIO JANEIRO.



Dess. d'après nature par Ruspendow

Imp. lith. de Ringelmann

Lithogr. par Doroy

MATELOTS.



Dessé d'après un croquis par Augereau

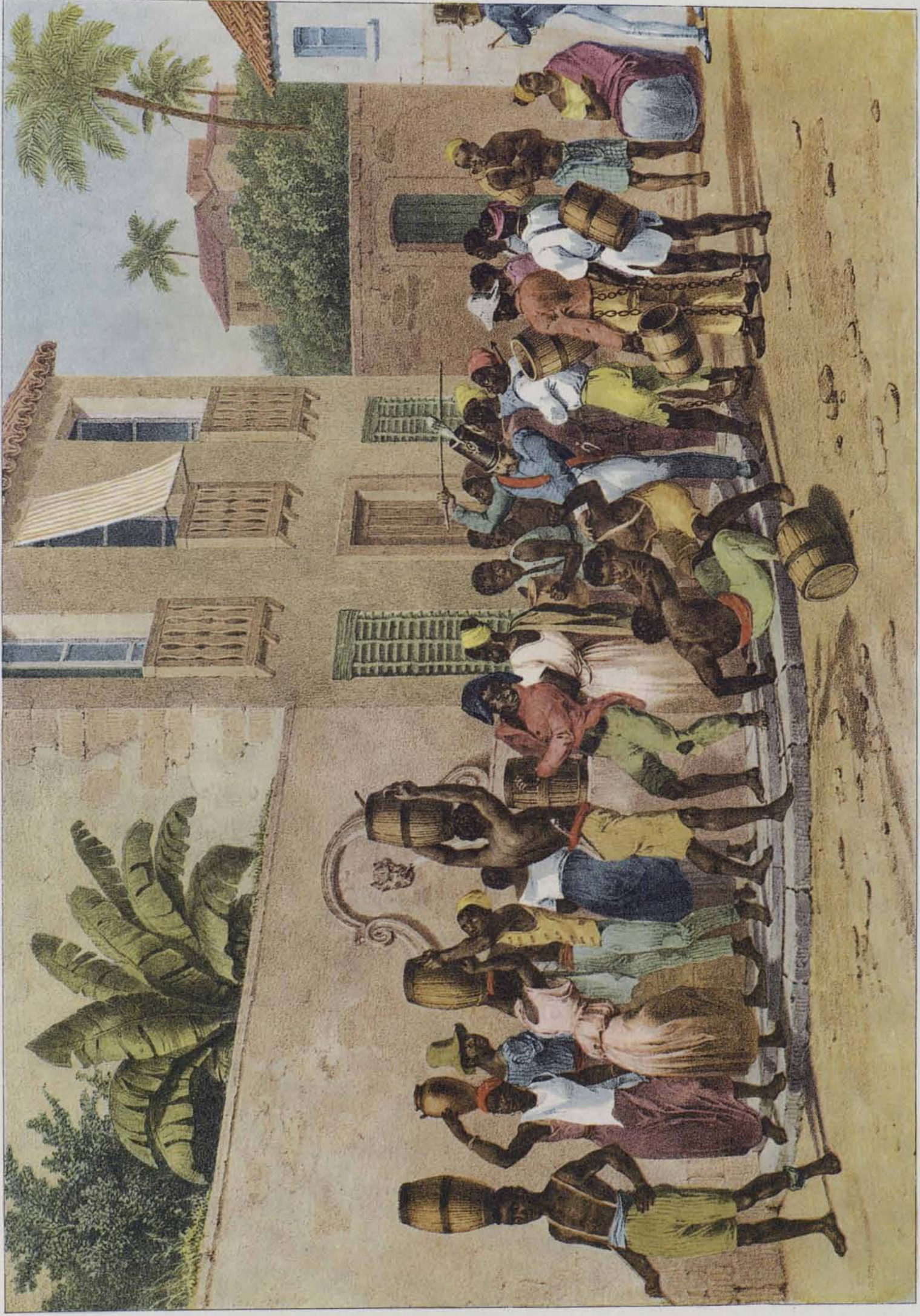
Imp. Lith. de Engelmann

Lithog. par Deroy

MARCHE SUR LA BRAIA DOS MINEROS.

4^e Div.

Pl. 14.



Des. d'op. nat. par Kuyendin.

Lith. de Engelmann.

Lithog. par Deroy.

PORTEURS D'EAU.



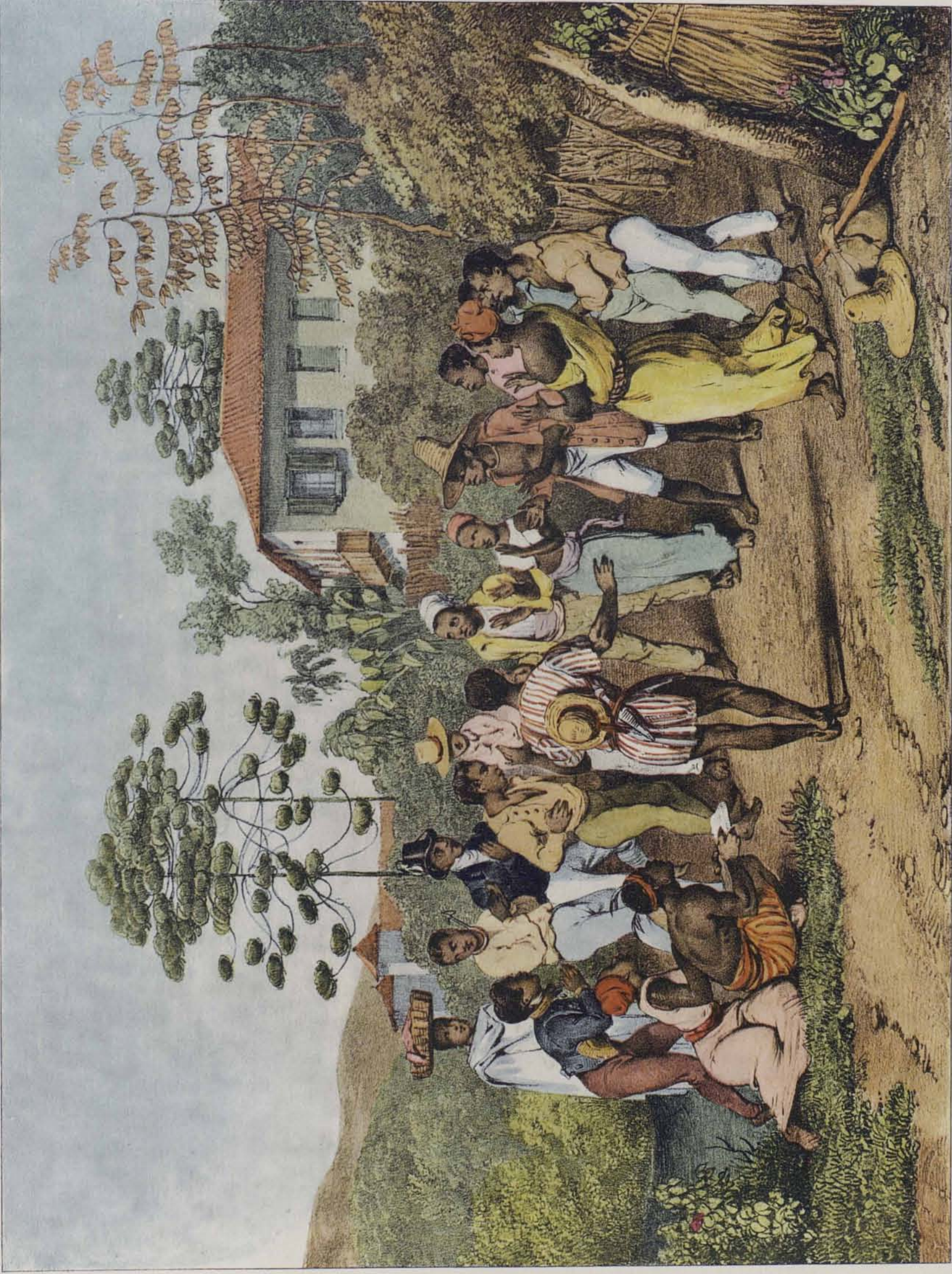
Dess. et grav. nat. par Ruyssenaere

Lith. de Engelmann

Lithog. par Deroy

PUNITIONS PUBLIQUES

sur la Place S^{te} Anne.



D'après un dessin de Ruyter.

Lith. de Thierry frères, succ^{rs} de Engelmann.

Ville de Batavia, par Lyons.

DANSE BATUCA.



Des. d'ap. nat. par Rugendas.

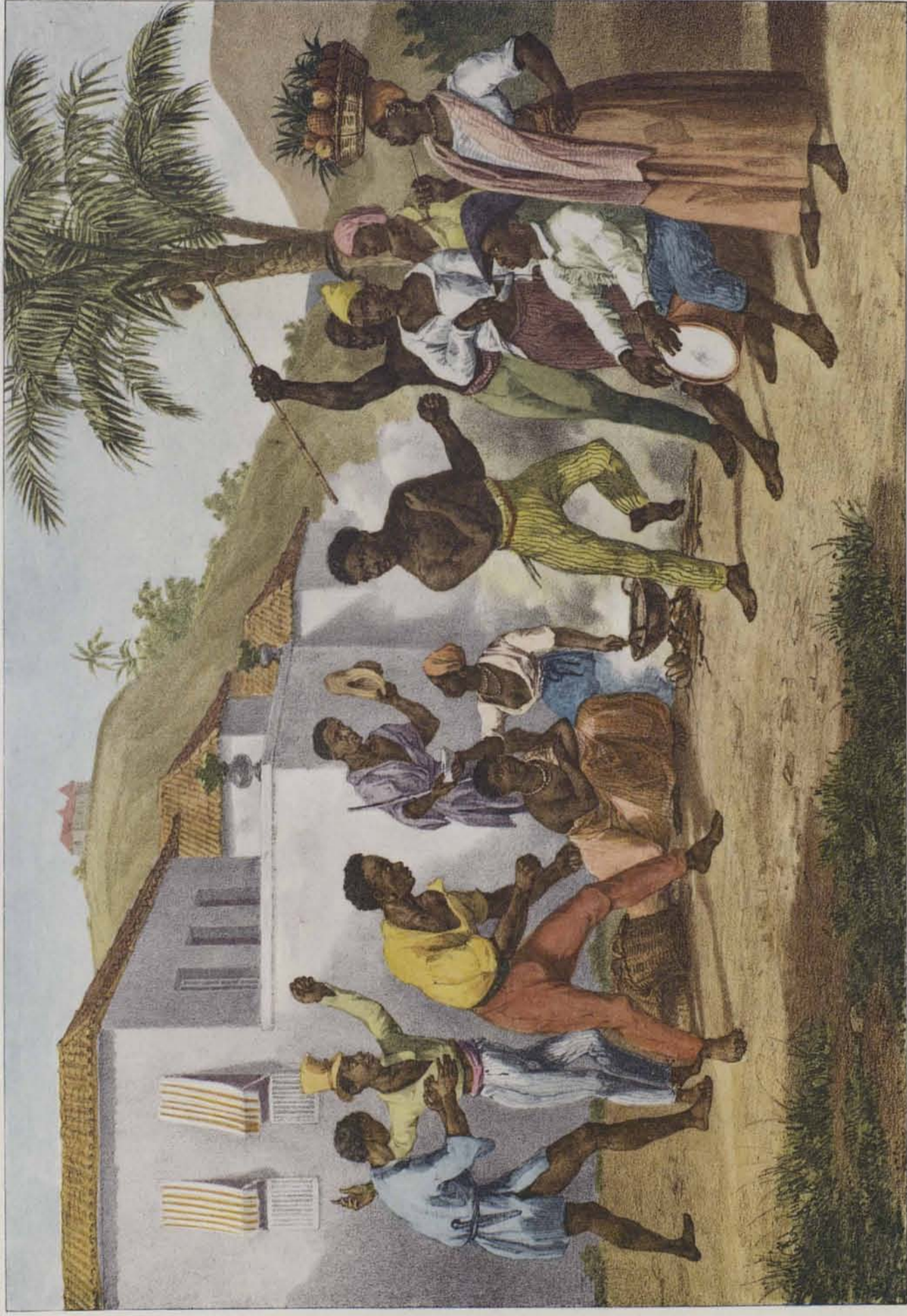
Lith. de Engelmann, Côté Bourgoye, N^o. à Paris.

Lith. par Villeneuve, fig. par Valtier.

IDANSE LANDU.

4^e Div:

Pl. 18.



Dessiné et gravé par P. B. G. de S. J.

Lith. de Thier et Fournier, succ^{rs} de L. J. G. de S. J. et C^o à Paris.

Dessiné de:

JOGAÏR CAPOÏËIRA
ou danse de la guerre.



Dans le pays nat. par Bagnardes

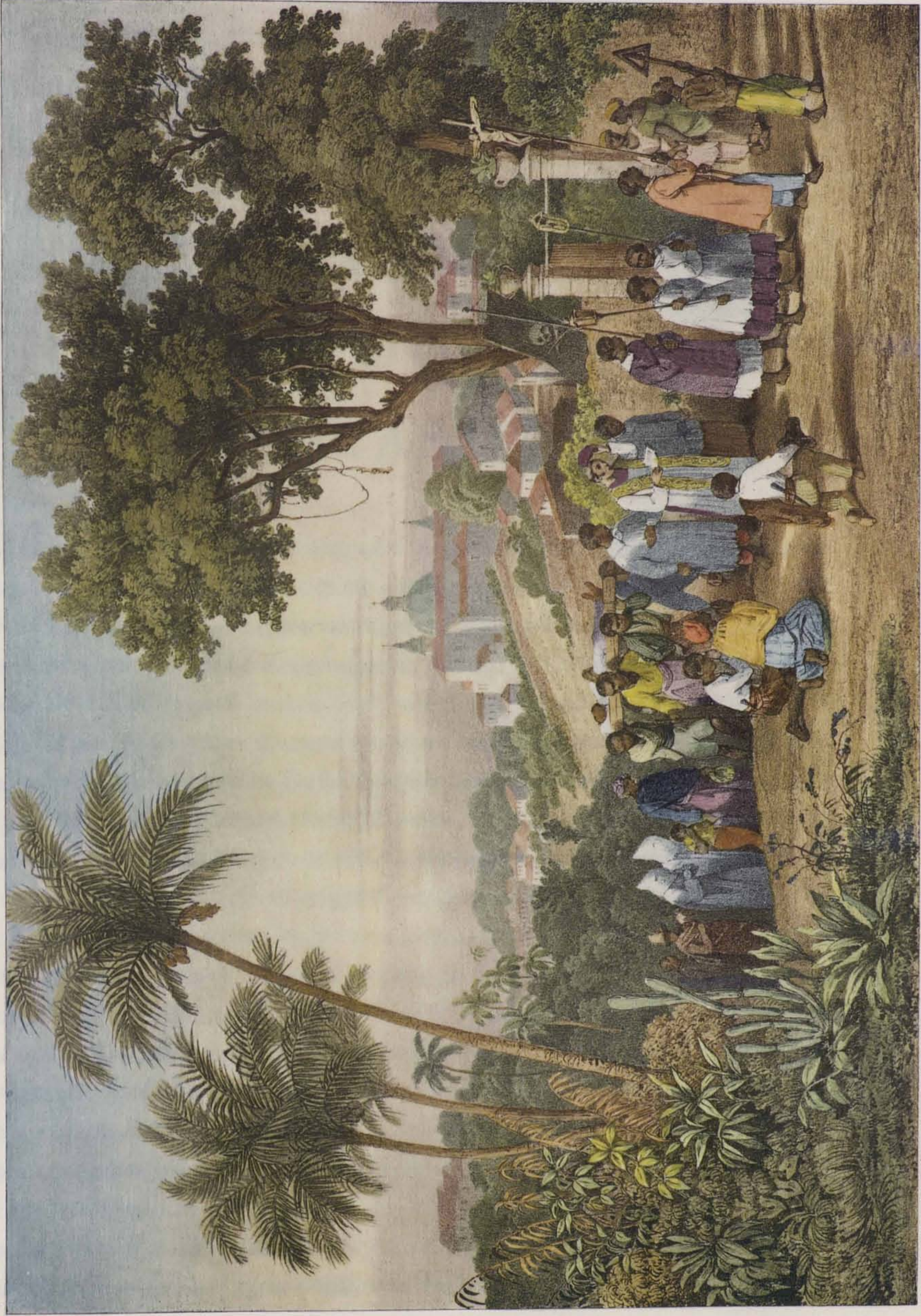
Lith. de Thierry Frères, Succ. de Engelmann & Co

Illustration, fig. par V. Adam

À L'ÉGLISE S^TE ROSALIE, PATRONNE DES NÉGRÉS.

4^e Div.

Pl. 20.



Desc. et grav. nat. par Ruyssendaet.

Lith. de Thierry Freres, 228, Boulevard de Paris.

Lith. par Richer, 57, rue de la Harpe.

ENTIERREMENT D'UN NÈGRE
à Bahia.

JOHANN MORITZ RUGENDAS

VIAGEM
PITORESCA
ATRAVÉS
DO
BRASIL

O artista, autor do texto e das ilustrações da presente obra, descendia de uma antiga família de pintores de Augsburg. Um dos seus antepassados foi Georg Philipp Rugendas (1666 - 1742), gravador que estudou em Augsburg, Viena e Veneza, tornando-se, posteriormente, sob a influência de Bourguignon, pintor de cenas de batalha. Os seus filhos também exerceram o ofício de gravadores em cobre; seu bisneto, Johann Lorenz Rugendas (1775 - 1826), foi um grande pintor de cenas históricas, retratando, principalmente, as batalhas Napoleônicas e os seus quadros são famosos pela fidelidade na reprodução das paisagens e do vestuário. Seu filho, Johann Moritz Rugendas, nasceu em 29 de março de 1802, em Augsburg, e faleceu em 29 de maio de 1858, em Weilheim an der Teck (Baden-Württemberg). A maior parte da sua coleção foi adquirida pelo governo bávaro, em Munique, em 1848. Compreendia milhares de estudos, esboços a óleo, aquarelas e desenhos a lápis. Viveu e trabalhou durante cerca de 20 anos na América do Sul e no México, estando sempre em contato com Alexander von Humboldt, um dos europeus que melhor conhecia a América Latina. Devido ao seu talento artístico, aos 15 anos Johann Moritz Rugendas já entrava para a Academia de Munique. Ao mesmo tempo, com o apoio do pai, aprendia a gravar em cobre e a litografar. Deveria ter ido para a Itália a fim de completar a sua educação artística, mas os poucos recursos financeiros da família não o permitiram.

Em 1820 Rugendas veio a conhecer o botânico e naturalista Barão Karwinski, amigo da família, que teria grande influência sobre o seu destino como artista. Por intermédio de Karwinski, foi apresentado ao diplomata russo Barão von Langsdorff - cônsul-geral no Rio

de Janeiro - que estava na Europa procurando um pintor para tomar parte em uma expedição às florestas sul-americanas, financiada pelo czar. Anteriormente, naturalistas como o Príncipe Maximilian zu Wied e os bávaros Spix e Martius já tinham estado com Langsdorff no Rio. É possível que Langsdorff estivesse em Munique procurando colaboradores para a planejada expedição, devido à sua amizade com Spix e Martius. Estes já estavam de volta à Alemanha trazendo as coleções para a Academia de Ciências da Bavária.

Em 18 de setembro de 1821, Langsdorff e Rugendas assinaram um contrato, estipulando para o artista um pagamento anual de 1000 francos franceses, passagem de ida e volta e estada grátis no Brasil. O pai de Johann Moritz Rugendas tomou parte na elaboração do contrato e informou ao rei da Bavária sobre os planos do filho, já que aquele tinha interesse particular no Brasil, tendo sido o mecenas das pesquisas de Spix e Martius. Era seu desejo que também Rugendas aumentasse os contatos com o Brasil, a fim de complementar, eventualmente, a obra dos dois naturalistas com novos trabalhos na América do Sul. Após cuidadosos preparativos, Johann Moritz Rugendas viajou para o Brasil em 1º de janeiro de 1822, saindo de Bremen. Em 5 de março desembarcou no Rio de Janeiro. Morou na casa do adido comercial austríaco e visitava Langsdorff assiduamente. Este possuía uma vila nas cercanias do Rio, ponto de encontro de naturalistas, viajantes, pesquisadores e artistas. Rugendas também entrou em contato com pintores franceses, entre os quais Jean Baptiste Debret, conhecido não só na América do Sul, como também na Europa, pela qualidade dos seus trabalhos artísticos sobre o Brasil. Mais tarde, Rugendas mudou-se para a fazenda de Langsdorff, situada em um verdadeiro paraíso botânico. Aqui o jovem artista é confrontado com a vida e o destino dos negros, pois Langsdorff possuía 200 escravos. Observou-os no trabalho e no lazer, deplorou a sua sorte e começou a ter as primeiras desavenças com Langsdorff por causa de suas opiniões pessoais sobre a questão dos escravos. Finalmente, em 8 de maio de 1824, após longos preparativos, iniciaram a expedição para o interior do país; o primeiro estado percorrido foi Minas Gerais, passando por Barbacena, São João del Rei, Ouro Preto e Sabará. Houve, então, o rompimento definitivo entre Rugendas e Langsdorff. Não se sabe exatamente qual o motivo real da desavença, mas, por força do contrato, Rugendas teve que deixar com Langsdorff uma grande parte dos seus trabalhos ao se desligar do grupo. A coragem demonstrada por Rugendas, ao tomar esta atitude, mostra bem a disposição deste jovem de 22 anos, decidido a realizar por conta própria uma pequena expedição através do Brasil. Sua decisão foi acertada, pois a expedição de Langsdorff estava fadada ao insucesso. Um colaborador francês, que tomara o lugar de Rugendas como pintor naturalista, morreu afogado nas águas de um rio. Mortes e doenças se sucediam. O próprio Langsdorff, em parte devido ao malogro da expedição, enlouqueceu, foi levado de volta ao Rio e depois para a Europa.

Rugendas contratou alguns negros, formando uma pequena expedição que conseguiu financiar pintando sob encomenda durante as suas viagens de estudo através do Brasil. Com os seus acompanhantes, percorreu Minas Gerais, Espírito Santo, Mato Grosso, Bahia, Rio de Janeiro e outras partes do país. Também ele sofreu com os perigos da viagem e com o clima insalubre. Para recuperar as forças e evitar a dificuldade de locomoção durante a época das chuvas, o grupo viveu durante vários meses entre os índios das florestas do rio Doce. Cenas da vida indígena, como a célebre "Dança dos Puris", estão entre as mais interessantes ilustrações deste álbum, considerado um dos mais importantes trabalhos artísticos de Johann Moritz Rugendas. Só em 1825 o pintor voltou ao Rio de Janeiro. Durante as suas viagens, Rugendas aproveitou todas as oportunidades para esboçar em seu caderno as características das diversas regiões do Brasil, a formação geográfica e geológica, a flora e a fauna, a fisionomia das diferentes raças e classes da população, seus costumes, indumentária e maneira de viver. Esta obra retrata e descreve 100 dos mais interessantes e importantes exemplos da coleção Rugendas. Apesar de todas as dificuldades, trabalhando sem descanso e vivendo sob as piores condições, o talento do jovem Rugendas criou uma coleção de grande valor artístico, jamais igualada - antes ou depois - por qualquer outro artista ou pesquisador. As inúmeras cidades e paisagens do Brasil, caracterizadas principalmente pelas particularidades do litoral, das margens dos rios, das regiões montanhosas, das florestas e das planícies, nos dão um retrato fiel do imenso país, assim como da variedade entre as diferentes raças dos seus habitantes, índios, negros e brancos.

Rugendas não se cansava de retratar os índios com o seu lápis, mostrando-os no interior das florestas, durante a caça, as danças de guerra, as lutas, os enterros; e os negros, nas suas choupanas, nos porões dos navios negreiros, no mercado de escravos, nas plantações, nas casas dos seus donos, mas também nos seus afazeres e momentos de lazer. O material mais interessante sobre a vida brasileira foi completado com minúcias científicas, reunido em 100 pranchas de grande formato e preservado para o futuro. Não existe nenhuma obra sobre o Brasil, na qual o passado, abrangendo o período entre 1824 e 1830, tenha sido melhor retratado. Logo após a publicação dos primeiros fascículos da "Viagem Pitoresca através do Brasil" de Rugendas, a obra já era um sucesso, tanto no Velho quanto no Novo Mundo. Sendo um dos maiores países do continente americano, o maior da América do Sul, com a imensidão de suas terras, a riqueza dos seus produtos, o elevado índice populacional, e pela maneira como tinha conseguido a sua independência, o Brasil era de grande interesse para os europeus. Atraiu mais atenção do que os outros países sul-americanos, pois cedo acolheu artistas e pesquisadores importantes, dando oportunidade a naturalistas e cientistas de todo o mundo de aumentar o acervo dos seus museus. Um dos maiores méritos de Rugendas,

além de ter sido cronista e pintor genial, foi ter descrito todos os acontecimentos ocorridos objetivamente, com realismo e franqueza. Além de expor com precisão as paisagens, a flora, a fauna, os habitantes, sob todos os seus aspectos, Rugendas nunca deixou de dar a sua opinião pessoal sobre questões políticas e sociais, principalmente no tratamento dado aos negros e índios e seu relacionamento com os brancos. Era característica sua opinar francamente sobre estes assuntos, mesmo correndo o risco de enfrentar idéias e conceitos contrários aos seus, e tendo de aceitar a crítica e discordância de outras pessoas. O grande artista destaca-se por ter expressado abertamente a sua opinião e, hoje, após 160 anos, podemos constatar que ele anteviu as mudanças que o tempo traria.

O resultado da longa estada de Rugendas no Brasil é hoje uma fonte imprescindível para o conhecimento de um país do qual quase nada se conhecia na Europa à época de Rugendas. O contato permanente do artista com o grande pesquisador Alexander von Humboldt, cujo nome está inseparavelmente ligado à cultura e civilização da América, e que tanto ajudou Rugendas, contribuiu muito para a valor artístico da sua obra. Humboldt colaborou com importantes conselhos para a elaboração do texto descritivo das pranchas. Victor Aimé Huber, amigo de Rugendas, completou o texto, baseado nos diários e nos relatos pessoais do artista. Humboldt sempre incentivou, apoiou e acreditou em Rugendas, e foi ele quem conseguiu que a sua obra fosse editada por Engelmann, em Paris, onde o artista se encontrava após o retorno à Europa. Engelmann contratou diversos litógrafos para que passassem para a pedra os desenhos de Rugendas. Foi graças aos litógrafos Villeneuve, Joly, Deroy, Bichebois, Maurin, Zwinger, Adam, Gudin, Vigneron, Lecamus e Debret que as pranchas ficaram prontas após vários anos de trabalho. A obra compreendia 20 fascículos diversos, completados e encadernados em 1835, contendo as seguintes divisões: paisagens, tipos e costumes, usos e costumes dos índios, a vida dos europeus, europeus na Bahia e em Pernambuco, usos e costumes dos negros.

A obra foi, então, oferecida para subscrição em todos os países da Europa, como a Holanda, Bélgica, Suíça, Itália, França, Áustria, Alemanha, Rússia, Polônia, Portugal, Noruega, Dinamarca, e, também, na Argentina, Brasil, Estados Unidos e México, através das mais importantes livrarias e galerias de arte.

Este fac-símile, feito a partir de um dos pouquíssimos exemplares inteiramente coloridos a mão na época, foi editado com o intuito de preservar para a posteridade esta belíssima obra, como testemunho do talento de um dos maiores ilustradores do século XIX.

O autor faz questão de afirmar que a sua obra não é um tratado científico, mas sim um livro de fácil entendimento para todos, visto pelos olhos de um pintor. Os 20 fascículos que compõem a obra são divididos em diversas partes. Destas, 6 contêm as paisagens; seguem-se

os retratos e trajes com 4 partes, os usos e costumes dos índios com 4, a vida dos brancos com 2, e, na 5ª parte, os usos e costumes dos negros. No prefácio, Rugendas fala sobre a geografia geral do Brasil, descrevendo as serras litorâneas, as costas, o tipo das florestas, a vegetação exuberante, as formações rochosas, a beleza das flores, as árvores e arbustos, a diversidade dos pássaros, as garças brancas, as emas, as planícies coloridas, o verde das laranjeiras, bananeiras e mangueiras, e a grande variedade de palmeiras. Em todos os recantos, mas principalmente nas matas fechadas, Rugendas encontra motivos para desenhar. O seu entusiasmo não tem limites, a imensa beleza e graça da rica vegetação tropical o fascinam. Ele nos fala da riqueza da fauna. Bandos de macacos e papagaios movimentando-se nas árvores; numerosas espécies de borboletas que rivalizam com as flores com o seu colorido, mas sendo ultrapassadas pelos tons de rubis, esmeraldas e diamantes dos beija-flores. Há um eterno ruído na floresta: o estalo do bico do tucano; o grito metálico da araponga, lembrando o martelar do ferreiro, ora perto, ora longe; o suspiro pesaroso da preguiça; o coaxar do sapo-boi; o urrar da onça quebrando o silêncio; o faiscar de miríades de insetos; o voar dos morcegos através da noite. A grandiosidade das florestas domina o artista, de dia e de noite. Fora das matas a vegetação se modifica; encontramos densos arbustos floridos, as palmeiras são menores, samambaias, grupos isolados de árvores com casca e folhas grossas e muitas cactáceas. E logo o observador se depara com numerosas colinas cobertas com gramíneas e lindas flores. Finalmente o viajante encontra os povoados, as casas, plantações de milho, cabanas de pastores, as grandes tropas de mulas que fazem o transporte de mercadorias, o movimento intenso nas províncias de São Paulo, Minas Gerais e Goiás, onde se pode observar a vida e o trabalho nas minas de ouro. O jovem Rugendas descobre coisas maravilhosas nestas regiões totalmente desconhecidas e ainda não descritas por nenhum europeu.

A baía do Rio de Janeiro deve ter sido uma revelação para toda pessoa que a visitasse há 160 anos. Na primeira prancha temos a vista da entrada da baía. À esquerda vemos a curiosa pirâmide do Pão de Açúcar, com o seu formato característico e que fica na lembrança de todo navegador que passa por este trecho da costa. Ao pé do morro, os canhões de São Teodósio que defendiam este lado da baía. Do outro lado, a fortaleza de Santa Cruz e, no meio, a pequena ilha da Laje, também fortificada. A cidade do Rio de Janeiro fica na margem ocidental, estando a parte mais antiga construída sobre uma pequena planície. Do seu lado esquerdo, vemos as fileiras de casas e numerosas residências com belos jardins. Mas o jovem Rugendas sente falta de prédios mais imponentes. No entanto, já havia numerosas construções que chamavam a atenção pelo tamanho e localização. Numerosas igrejas e catedrais, diversos grandes conventos, na maior parte construídos no alto dos morros, a fortaleza de São Sebastião e, finalmente, o Paço Imperial, que não impressionou muito o jovem

Rugendas; ele prefere o majestoso Palácio do Bispo. Na parte mais antiga, as ruas são estreitas, com casas altas de telhado pontiagudo e a construção, curiosamente, não combina com o clima tropical. Na parte nova, o estilo das casas é mais moderno, com telhados mais baixos. As construções mais recentes já mostram o estilo dos arquitetos estrangeiros. As ruas são sempre sujas e as casas, em grande parte, são barracos pobres, construídos sem qualquer planejamento, ou imprensados entre os morros e o mar. Mas nenhum lugar do mundo oferece tanta beleza natural como o Rio de Janeiro. Não é de se admirar, portanto, que o Rio fosse, há muito tempo, objetivo e meta dos viajantes europeus e de outras partes do mundo. Ponto culminante de uma cadeia formada por numerosos morros e montanhas, o Corcovado fornece um belíssimo pano de fundo para o cenário da cidade. Quem hoje visita o Rio, vê no alto do Corcovado a grande figura de Cristo, iluminando o céu também à noite e abrindo os seus braços para proteger esta paisagem de sonho.

Um dos pontos mais atraentes nos arredores do Rio é a Cascata da Tijuca. Aqui, Rugendas vê as plantações de laranja e banana, os cafezais, o emaranhado dos cipós nas árvores gigantescas, que se tornam maiores e mais densos à medida que o visitante se afasta da cidade. Em um pequeno terraço em frente à cascata, o pintor francês Taunay construiu a sua casa, na qual moram dois dos seus filhos. No sopé do Pico da Tijuca, encontra-se uma grande lagoa, uma região paradisíaca, distante uma hora do centro do Rio e habitada principalmente por europeus, com bonitos chalés e jardins. Não longe daqui fica o Porto da Estrela, visitado por estrangeiros, entre os quais Rugendas; é aqui que se organizam as caravanas que vão para o interior, quando o viajante tem que abandonar todas as comodidades e preconceitos. Em 1820, o único meio de transportar pessoas e mercadorias eram os cavalos e as mulas. Devido ao péssimo estado das estradas, não se pode nem pensar em carruagens ou carroças; as liteiras eram usadas apenas por mulheres de posses e estas quase não viajavam. O autor aconselha a todos os que vierem para o Brasil ou qualquer outra parte da América do Sul, a aprender a montar ainda na Europa. Alerta, ainda, para que, aqui chegando, comprem animais saudáveis e mansos, tomando cuidado para não ser enganados. Importante, também, é contratar um tropeiro experiente, sem pensar em economizar, pois entregar esta tarefa a alguém pouco qualificado pode ter as piores conseqüências para a viagem. Mais do que na Europa, os animais são a parte fundamental de uma expedição e não se depende só deles, mas também do seu tratador. Em transportes de mercadorias, normalmente 50 a 60 mulas formam uma tropa, supervisionada pelo tropeiro ou pelo proprietário dos animais. O tropeiro trabalha o dia inteiro, medicando os animais feridos, pregando ferraduras, consertando selas e arreios e juntando lenha para cozinhar. Ao cair da tarde, os animais são reunidos, alimentados e soltos para que procurem o melhor pasto para passar a noite. Não é fácil juntá-los na

manhã seguinte e, às vezes, a viagem é interrompida quando faltam um ou mais animais. O viajante era responsável pelo seu próprio material e comida e o viajante menos abonado tinha que restringir o seu conforto. Só em povoados maiores existem locais em que se encontram abrigo e forragem para os animais, uma cama para passar a noite e os víveres mais essenciais. Mas isto é exceção; na maioria das vezes, encontra-se uma pousada para a tropa, sem forragem e alimentos. Normalmente, pernoita-se em um rancho, uma cobertura que abriga homens e bagagens contra a chuva e o vento. Nem sempre as fazendas têm alimento fresco e forragem. O viajante deve trazer sempre uma rede consigo, pois ela é mais útil do que qualquer outro tipo de acomodação para repouso, por ficar bem acima do solo, protegendo contra insetos e outros animais. O número de animais venenosos é bem menor do que geralmente se supõe, mas é melhor se precaver contra eles. As cobras são bastante perigosas, pois procuram o calor e gostam de se esconder debaixo dos cobertores. Se não forem importunadas, nada farão, mas se alguém incomodá-las ou apertá-las sem querer, elas podem picar, o que é bastante perigoso, pois as picadas de algumas delas, principalmente da cascavel e da jararaca, são quase sempre mortais. Os alimentos em geral, principalmente a carne fresca de vaca ou de galinha, são muito caros nas estradas mais movimentadas e, por vezes, é muito difícil conseguir que algum fazendeiro se desfaça dos seus mantimentos. Nos locais menos visitados, entretanto, os viajantes são muito bem recebidos e, quase sempre, só precisam pagar a forragem para os cavalos e mulas. É de se notar que nas estradas mais movimentadas o viajante está em desvantagem, pois os moradores, apesar de não demonstrarem abertamente a sua desconfiança e aversão por estranhos, não se esforçam em tratá-los bem. Na verdade, esta desconfiança contra os europeus tem a sua razão de ser, pois muitas pessoas que vêm ao Brasil como comerciantes, funcionários do governo ou para enriquecer rapidamente, não demonstram nenhum amor pelo país ou pelos seus habitantes. Quanto aos custos de uma viagem ao Brasil, estes são bem menores do que se imagina. Nas grandes cidades o custo de vida é bastante alto para quem quer viver à maneira européia, e talvez o Rio seja a cidade mais cara. Entretanto, para o interior do país, após os gastos com a compra de animais e mantimentos e a contratação de negros, pode-se viajar durante semanas e meses, sem gastar muito dinheiro. Um naturalista, porém, terá muitos gastos suplementares, pois precisa de mais acompanhantes, animais de reserva e não pode prescindir de pessoas experientes para conservar e cuidar de suas coleções.

A província de Minas Gerais, uma das mais importantes do Brasil por causa de sua riqueza em ouro e diamantes, tem em 1820 uma população de 600.000 habitantes. São 125.000 brancos, 130.000 mestiços livres, 55.000 negros livres, 250.000 escravos negros e 40.000 escravos mestiços. No final do século XVIII ainda era muito perigoso para uma expe-

dição viajar através da província. Bandos armados tornavam arriscada a viagem pela estrada que vinha do Rio. Os assaltos eram freqüentes, os viajantes levados para as matas onde todo o grupo era aniquilado, comportamento característico destes assaltantes que não raras vezes eram provenientes de famílias de posses. Só após uma perseguição rigorosa, movida pelo governo, a situação mudou. Muitas cidades de Minas devem o seu progresso não só ao ouro e às pedras preciosas, mas também às férteis plantações e ao comércio agrícola, principalmente com o Rio de Janeiro e São Paulo, recebendo, em troca, mercadorias importadas, vindas destas cidades. No século XVI, os primeiros a chegar às montanhas ricas em minerais preciosos em Minas foram os bandeirantes paulistas, que deram início à prospecção de ouro e de pedras preciosas. Encontraram tanto ouro em locais ainda desconhecidos, que voltaram ricos para São Paulo. Também de outras regiões, principalmente do Rio, começaram a chegar novos desbravadores, a fim de conquistar os melhores veios, e aí se instalaram. Finalmente, em 1720, Minas Gerais se tornou província. Em 1818 Vila Rica foi elevada à capital de Minas. Possuía muitas indústrias de extração e lavagem de ouro e, na época da "Viagem Pitoresca" de Rugendas, contava com uma população de 9.000 habitantes, a maioria de mulatos e negros. Apenas alguns poucos portugueses e outros europeus viviam na cidade, mas o comércio era muito importante, pois, além de ouro, topázios e outras pedras preciosas, a cidade exportava algodão, couros, carne, chapéus de feltro e cerâmica. Rugendas conta que as montanhas e vales em volta da cidade, as águas dos rios e riachos, a poeira das ruas, até o lixo das casas ainda continham algum ouro, e que às vezes acontecia se encontrar as raízes de algum arbusto lavado pela chuva, cobertas com ouro. Aos poucos o número de habitantes desta região mineira, que ainda contava 80.000 moradores em meados do século XVIII, caiu para 16.000. Erros decisivos haviam contribuído para a diminuição da extração de ouro e apenas em poucas localidades valia a pena se procurar o precioso metal. Mas o ouro não era a única riqueza das montanhas de Minas Gerais: chumbo, cobre, platina, mercúrio, arsênio e bismuto davam bons lucros quando bem explorados. Pedras preciosas, como o topázio, turmalinas, ametistas, águas-marinhas, granadas, cristais e diamantes ainda hoje fazem a riqueza de diversas cidades.

Estamos na Bahia, mais precisamente em Salvador, no extremo sul da baía de Todos os Santos, em uma faixa de terra em frente à ilha de Itaparica. Vários rios desaguam na baía; em suas margens encontram-se plantações de cana. Próximo ao litoral vemos palmeiras delicadas; a floresta só começa a boa distância da costa, onde não existem montanhas mais altas, como no Rio de Janeiro. A ilha de Itaparica é extremamente fértil e abastece o mercado da Bahia com legumes e frutas de todas as espécies. Há numerosos pescadores de baleia, cuja habilidade e sorte lhes fornecem o sustento necessário. Três ruas íngremes ligam a parte

comercial da cidade com os bairros residenciais. A Bahia tem numerosas igrejas e 20 conventos. Na parte baixa da cidade moram os comerciantes, sendo que os mais ricos também possuem residências nos arredores pitorescos. Existe um mercado de escravos, uma bolsa de mercadorias, armazéns, o arsenal e os estaleiros. À época de Rugendas, a Bahia é a principal cidade brasileira depois do Rio de Janeiro. Os principais produtos de exportação são açúcar, algodão, café e couros. A história da Bahia é muito interessante e rica em lembranças. Em 1516, Dom João III doou a Pereira Coutinho toda esta parte do litoral até o rio São Francisco, mas quando o mesmo chegou à baía de Todos os Santos encontrou um outro português, Diogo Álvares Correa, que se casara com a filha de um chefe índio, após naufragar naquela baía vários anos atrás. Correa quis proteger os índios contra os novos povoadores, mas foi preso por ordem de Coutinho. A sua mulher incitou a tribo para que se vingassem, e Coutinho foi obrigado a fugir, levando consigo o prisioneiro. Após algum tempo, foi chamado de volta pelos índios, mas, ao chegar, foi surpreendido por um temporal e seus navios naufragaram na ilha de Itaparica. Todos os sobreviventes foram aprisionados e mortos pelos tupinambás. Correa ficou livre novamente e ainda viveu durante muitos anos entre os indígenas. A história da Bahia é rica em aventuras, mas, após a mudança da capital para o Rio de Janeiro, ela perdeu muito do seu brilho e da sua importância política. Salvador ficou sendo a capital das províncias do Norte, e o Rio de Janeiro das do Sul, até quando a capital do reino passou a ser definitivamente o Rio de Janeiro.

Bibliografia:

Renate Löschner: Johann Moritz Rugendas in Mexiko
Malerische Reise in den Jahren 1831 - 1834. Ausstellungskatalog des Ibero-Amerikanischen Instituts Preußischer Kulturbesitz
in Berlin. Berlin 1984.

BILDLEGENDEN

LEGENDAS

1. ABTEILUNG

PARTE 1

Pl. 1	Praia Rodrigues Strand bei Rio de Janeiro	Praia Rodrigues perto do Rio de Janeiro
Pl. 2	Rio Inhumirim Fluß in der Bucht von Rio de Janeiro	Rio Inhumirim na Baía do Rio de Janeiro
Pl. 3	Urwald bei Mangaratiba in der Provinz Rio de Janeiro	Mata virgem, perto de Mangaratiba, província do Rio de Janeiro
Pl. 4	Serra de Ouro-Branco Gebirge in der Provinz Minas Gerais	Serra de Ouro-Branco na província de Minas Gerais
Pl. 5	Felder an den Ufern des Rio das Velhas in der Provinz Minas Gerais	Campos às margens do Rio das Velhas na província de Minas Gerais
Pl. 6	Hafeneinfahrt von Rio de Janeiro	Entrada da Barra do Rio de Janeiro
Pl. 7	Ansicht von Rio de Janeiro von der Hafeneinfahrt aus gesehen	Vista do Rio de Janeiro tomada da Barra
Pl. 8	Ansicht von Rio de Janeiro vom Aquädukt aus gesehen	Vista do Rio de Janeiro tomada do aqueduto
Pl. 9	Ansicht von Rio de Janeiro von der Kirche Nossa Senhora da Glória aus gesehen	Vista do Rio de Janeiro tomada de perto da Igreja de Nossa Senhora da Glória
Pl. 10	Ansicht des Berges Corcovado und der Vorstadt Catete vom Steinbruch aus gesehen	Vista do Morro do Corcovado e do bairro do Catete tomada da pedreira
Pl. 11	Botafogo	Botafogo
Pl. 12	Wasserfall von Tijuca	Cascata da Tijuca
Pl. 13	Hafen von Estrela	Porto da Estrela
Pl. 14	Mandioca	Mandioca
Pl. 15	Serra dos Órgãos	Serra dos Órgãos
Pl. 16	Rio Parnaíba	Rio Parnaíba
Pl. 17	Rio Paraibuna	Rio Paraibuna
Pl. 18	Barbacena	Barbacena
Pl. 19	Grotten bei São José	Grutas perto de São José
Pl. 20	Matozinhos bei São João del Rey	Matozinhos, perto de São João del Rey
Pl. 21	Vila Rica	Vila Rica
Pl. 22	Vila Rica	Vila Rica

1. ABTEILUNG

- Pl. 23 Sabará
Pl. 24 Catas Altas
Pl. 25 Landschaft
Pl. 26 Mündung des Flusses Cachoeira
Pl. 27 São Salvador
Pl. 28 Ilha de Itaparica
Pl. 29 Blick auf die Küste von Bahia
Pl. 30 Ansicht von Olinda

PARTE 1

- Sabará
Catas Altas
Campos
Foz do Rio Cachoeira
São Salvador
Ilha de Itaparica
Paisagem vista da costa
perto da Bahia
Vista de Olinda

2. ABTEILUNG

- Pl. 1 Indianische Familie
Botocudos
Pl. 2 Botocudos
Pl. 3 Machacari
Camacã
Pl. 4 Puri
Pl. 5 Coroados
Coropós
Pl. 6 Neger und Negerin in
einer Pflanzung
Pl. 7 Negerinnen von Rio de Janeiro
Pl. 8 Neger und Negerin von Bahia
Pl. 9 Benguela
Congo
Pl. 10 Cabinda Quiloa
Rebolla Mina
Pl. 11 Sklavenfänger
Pl. 12 Junge Neger
Pl. 13 Moçambiques
Pl. 14 Benguela Angola
Congo Monjolo
Pl. 15 Kreolen
Pl. 16 Trachten aus Rio de Janeiro

PARTE 2

- Família de índios
botocudos
Botocudos
Machacaris
Camacãs
Puris
Coroados
Coropós
Negro e negra em uma plantação
Negras do Rio de Janeiro
Negro e negra da Bahia
Benguelas
Congos
Cabinda Quiloa
Rebolla Mina
Capitão-do-mato
Negros Jovens
Moçambiques
Benguela Angola
Congo Monjolo
Crioulos
Costumes do Rio de Janeiro

2. ABTEILUNG

- Pl. 17 Trachten aus São Paulo
- Pl. 18 Einwohner von Minas Gerais
- Pl. 19 Einwohner von Goiás
- Pl. 20 Trachten aus Bahia

PARTE 2

- Costumes de São Paulo
- Habitantes de Minas Gerais
- Habitantes de Goiás
- Costumes da Bahia

3. ABTEILUNG

- Pl. 1 Begegnung zwischen Indianern und europäischen Reisenden
- Pl. 2 Indianer in ihrem Lager
- Pl. 3 Tigerjagd
- Pl. 4 Brücke aus Lianen
- Pl. 5 Indianisches Kanu
- Pl. 6 Tanz der Puris
- Pl. 7 Guerillas
- Pl. 8 Begräbnis
- Pl. 9 Indianer in einer Pflanzung
- Pl. 10 Dorf von Tapuias
- Pl. 11 Praia dos Mineiros bei Rio de Janeiro
- Pl. 12 Blick von der Kirche São Bento auf Rio de Janeiro
- Pl. 13 Rua Direita in Rio de Janeiro
- Pl. 14 São Cristóvão
- Pl. 15 Lagoa das Tretas
- Pl. 16 Pflanzerfamilie
- Pl. 17 Pflanzerfamilie auf dem Weg zur Kirche
- Pl. 18 Lundu-Tanz
- Pl. 19 Ruhepause einer Karawane
- Pl. 20 Händlerkarawane auf dem Weg nach Tijuca
- Pl. 21 Durch Caeté ziehender Diamantentransport

PARTE 3

- Encontro de índios com viajantes europeus
- Índios em suas cabanas
- Caça à onça
- Ponté feita de cipós
- Canoa indígena
- Dança dos Puris
- Guerrilhas
- Enterro
- Índios em uma plantação
- Aldeia dos Tapuias
- Praia dos Mineiros no Rio de Janeiro
- Vista tomada em frente à Igreja de São Bento no Rio de Janeiro
- Rua Direita no Rio de Janeiro
- São Cristóvão
- Lagoa das Tretas
- Família de plantadores
- Família de plantadores a caminho da igreja
- Dança Lundu
- Repouso da Caravana
- Caravana de comerciantes a caminho da Tijuca
- Comboio de diamantes passando por Caeté

3. ABTEILUNG

- Pl. 22 Wäscherei des Golderzes
bei dem Berg Itacolomi
- Pl. 23 Jagd im Urwald
- Pl. 24 Europäische Kolonie bei Ilhéus
- Pl. 25 Chinesische Teepflanzung
im Botanischen Garten von Rio de Janeiro
- Pl. 26 Kloster von Nossa Senhora
da Piedade in Bahia
- Pl. 27 Laden in Recife
- Pl. 28 Junta in Pernambuco
- Pl. 29 Messe in der Kirche Nossa Senhora
da Candelária in Pernambuco
- Pl. 30 Fischer
Küste von Ilhéus

PARTE 3

- Lavagem do minério de ouro
perto da Montanha do Itacolomi
- Caça na floresta virgem
- Colônia européia perto de Ilhéus
- Plantação chinesa de chá
no Jardim Botânico do Rio de Janeiro
- Convento de Nossa Senhora
da Piedade, na Bahia
- Venda em Recife
- Junta em Pernambuco
- Missa na Igreja de Nossa Senhora
da Candelária, em Pernambuco
- Pescadores
Costa de Ilhéus

4. ABTEILUNG

- Pl. 1 Neger im Schiffsraum
- Pl. 2 Ausschiffung
- Pl. 3 Negermarkt
- Pl. 4 Transport einer Gruppe
von Negern
- Pl. 5 Negerwohnung
- Pl. 6 Urbarmachen eines Waldes
- Pl. 7 Zubereitung der Mandioca-Wurzel
- Pl. 8 Kaffee-Ernte
- Pl. 9 Zuckermühle
- Pl. 10 Bestrafung der Dienerschaft
- Pl. 11 Waschfrauen in Rio de Janeiro
- Pl. 12 Matrosen
- Pl. 13 Markt auf der Praia dos Mineiros
- Pl. 14 Wasserträger
- Pl. 15 Öffentliche Bestrafungen
auf dem Sant' Anna-Platz
- Pl. 16 Batuque-Tanz
- Pl. 17 Lundu-Tanz

PARTE 4

- Negros no porão do navio
- Desembarque
- Mercado de negros
- Transporte de um grupo
de negros
- Habitação de negros
- Derrubada de uma floresta
- Preparo da raiz da mandioca
- Colheita do café
- Engenho de açúcar
- Castigos domésticos
- Lavadeiras no Rio de Janeiro
- Marinheiros
- Mercado na Praia dos Mineiros
- Carregador de água
- Castigo público
na Praça de Sant' Ana
- Dança do Batuque
- Dança Lundu

4. ABTEILUNG

- Pl. 18 Capoeira oder Kriegstanz
Pl. 19 Fest der Nossa Senhora do Rosário,
Schutzheilige der Neger
Pl. 20 Beerdigung eines Negers
in Bahia

Die Bleistiftkorrekturen bei der Numerierung entsprechen der faksimilierten Originalausgabe der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart.

PARTE 4

- Capoeira ou dança da guerra
Festa de Nossa Senhora do Rosário,
Padroeira dos negros
Enterro de um negro
na Bahia

As correções feitas a lápis na numeração estão de acordo com a reprodução fac-símile da edição original da Biblioteca do Estado de Baden-Württemberg, Stuttgart.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Rugendas, Moritz: Malerische Reise in Brasilien/von Moritz Rugendas.
Faksimile-Ausgabe der Original-Ausgabe Paris, Mühlhausen, Engelmann, 1835.
Stuttgart: Daco-Verlag Bläse, 1986.
ISBN 3-87135-001-X (Normalausgabe), ISBN 3-87135-002-8 (Vorzugsausgabe)
Alleinvertrieb in Brasilien (Normalausgabe) durch Livraria Kosmos Editora Ltda.
São Paulo, Rio de Janeiro, Campinas, Porto Alegre

IMPRESSUM

Das vorliegende Werk von Johann Moritz Rugendas "Malerische Reise in Brasilien" erschien 1986 im Daco-Verlag Günter Bläse, Stuttgart, als ein Faksimile der farbigen Original-Ausgabe von 1835, die sich im Besitz der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart befindet. Die 100 farbig faksimilierten Bildtafeln von den altkolorierten Lithographien wurden bei Lucas-Lichtdruck, Stuttgart, auf 160 Gramm Rives-Bütten im Handfarbenlichtdruck hergestellt. Die buchbinderische Verarbeitung erfolgte im kunsthandwerklichen Betrieb der Buchbinderei Schumacher AG in Bern. Verantwortlich für die Einbandgestaltung ist Stephan Götz. Die Auflage der Normalausgabe beträgt 950 Exemplare, arabisch numeriert von 1-950. Neben der Normalausgabe erschienen 97 Vorzugsexemplare als handgearbeitete Halbfranzbände mit Oasenziegenlederrücken und Lederecken. Jedes Vorzugsexemplar wurde vom Einbandgestalter in Gouachetechnik handbemalt, mit Blattgold collagiert und römisch numeriert von IV-C. Die Filetvergoldung der Rückenverzierung und der goldgeprägte Titel im Buchrücken wurden handgearbeitet in 23 Karat Blattgold. 3 weitere Vorzugsexemplare erhielten einen handgearbeiteten Ganzpergamenteinband mit Filetvergoldung, numeriert von I-III. Sämtliche 100 Vorzugsexemplare tragen das Signum vom Verleger, Drucker und Einbandgestalter. Einige Exemplare, mit H.C. bezeichnet, bestimmte der Verleger für seine Mitarbeiter. Verantwortlich für Herstellung und Vertrieb: Verlagsleiter Peter Steinbach.

Der Daco-Verlag Günter Bläse dankt der Württembergischen Landesbibliothek für die Überlassung des altkolorierten Originalwerkes von 1835 während der Herstellungszeit. Der Verleger dankt Herrn Peter Amelung von der Württembergischen Landesbibliothek für die wertvollen Ratschläge in allen Fragen der bibliophilen Gestaltung.

DACO-VERLAG GÜNTER BLÄSE STUTTGART
gegründet 1943 in Berlin

Dieses Exemplar trägt die Nummer:

LXI